Opp. 662 s (2

Opp. 662 5/(2

2. Ex

Johann Gottfried von Herder's

sämmtliche

Werke.

2

Zur

schönen Literatur und Kunst.

Zweiter Theil.

Mit Kurfürstlich-Würtembergischen und Kurfürstlich-Badischen gnädigsten Privilegien.

Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1805.

1296 2Bd

Opp. 662 s (2

Bayerische
Staatsbibliothek
München

129 g

Inhalt der zweiten Sammlung.

I. Vorläufiger Discurs: von dem Ursprunge der Kunstrichter, und den Gesichtspunkten, in denen er erscheint. S. 3

II. Einleitung in die Fragmente: über die Mittel zur Erweckung der Genies in Deutschland. 13

III. Vergleichung unsrer Orientalischen Dichtkunst mit ihren Originalen;

1. In der schönen Natur, die beide schildern: Urtheil über die Jüdischen Schäfergedichte. . . . 18

2. In der Vaterlandsgeschichte der Morgenländer: Von einigen Dankpsalmen. 22

3. In ihren Nationalmythologien: Von dem Gebrauche Orientalischer Maschinen und Fiktionen. . . . 25

4. In dem Geiste ihrer Religion: Von christlichen Liedern in Orientalischem Geschmack. 31

5. In ihrer ganzen poetischen Sphäre. 35

6. Sprache und poetischem Sinne. Von der Nachahmung der Chöre, und Bilder. 37

7. Daher die elenden Nachahmungen widerrathen, und Erklärungen zuerst angerathen werden. . . . 40

Gespräch zwischen einem Rabbi und Christen über Klopstocks Meßias. 45

IV. Von der Griechischen Literatur in Deutschland.

A. Wie weit wir die Griechischen Dichter kennen! Plan aus ihnen eine Aesthetik zu sammlen: Vorschläge zur Uebersetzung Homers: Ein Urtheil des Geschmacks über Steinbrüchels Uebersetzungen: Entwurf zu einer Winkelmannischen Geschichte der Griechischen Poesie. 57

B. Wie weit haben wir sie nachgebildet?

1. Klopstock mit Homer verglichen: war Homer so unbekannt unter den Griechen, wie Klopstock unter den Deutschen? Hat Wieland oder sein Gegner bei καλος κ'αγαθος Recht? . . . . . . S. 71

2. Pindar und der Dithyrambist: Ueber das Urtheil der Literaturbriefe von den Dithyramben: Hypothese von dem antiken Geiste der Dithyramben: Prüfung der neuern Gedichte dieses Namens: Ein Trinklied darüber. 87

3. Anakreon und Gleim: Ein Liedchen an Anakreons Taube. 118

4. Tyrtäus und der Grenadier: Er ist mehr als Tyrtäus. 124

5. Theokrit und Geßner: Von der beliebten Unterscheidung zwischen Ekloge und Idylle. Hat Theokrit ein höchstverschönertes Ideal? Großer Unterschied zwischen Theokrit und Geßner. 127

6. Alciphron und Gerstenberg. 142

7. Sappho und Karschin: Zwo Antipoden: Ob Sappho und Corinna wegen ihrer Buhlerei verloren gegangen? Ein Urtheil der Literaturbriefe. . . 142

Nachschrift an Leser, Schriftsteller und Kunstrichter. . . 148

Inhalt der dritten Sammlung.

I. Eine Aussicht über die neuere römische Literatur. S. 153

1. Die neuere Literatur hat durchaus eine lateinische Gestalt. Da wir alles durch die Hände der Römer bekommen: so haben sie uns alles geraubt, was wir hatten. . . 155

2. Die Wiederhersteller der Wissenschaften haben allem eine römische Form gegeben, und unter der Herrschaft der Lateinischen Sprache hat die unsre sehr ihre alte Stärke verloren. 166

3. In den Schulen hat lange ein lateinischer Geist geherrscht, der Genies, brauchbare Männer, und selbst Gelehrte hindert. 177

4. Unsre wissenschaftliche Sprache hat einen lateinischen Zuschnitt, mithin die Wissenschaften selbst. . 185

5. Wie fern klebt der Gedanke am Ausdruck in der Sprache des gemeinen Lebens? Anwendung auf die Schriften, die über gemeine Sachen, für den gemeinen Mann, und für das Frauenzimmer geschrieben werden. . . 188

6. In der Dichtkunst ist Gedanke und Ausdruck wie Seele und Leib, und nie zu trennen. 198

7. Ein wahrer Dichter muß in seiner Sprache schreiben. 206

8. Was gewinnt der neuere lateinische Dichter, und was wagt er für sich? 214

9. Was gewinnt und wagt er, wenn dieser Geschmack allgemein wird. 222

10. Wie klebt in der Weltweisheit der Gedanke am Ausdruck, sinnlich, technisch und grammatisch? . . 226

11. Es ist der Tod der Philosophie, nach ihrer Materie und Form den Gedanken blos eingehüllt in gewisse Ausdrücke zu betrachten. 230

12. Anwendung auf den wissenschaftlichen Vortrag. . 237

II. Vom neuern Gebrauch der Mythologie.
1. Klotzens Einwendungen gegen sie werden geprüft . S. 222
2. Die Antworten seines Recensenten ebenfalls. . . 247
3. Wie fern ist ihr Gebrauch zuträglich in verschiedenen Gedichtarten. 252
4. Gränzen dieses Gebrauchs. 262
5. Vorschläge, die Mythologie als eine poetische Hevristick zu nutzen. 265
6. Einige Machtsprüche der Literaturbriefe dagegen . 270
7. Ein vierfacher hevristischer Gebrauch derselben. . . 274
III. Von einigen Nachbildungen der Römer.
1. Von der horazischen Ode, Rammlers, Klopstocks, Uz und Lange. 278
2. Vom lukrezischen Lehrgedicht: Von Haller, Witthof und Creuz: Plan zu einem philosophischen Gedicht über die menschliche Seele. 305
3. Von Nachahmung der lateinischen Elegien: eine schöne Abhandlung der Literaturbriefe mit elegischen Anmerkungen begleitet. 315
4. Von der satyrischen Laune des Horaz und Klotz: nebst einigen neugierigen Fragen darüber. 336
5. Können wir deutsche Ciceronen haben? . . . 344
6. Sollen wir sie auf den Kanzeln haben? Der Versammlung, dem Zwecke, der Sprache nach. 352
IV. Nachschrift. 369

Fragmente
zur
Deutschen Literatur.

Zweite Sammlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorläufiger Discurs.

Von dem Ursprunge, und den Gesichtspunkten, in denen der Kunstrichter erscheinet.

Der erste Kunstrichter, war nichts mehr, als ein Leser von Empfindung, und Geschmack. Er weidete sich an den Schönheiten und den Erfindungen seiner Vorgänger, den Bienen ähnlich, die den Saft und das Blut der Blumen trinken, ohne doch, wie die Raupen, und Heuschrecken, kunstrichterische Gerippe der Pflanzen zurückzulassen. Er war jenem unschuldigen Paare gleich, dem sich im Garten des Vergnügens jede Frucht des Schönen und Guten darbot, ehe es vom philosophischen Erkänntnißbaum genascht hatte. Es hat in der Literatur auch ein Alter gegeben, da die Weisheit noch nicht Wissenschaft, und Schriftstellerei; die Wahrheiten noch nicht Systeme; die Erfahrungen noch nicht Versuche waren: statt zu lernen, was andere gedacht, erhob man sich selbst zum Denken — vielleicht verdient dies auch den Namen eines goldenen Zeitalters.

Ein anderer dachte dem Gefallen und dem Eindrucke nach, den Schönheit und Wahrheit auf ihn machte; und fing an die Wahrheit seines Schrift-

stellers in den Leib ihrer Mutter, Erfahrung, und die Schönheit in die Lenden ihres Vaters, des Vergnügens, und Gefühls zurückzuleiten. Vielleicht fühlte er sich selbst zu unfruchtbar, um Vater zu seyn, daß er also wie die Türkischen Verschnittenen ein Kenner und Beobachter der feinen Reize zu werden suchte, die jetzt blos für sein Auge, nicht für den Genuß waren. So ward aus dem Manne von Gefühl ein Philosoph.

Der Philosoph hatte bald das Unglück, Werke zu sehen, die die Erstgeburt ihrer Originale nicht erreichten; er muste also auf die Ursachen dieser Unfruchtbarkeit denken. Bald das noch größere Unglück, völlig schlechte Werke zu sehen; und jetzt fieng er an, die Vorzüge der ersten auf diese anzuwenden: er prüfte, lehrte und besserte. Das war der eigentliche Kunstrichter. Ist es nicht beinahe wahr, daß er so entstanden ist, als sich nach der ältesten und neuesten Philosophie das Lebendige gebiert, aus einer gährenden Fettigkeit: es sey diese der Nilschlamm, oder Chaldäens rothe Erde, das Chaos des Epikurs, oder Needhams faulender Tropfen.

Das bleibt noch immer ein Plan fürs Denken: "wie aus dem, der bisher blos empfand, ein Denker; und aus dem Genie ein Weiser wurde? wie weit jedes von diesen dem andern entgegen gesetzt sey, und wie weit diese sich einander schwächenden Kräfte zusammen kommen müssen, um die Tempe-

„ratur des Virtuosen auszumachen? wie aus der Na„tur Kunst, aus der Kunst Künstelei, und aus dieser „wieder Barbarei hat entstehen können?„ Die allgemeinen philosophischen Beobachtungen hierüber würden ein Märchen von kritischen Troglodyten, nach Art des Montesquieu hervorbringen, und dies Märchen könnte man denn in Geschichte verwandeln und aus Völkern und Staaten bestätigen.

Nun erscheint der eigentliche Kunstrichter — in welchem Gesichtspunkt? Gegen Leser, gegen Schriftsteller, und gegen das ganze Reich der Literatur überhaupt.

Dem Leser erst Diener, dann Vertrauter, dann Arzt. Dem Schriftsteller erst Diener, dann Freund, dann Richter; und der ganzen Literatur entweder als Schmelzer, oder als Handlanger, oder als Baumeister selbst.

Dem Leser setzet er die Speisen in ihrer Lüsternheit und Anmuth vor, und sucht durch seinen eigenen Appetit ihren Geschmack zu erregen: dieß sind die Auszüge, die gemeinen Tagebücher. Der Leser ist schwach im Verdauen; er gibt ihm Wein zur Stärkung; er hat einen verdorbenen Geschmack; daher braucht er jetzt ordentliche Cur. Dies sind die kritischen Anmerkungen, die dem Leser Gesichtspunkte im Lesen darlegen, die ihm Erläuterungen, Prüfungen, Anwendungen darlegen — und dieses Talent gehört immer nothwendig zum wahren kritischen Geist.

Du schreibst, als wenn du für dich schriebest: nein! Kunstrichter! du schreibst für Leser: diese nie aus den Augen zu lassen, dich nach ihren Schwächen, nicht aber Fehlern zu bequemen, dich nach der Verschiedenheit ihrer Fähigkeit, Lust und Absicht zu richten; die Stummen sprechen, die Blinden sehen, und die Tauben verstehen zu lehren; die Seuche eines falschen Geschmacks mit Gegengift zu heilen, oder ihr zuvorzukommen; kurz! Leute von richtigem Gefühl, von Einsicht, von Geschmack zu bilden — das ist dein großer Zweck.

Dem Schriftsteller, was soll der Kunstrichter seyn? Sein Diener, sein Freund, sein unpartheiischer Richter! Suche ihn kennen zu lernen, und als deinen Herrn auszustudiren; nicht aber dein eigner Herr seyn zu wollen*. "Unser Geist nimmt oft eine gewisse „Unbiegsamkeit an, die uns hindert in die Gedanken anderer uns gleichsam hineindenken zu wollen, „und folglich sehr oft die unsere dadurch zu verbessern. „Man bemerkt dieses nicht an sich selbst, wenn man „einen andern über eine Materie lieset, über die man „selbst noch nicht gedacht hat. Ist aber dies leztere „geschehen: so fängt die Steifigkeit an sich zu zeigen, „die vermuthlich aus eben dieser Ursache, auch außer „andern, bei alten Leuten häufiger angetroffen wird, „als bei jungen. Es gehört entweder eine besondre „Gabe des Himmels, oder eine anhaltende Kreuzigung

* Lit. Br. Th. 17. p. 107.

„des Fleisches dazu, um weich und beugsam genug „zu bleiben, und wenn vollends der, welcher Bücher „lieset, um sie zu beurtheilen, unverdorben bleibt: „so hat er gewiß eben so viel Lob verdient, als der „heilige Aldhelmus, der sich nackt und blos zu jungen „Mädchen ins Bette legte, und doch der Empörung „der Sinne siegreich widerstand.„ Es ist schwer, aber billig, daß der Kunstrichter sich in den Gedankenkreis seines Schriftstellers versetze, und aus seinem Geist lese; allein wie wenige Schriftsteller haben den Stab des Popilius, um uns in diesen Kreis einzuschließen. — Ist der Verfasser von der Art, daß wir ihm nachdenken müssen; so vergißt der Kritikus immer, daß er mit dem Griffel in der Hand lieset; läßt er uns aber die Freiheit, mit ihm zur Seite zu denken; so fühlt der Kunstrichter, er habe einerlei Polhöhe; und wird also sein Rathgeber und Beurtheiler. Wenn endlich, wie in den meisten Deutschen Büchern, die Vorreden Entschuldigungen und demüthige Komplimente enthalten; so wird der Kritikus Richter und Gesezgeber. Er darf nicht den Autor einholen; mit ihm in einer Reihe gehen, will er nicht; er geht also zuvor und commandiret.

Endlich hat der Kunstrichter eine Beziehung auf das Reich der Wissenschaften, als Mitbürger. Gemeiniglich hat er schon als Schriftsteller gelesen, und zeichnet bei den Recensionen die Schattenlänge seiner untergehenden Autorschaft. Oft reißet er nieder, um

die Aussicht zu verbessern; oft springt er, wie Remus über die Mauer seines Bruders, um seine Eifersucht zu verewigen: oft läuft er mit ihm in die Wette, um zuerst vom Ziele den Kranz zu erwischen; oft wühlet er in Trümmern verfallner und hingeworfner Arbeit, um selbst einen Tempel zu errichten: und kann er diesen Bau zu Ende bringen und mit dem Kranze eines vollkommenen Systems, so wird er auf Rechnung vieler das Orakel. Nicht Kolom, der hier eine Insel und dort eine erfand, sondern der ans veste Land trat, gab der neuen Welt seinen Namen.

Ein kritisches Werk, das in allen diesen drei Absichten groß bliebe: was wäre das für ein Schatz einer Nation! Die reichste Abwechselung statt der gewöhnlichen kritischen Monotonie müste entstehen, wenn der Kunstrichter allen diesen Gesichtspunkten auflauerte: bald Leser von unverdorbnem Geschmack, bald solche, die nicht zu lesen wissen, erwischte und sie zu denen führte, die mit ihm lesen; wenn er nicht als Despot, sondern als Freund und Gehülfe des Verfassers lieset, mit ihm, oder ihm nach, oder ihm vordenket, und alles mit der Sorgfalt lieset, als wenn er es selbst schriebe. — Ich glaube, es ist Shaftesburi in einer seiner leider! noch unübersetzten Abhandlungen, der von sich schreibt, daß ihm beständig ein Freund, oder ein Bild der Einbildungskraft vor Augen schweben, und ihn als Muse

begeistern müsse — Diese Dulcinea hat ein Kunstrichter mehr als irgend jemand nöthig.

Aber es schleicht dem Kritikus ein Gaukler nach, der seinen Charakter parodirt: er gibt uns, anstatt ein Buch bis auf Herz und Nieren zu zergliedern, krüppelhafte und todte Gerippe von Auszügen: statt ein Pygmalion seines Autors zu werden, schlägt er ihm, wie Claudius den Statuen Roms, das Haupt ab, und setzt das seinige darauf: als ein zweiter Pluto bewacht er altes angeerbtes Geräth, und ehrwürdigen Auskehricht der Literatur: er eifert in den petites maisons der Gelehrsamkeit gegen elende Uebersetzer: die Brille eines Compendiums oder das Fernglas eines Systems in der Hand, nähert er jetzt diese Wahrheit, jetzt entfernt er jene, um das Schattenspiel seiner Lieblingsbegriffe nur beständig zu erblicken; und eben dies ist ein Kunstrichter nach dem gewöhnlichen Geschmack: er wird seinen Lesern so unentbehrlich, als die Zeichen und Wetterprophezeiungen im Kalender den Tagewählerinnen sind: er wird gelesen, gelobt und vergessen: seine Ephemeriden, gleich den Insekten dieses Namens, haben eine Woche, einen Monat, eine Messe, ein Jahr zu ihrem Lebenslauf.

Leser! mit dem ich jetzt spreche, folge diesen Winken, die nicht Einfälle, sondern oft und leider! bei den besten Werken gemachte Beobachtungen sind. Ich lasse dich los, um die vielen Deutschen Journale,

die die Modekrankheit unsrer Zeit sind, in diesen Aussichten zu betrachten, und wie du es für gut findest, in der Stille zu ordnen. In der Stille! denn alle unsere Kritici sind Richter; jedes Journal reimt sich mit Tribunal: hierinn ist die Deutsche Literatur ihrem Vaterlande ähnlich; viele Fürsten und kein gebietender Oberherr! Man muß also noch so lange in der Stille urtheilen, bis man die Kunstrichter auch als Schriftsteller ansehen lernt. — —

Anmerkung.

Die beste Art, einen Autor zu beurtheilen, ist sein eigner Plan: dieser ist, zu prüfen, zu bessern und auszumalen. Diese Arbeit charakterisirt und bildet Genies; schwer und nützlich zugleich!

Prüft man blos den Plan allgemein, und sagt seine Gedanken drüber, ohne den Verfasser nach seinem Plan zu prüfen: so thut man weder dem Ehrgeiz, noch der Demuth desselben Genüge. Man hält ihn zu sehr für Kind, wenn man sein Ganzes verwirft, und zu wenig für Kind, wenn man sein Probstück nicht ansehen will.

Bei mittelmäßigen Verfassern, deren freilich die meisten sind, verstehe man die Kunst, die Sokrat bei Heraklits Schriften anwandte: ein Täucher zu seyn, um Perlen heraufzuholen.

Die entgegen gesetzte Straße ist, Stellen herausnehmen, um an ihnen zum Ritter zu werden: Oerter

zu suchen, wo man seine Lieblingsgedanken ausschüttet. Dies unterhält; aber oft auf Kosten des Autors.

Man muß mehr Kunstrichter über Fehler, als Schönheiten seyn! insonderheit Schriftsteller auszubilden. So lange man nicht Werke liefert, bei denen es selbst schwer war, zwei Fehler zu erwischen, bei denen wenigstens die Schönheiten überwiegend sind, bei denen kein falscher Geschmack zu merken oder zu fürchten ist: so kann der Kunstrichter immer sich die leichtere Arbeit wählen, Fehler zu bemerken: eine Arbeit, die ihm überdem Würde gibt. — Und das selbst bei guten Verfassern! Wo viele Schönheiten sind, muß ich auch die kleinsten Fehler rügen: die Schönheiten findet das Genie selbst, und der Kunstrichter entfaltet nur die feinsten, die dem Auge selbst des Genies entwischen könnten; die Fehler muß man auch an Cramers rügen, wenn nicht ihrer, doch der Basedows* wegen; damit wer nicht Genie ist, gewarnt werde gegen

— — maculas, quas aut incuria fudit
Aut humana parum cauit natura — —

Je mehr der Kritikus sich vertheidigen muß, desto minder wird seine Gerechtigkeit unwidersprechlich. Der alte Syrus hat wohl nicht Unrecht: "Lobe die Freunde öffentlich und tadle sie insgeheim!"

* Lit. Br. Th. 5. p. 289.

Was Isokrates sich zum Muster nahm: "stumpfes Eisen zu wetzen!„ das ist auch der Zweck der Kunstrichter gegen Schriftsteller, und das Verdienst der Literaturbriefe. Haben sie nicht das Füllhorn der Gratie ganz ausgeschüttet: unde parentur opes; so haben sie doch Blumen gestreut um den Altar der Göttin Literatur — falls nicht schlechte Schriftsteller in gute umschaffen können; doch die elenden etwas zur Furcht und Behutsamkeit gebracht. Die Quelle des guten Geschmacks ist geöfnet: man komme und trinke!

Einleitung.

Seitdem der Nationalstolz einer gewissen Schule in Deutschland sich etwas gebeuget hat: "unser „Deutschland dürfe keinem Volk, es sey alt oder „neu, wenn es nur undeutsch ist, an Werken der „Einbildungskraft etwas nachgeben„ — seitdem die Nachahmungssucht einer andern Sekte auch etwas kalt geworden: man müsse, was nur Orientalisch, Griechisch und Brittisch hieße, durch rauhe Kopien auf Halbdeutschen Boden verpflanzen; seitdem Kunstrichter, durch beide Abwege gewarnt, die Mittelstraße wählten, und auf den Trümmern Gottschedischer Originalwerke und Schweizerischer Nachahmungen, die Deutsche Literatur übersahen: seit der Zeit ist keine Klage lauter und häufiger*, als über den Mangel von Originalen, von Genies, von Erfindern — Beschwerden über die Nachahmungs- und gedankenlose Schreibsucht der Deutschen.

Die Literaturbriefe unterschieden sich gleich vom Anfange durch den eifernden Ton hierüber; man konnte es merken, daß sie über jedes Feld der Deutschen Literatur ihre Aussichten ausbreiten wollten; und da schon das Cirkelrad von Fehlern beinahe herumgetrieben war: da Schweizer und Gottschedianer

* Lit. Br. Th. 1 — 24.

einander möglichst widerstanden, und gleichsam durch ihre gegenseitigen Kräfte, die in einander wirkten, eine gewisse ruhige Denkart hervorbringen musten: so foderte es die Zeit, daß Kunstrichter, die beider Partheien Ausschweifung sahen, eine mittlere Schwäche inne werden musten: und auf diesen Zeitpunkt trafen die Briefe.

Bloßer Tadel macht kleinmüthig; beständige Klagen endlich verdrossen, und ewige Vorschriften matt und gezwungen: kommt es nun noch dazu, daß der Tadel nicht immer gründlich, die Klagen wiederholt, und die Vorschriften zu einschränkend sind: so sieht man den Schulmeister, der nach der bekannten Fabel, dem Kinde im Wasser eine Strafpredigt hält, den Philosophen dem Hungrigen vorpredigen: sey nicht hungrig! und den Arzt dem Kranken zurufen: sey gesund!

Um also mehr zu thun, als zu klagen: kann man dreierlei versuchen. Zuerst als Weltweiser, das Genie, und Originalgeist, und Erfindung zergliedern, seine Ingredienzien auflösen und bis auf den feinsten Grund zu dringen suchen. Ich wünsche unserer Zeit zu diesen feinen Untersuchungen Glück; sie sind ein neuer Begriff unserer Weltweisheit: sie sind von großem Nutzen in der Geisterlehre, und es ist ein Vergnügen, viele Deutsche gemeinschaftlich in einerlei Goldader, aber an verschiednen Oertern graben zu sehen. Sulzers* Abhand-

* Lit. Br. Th. 6. und 22.

lung in den Schriften der Berlinschen Akademie: die Untersuchungen zweier Ungenannten in der Sammlung vermischter Schriften, und in den Breslauer Sammlungen wetteifern, um diesen Begriff ins Licht der Sonne zu stellen.

Allein zur Erweckung der Genies trägt dies Zergliedern nichts bei: bei aller Mühe bleibt die vivida vis animi so unangetastet, als der rector Archaeus bei den Scheidekünstlern: Erde und Wasser bleibt ihnen; die Flamme verflog, und der Geist blieb unsichtbar; allen ihren chymischen Zusammensetzungen können sie nach dem, was sie bei der Scheidekunst gewahr wurden, zwar Farbe, Geruch und Geschmack, nie aber die Kraft der Natur geben. Je mehr Seelenkräfte der Weltweise herzählet, die zum Genie gehören; je mehr Ingredienzien er in diesem Salböl der Geister antrift, je mehr kann ich zweifeln, ob mir nicht eine davon entging: und niemand war groß, der an seiner Größe zweifelte, und jemand höher, als sich schätzte. Je feiner die Regeln sind, die du aus der Natur des Genies herleitest: desto furchtsamer wird der Versuch, der sich endlich nichts höhers vorsetzt, als Fehlerlos zu seyn.

Jener Baumeister im Plutarch, sagte hinter den prächtigen Entwürfen seines Vorgängers: alles, was er gesagt hat, will ich thun! — Und der kann zuerst ein Meister in Israel werden, der andern vorarbeitet: die armen Stümper, quibus

peiore ex luto finxit praecordia Titan, werden ihm gern nachfolgen. Woher glühet uns bei der Youngischen Schrift über die Originale ein gewisses Feuer an, das wir bei blos gründlichen Untersuchungen nicht spüren? Weil der Youngische Geist drinn herrscht, der aus seinem Herzen gleichsam ins Herz; aus dem Genie in das Genie spricht; der wie der Elektrische Funke sich mittheilt.

Man kann sagen, daß hiezu mehr Beobachtung, und zu dem ersten mehr Spekulation erfordert wird: bei dieser schränket man sich mehr ein, bei der Beobachtung breitet man sich mehr aus. Ist man selbst Genie, so kann man durch Proben die meiste Aufmunterung geben, und den schlafenden Funken tief aus der Asche herausholen, wo ihn der andre nicht sucht. Man wird auch eher auf die Hindernisse dringen, die das Genie und den Erfindungsgeist aufhalten, weil man sie aus eigner Erfahrung kennet. Und endlich wird man den Thoren am besten die Originalsucht ausreden können: wenn man mit der großen Stimme des Beispiels sie zurükscheucht. Durch feine Spekulationen ist nie der Geist einer Nation geändert: aber durch große Beispiele allemal; und neben dieser Hoheit, ein Muster werden zu können, braucht blos ein gutes Auge, andre zu sehen, und einen guten Willen, sich mittheilen zu wollen.

Weil es aber gefährlich ist als ein zweiter Prometheus, den Elektrischen Funken vom Himmel

selbst zu holen; weil es schwerer ist, Künstler, als ein Sophist über die Kunst zu seyn; weil das Kunstrichteransehen immer Verminderung befürchtet, wenn es sich selbst der Beurtheilung unterziehen soll: so ist der Mittelweg die gewöhnliche Straße: man betrachtet die Werke der Andern, um durch sie aufzumuntern. Und dies ist die dritte und üblichste Art, zu der ein gutes Auge zu sehen und zu vergleichen, Aehnlichkeit und Unterschied zu bemerken, und ein guter Verstand gehört, rathen zu können.

Ich will also die Deutschen Nachahmungen mit ihren Originalen vergleichen; ihren Werth gegen einander abwägen, und fragen: warum Apoll den Deutschen noch immer sagen kann, was er dort durchs Orakel den Aegiäern sagte: ὑμεις Αιγιεες ουτε τριτοι, ουτε τεταρτοι. Ich selbst bin zwar nicht ein Vertrauter des Apollo; allein Homer führt den Achill dort redend ein: "Wohlan! laßt uns einen Wahrsager „oder Priester, oder Traumdeuter fragen: warum „Phöbus Apollo auf uns so sehr zürne? denn wahr„lich auch der Traum kommt vom Jupiter!„ — Kalchas sagte die Wahrheit, und fand folglich den Widerspruch, auf den er sich gefaßt machte. Agamemnon hieß ihn einen Wahrsager des Unglücks; aber Lügenprophet getraute sich selbst Agamemnon nicht zu sagen. *

* Iliade B. 1. V. 64. rc.

Von den Deutsch-Orientalischen Dichtern.

I.

Ein Theil unsrer besten Gedichte ist halb Morgenländisch: ihr Muster ist die schöne Natur des Orients: sie borgen den Morgenländern Sitten und Geschmack ab — und so werden sie Originale. Wenn nicht neue; so liefern sie doch wenigstens fremde Bilder, Gesinnungen und Erdichtungen. Darf man sie prüfen? Es ist mißlich; denn wie oft vermengt man, aus Dummheit oder Bosheit, das, was man an Dichtern tadelt, mit dem, was man in andern Gesichtspunkten gern annehmen will: das, was wir nachahmen, mit demjenigen, was wir glauben. Indeß wage ichs; und kann es wagen, da insonderheit ein großer Mann in Deutschland, der Morgenländische Philologie und dichterischen Geschmack genug besitzt, um hievon zu urtheilen, in einigen Stücken öffentlich Bahn gebrochen hat. *

Können wir die Morgenländer nachahmen? Kön-

* Der große Mann, den ich hier meine, ist Michaelis, ein Schriftsteller, der über mein Lob erhaben ist. Würden wir seine versprochnen Arbeiten, die hebräischen Alterthümer, die Einleitung ins A. T. bald erhalten: so könnte alsdann vielleicht ein Gelehrter von Geschmack, Sprachenkenntniß und

nen wir ihnen in der Dichtkunst gleichkommen? So frage ich, und leite blos den Leser auf Wege, die er selbst fortsezzen, oder nach Belieben vorbeigehen kann.

Die schöne Natur des Orients ist nicht völlig die unsrige. Wenn David von den brausenden Tiefen des Jordans nahe an seinen Ufern ein Trauerlied singet: so wird so ein karakteristisches Ganze darus, als Michaelis im 42sten Psalm zeiget. Wenn die biblischen Dichter von den Schneegüssen des Libanon; vom Thau des Hermon; von den Eichen Basans; vom prächtigen Libanon, und angenehmen Carmel reden; so geben sie Bilder, die ihnen die Natur selbst vorgelegt hat: wenn unsre Dichter ihnen diese Bilder entwenden, so zeichnen sie nicht unsre Natur, sondern reden ihren Originalen einige Worte nach, die wir kaum nur halb verstehen. Das vortrefliche Buch Hiob! woher nimmt es alle seine Schäẑe der Schönheit? Aus inländischen, aus Egyptischen Bildern, Erdichtungen und Gegenständen! Nun sage man, wie einer unsrer Dichter, der Egypten oft nicht einmal aus Reisebeschreibungen kennt, vom Leviathan und Behemoth singen darf? Wie manches Lob Gottes in Deutschen Gedichten könnte

Philosophie, aus allen seinen Schriften insonderheit aus seinem Lowth die Grundlinien zur Erklärung der Morgenländischen Gedichte entwerfen, die ich hier vorbilde; und diesen könnten die Uebersezzer folgen.

ich anführen, wo die größten Bilder so übel zusammengesezt sind, daß ein prächtiges, neues, ungewöhnliches — Unding herauskommt: o überließen doch unsere Dichter dergleichen einigen Kanzelrednern, die es sehr gut zu brauchen wissen!

Und wenn wir diese Bilder auch endlich verstehen — erklären, und aus den lebhaftesten historischen und geographischen Beschreibungen ihre Schönheiten ganz fühlen lernen; nie haben diese historischen Beschreibungen, Auslegungen, Erklärungen so viel Eindruck in uns, als die sinnliche Gegenwart dieser Oerter: nie das Leben der Anschauung, als wenn wir sie selbst sähen; als wenn unsere Seele durchs Auge brennende Pfeile empfände, als wenn uns die Muse wirklich ergriffe und weckte; als wenn wir μουσοληπτοι oder μουσοπατακτοι würden; und so waren es die Poeten des Orients: „Ich bin der Rede so voll, daß mich „der Othem in meinem Bauch ängstiget; ich muß reden, daß ich Othem hole: ich muß meine Lippen aufthun und antworten!„ So muß es jeder großer Dichter seyn:

— — — Poscere fata
Tempus erit. Deus! ecce Deus!

Nie ist die gesunde Einbildungskraft so lebhaft, als die Erfahrung, und nie die ideale Gegenwart der sinnlichen gleich.

Der Verfasser der J ü d i s c h e n S c h ä f e r g e d i c h-

te, dem sonst Anlage zur Dichtkunst nicht fehlt, hat meine Warnung durch seinen unglücklichen Flug bestätigt. Diese sowohl, als seine Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums, haben lange nicht die Gewalt, uns in diese Gegenden zu versetzen: seine Einbildungskraft kämpft, um — lauter alte Züge zu wiederholen, Norden nach dem Orient zu verpflanzen; alles, was er gesehen und gelesen, aufzubieten; alle vier Welttheile zu vereinigen, um — etwas Unbestimmtes, und Schlechtes zu liefern. Seine Einbildungskraft und seine Sprache — alles sichert ihn vor dem Verdachte, beschnitten zu seyn: er verläßt sein Land, um in der Fremde zu betteln. Die poetischen Gemälde aus der heiligen Geschichte * verlieren in diesem Betracht immer viel von dem ungeheuren Beifall, den ihnen einige gegeben: indessen ziehen sie sich unter poetische Empfindungen zurück, und als solche mag ich sie nicht betrachten.

Singen wir überdem Occidentalische Gegenstände, und mit Tönen dem Morgenlande entwandt: so wird ein solch Gemisch daraus, als jeder in Horazens Bilde auslachet — Und doch lachen wenige, wenn der Jordan und Hermon, und Cherubs u. d. gl. neben dem Rhein und dem Harz stehen: wenn sich die Orientalischen Tiger mit unsern Lämmern gatten. „Wir können Vergleichungen mit diesen Ge-

* Th. 6. p. 247.

„genständen allerdings nutzen!„ Wir können Bilder borgen, um sie für uns anzuwenden, aber uns nicht durchgängig ihnen überlassen, nicht in dieser fremden Bildersprache durchgängig reden: nicht sie mit der unsern ungeschickt vermischen: nicht uns den Glanz der Mittagssonne rauben, um den Schein einer Lampe zu geniessen; oder diese gar in das Sonnenlicht tragen.

Käme es nur erst so weit, daß niemand schriebe, was er nicht verstünde: befleißigten wir uns mehr, den Orient zu beschauen, die heiligen Gedichte zu verstehen, und wirklich erklären zu können: so würden wir es gewiß verlernen, mit Orientalischen Mastkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunst nur ganz einsehen, zu Schilderern unserer eigenen Natur ausbilden. Nicht Armuth, sondern Unschicklichkeit oder Bequemlichkeit hindern uns daran, unsere Schätze zu brauchen, und lieber, wie Horaz sagt, pauperes nostro in aere zu seyn.

2.

Auch die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer ist nicht die unsere. So sehr sich immer Voltaire, und die seines Theils sind, beklagen, daß wir ein eckles dummes Volk aus einem Winkel der Erde so sehr erheben; so wahr es ist, daß ihre Geschichte allerdings mehr Platz in unserer Historie und Aufmerksamkeit einnimmt, als sie an sich verdienen möch-

te: so fehlt uns doch noch immer zu viel, unsern dichterischen Stoff bis auf kleine Nuancen aus ihrer Geschichte zu borgen. Unser Publikum, das die Juden blos aus einem Hübner oder Iken kennet, wird einen ewigen Commentar nöthig haben, und Schönheiten, die für das Auge dastehen, mit dem Fernglase ansehen müssen. Und der Dichter selbst wird Mühe genug haben, in den Orientalischen Gedichten die beständigen feinen Anspielungen auf ihre Rettungen von Feinden, auf ihre Urväter, auf die Aegyptische Errettung, auf ihre Reise durch die Wüste u. s. w. nur überall bemerken zu können; nur höchstens die Hälfte von ihnen zu verlieren. Sie ganz besitzen zu wollen, ihre Schilderung selbst zu übernehmen — das thut nur der, so das Lächerliche einer halbgetroffenen Nachahmung nicht einsieht. Wer hätte uns eher den Moses im Heldengedichte singen können, als Michaelis; und dennoch ließ er ihn liegen, nach der weisen Horazischen Regel:

Si quae desperas tractata nitescere posse, - -
- - - relinque.

Könnten wir doch nur erst ihre Gedichte aus ihrer Nationalgeschichte ganz erklären; alsdenn übersetzt und ahmet nach! Was ist z. E. der 68ste Psalm, wenn ihn der Ausleger des Lowth erklärt, und was ist er bei Cramer?

Gesetzt, wir könnten alles dies wissen; singen wir denn für Juden? die sich für das einzige Volk Got-

tes hielten? die von dem feurigsten Nationalstolz belebt wurden? Jedem Volk gießet bei seiner ersten Bildung der Patriotismus Flammen in die Adern — bei keinem aber hat er dies gährende Blut länger erhalten als bei diesem. Von allen Völkern der Erde abgesondert, brachte es seinem Schutzgott Nationalgesänge; erlöset von Feinden, die sie anspieen, sangen sie Triumphslieder, die ihr patriotischer Geist belebte: entfernt von Fremden, die ihnen unrein waren, sangen sie bei Nationalfesten — wer kann ihnen nachsingen? Unser GOtt ist ein Vater der Menschen, nicht eines Volks, ein GOtt der Christen, nicht einer christlichen Religion! — "Aber werden einem „Juden diese Gegenstände nicht eben so alt geworden „seyn, als uns?„ Ich gebe es zu: und habe doch nicht meine Parallele verlohren. Ihnen ward es mit der Zeit gleichgültiger; aber uns noch ungleich eher und stärker; weil alle diese Geschichten für uns fremder und entfernter sind. Man sey uupartheiisch; wer kann wohl bei uns den besten Cramerischen Dankpsalm mit der Entzückung singen, wenn er Nationalwohlthaten betrift, als Israel in seinem Heiligthum? Wer singet die Cantate des Zachariä mit eben der Theilnehmung, als Mirjam und Moses die ihrige am rothen Meere? Es kann immer seyn, daß „ein Genie im Talmud als in einer Wissenschaft „seine völlige Nahrung finden könne,„ * aber ein

* Litter. Br. Th. 2. p. 256.

poetisches Genie, das nach Materialien zur Dichtkunst gräbt? Schwerlich! wenn es unserm National- oder Seculargeist sich bequemen will.

3.

Mit diesem Nationalgeist sind auch die Nationalvorurtheile sehr genau verbunden; Meinungen des Volks, über gewisse ihnen unerklärliche Dinge: Fabeln, die sie sogleich mit dem Stammlen der Sprache von ihren Erziehern lernen, die sich also aus den ältesten Zeiten von den Stammvätern herunter erben: die sich bei einem sinnlichen Volk, das sich statt der Weisheit und Wissenschaften, mit dem Hirtenleben, dem Ackerbau, und den Künsten abgiebt, sehr lange Zeit erhalten können, und dem Dichter also vielen Stoff darreichen, zu Erdichtungen, die das Herz des sinnlichen Volks sinnlich rühren können. Er weckt das auf, was in ihnen schläft, er greift ihre Seele bei der schwächsten Seite an, und erinnert sie an ihre Begriffe der Erziehung, mit denen sich ihre Einbildungskraft gleichsam zusammen geformt hat: an die Traditionen ihrer Väter, die also auch ihre Lieblingsvorurtheile geworden sind, weil sie sich nach dem Naturell ihres Denkens, ihres Clima und ihrer Sprache richten. Daraus entstehet alsdenn für die Dichter eine heilige Mythologie, die national ist, und ihnen jederzeit eine Zauberquelle war, um Fiktionen zu schöpfen, und Bilder zu erheben, in die sie, die

zu den ersten Zeiten des Volks auch Propheten und Richter waren, ihre sinnreiche Weltweisheit, Tugend- und Lobsprüche einkleideten.

Alle Morgenländer haben an diesen geerbten Mährchen einen sehr reichen Ueberfluß, wie alle Reisebeschreibungen zeigen; ihre Dichter bedienen sich desselben also so sorgfältig, als Homer und Virgil sich bekanntermaaßen auf alte Sagen und Ueberlieferungen gründeten. Die Juden, ein sinnliches Volk, hatten auch keinen Mangel daran, und warum sollten sich ihre Dichter nicht dieser unschuldigen Kunst bedienen, um über sie zu siegen? Ein großer Glaube über Träume, Zaubereien, Erscheinungen und Besizzungen ist dem Dichter so vortheilhaft, als er dem Weltweisen ein Dorn im Auge ist; und mit welcher Mühe suchte GOtt diesen in Judäa auszurotten? Beschwörungen, Zaubereien durch Schlangen; diese Meinung hatten sie mit den Morgenländischen Völkern gemein, wie die öftern Stellen ihrer Dichter bezeugen. Aus Aegypten hatten sie einen ganzen Schatz dieser Nationalmeinungen herübergeholt: von denen Michaelis einige, wie aus einem Herkulanum, gezogen hat.

Für uns sind diese Fabeln halbverloren, oder fremde, oder todt; da unsere mehr wissenschaftliche und denkende Lebensart sie ausgetilget, oder geläutert hat. Die schrecklichen Donnerwetter, die an dem Meere aufstiegen, und über ihr Land nach Ara-

bien hinzogen, waren in ihren Augen Donnerpferde, die den Wagen Jehovahs durch die Wolken zogen; ihnen hat David also so viel große Bilder, und insonderheit den vortreflichen 29sten Psalm geweihet. Bei uns sind die Cherubim nicht eigentlich mehr lebende Idole der Phantasie; noch glauben zwar Kinder und Weiber das, was unser Dichter singt: „Gott „fährt in den Wolken, um Donnerkeile zu schleudern;„ der Weltweise aber und sein Bruder, der philosophische Dichter, wird, seitdem Prometheus den elektrischen Funken vom Himmel stahl, eher den elektrischen Blitzfunken, als so oft wiederholte Bilder singen. Wo ist bei uns der Engel des Todes, mit seinem flammenden Schwerte, dessen Gefolge und Verrichtungen jene so gut kannten? Er ist entweder ein Unding, oder nach den Idolen unsers Pöbels ein Gerippe! Wo sind die Engel des Herrn, auf Flügeln der Winde, und auf den Flammen des Feuers? Es sind Diener der Natur, die unsere Einbildungskraft selten personificirt! Was ist die Veste des Himmels, wo der Thron Gottes ruhet? Luft! Was der Regenbogen, der sich zu seinen Füßen wölbet? Bei den alten Skaldern die Brücke, auf der die Riesen den Himmel stürmen wollten, die noch jetzt ein flammender Weg zum Schrecken erscheint; aber für unsern Dichter, ein Farbenspiel. Solcher Nationalvorurtheile könnte ich eine große Menge anführen: und die meisten haben sich entweder in unserer erleuchtetern

Zeit schon verlohren, oder verfeinert, oder sind nach dem Unterschiede unsers Klima und unserer Denkart ganz anders. Die Religion der Skalder *, die Odin aus den Morgenländern brachte; wie sehr veränderte sie sich auf dem rauhen Scandinavischen Grund und Boden? Ihr Himmel und ihre Hölle, ihre Weltentstehung durch Frost, und ihre Riesen, ihr großer Wolf, und der Bändiger desselben, ihre Zaubereien und Heldenthaten sind mit solchen Localfarben aus Norden gemahlet, als in verschiedenen andern Gegenden, hier Drachen und dort Elephanten, das Paradies und die Hölle der Araber, die Brücke Poul-Serra der Perser, und die Schildkrötengeschichten der Amerikaner gezeichnet sind. Es wäre ein angenehmer und nützlicher Versuch, diese Nationalvorurtheile vieler Völker zu sammlen, zu vergleichen, und zu erklären.

Für den Dichter sind dieses Nationalvorurtheile, die ihm nicht immer entwandt werden können, ohne ungereimt, oder lächerlich zu werden. Miltons Brücke über das Chaos mag freilich im Munde eines Arabers, des Sadi, besser klingen, als in dem seinigen: Klopstocks Oefnungen am Nordpol, seine ätherischen Wege, seine Sonnen im Mittelpunkte der Erde dürften vielleicht zu sehr die Wirbelwelt der Leser verrücken, sie mögen ehrlich Ptolemäisch, oder Copernikanisch denken; diese Erdichtungen scheinen selbst

* Mallet Geschichte von Dänemark, Th. 1.

einer sinnlichen Denkart entgegen. Und übersieht man überdem die Erdichtungen, die die Schweizer in ihre Morgenländischen Gedichte eingewebet; (vom Blute des unschuldigen Abels, bis auf das Blut des Zacharias, Barachiä Sohn) so kann man sich bei ihren Engeln und Teufeln, und Schlangen und Ungeheuern oft, wenn man gleich nicht als Philosoph lesen will, kaum jener Frage erwehren, die der Cardinal von Este an seinen Ariost that: mein lieber Ludwig, wo habt ihr alle das närrische Zeug herbekommen?

Möchte man doch bedenken, daß der Geschmack der Völker, und unter einem Volke der Geschmack der Zeiten sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe: daß also, um sich dem Geschmack seines Volks zu bequemen, man ihren Wahn und die Sagen der Vorfahren studiren müsse: und, um auch dem Gott der Zeit ein Opfer zu bringen, man diese und fremde Meinungen nach der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes passen müsse. Von beiden gebe ich ein Exempel. Der Romanische Geschmack der Spanier und Italiäner ist ein Zweig von dem Aberglauben der Morgenländer, den man ziemlich genau dort aus der Maurischen und hier aus der Saracenischen Ueberschwemmung herleiten kann. Er ward in beiden Ländern gemein: in beiden vermischte er sich mit dem Gothischen Ritter- und Riesengeschmack: nachher mischte sich der katholische

Hang zu Kreuzzügen, und heiligen Abentheuern dazu! — und nun sehet! wie sehr Lopez di Vega, Pulci, Ariost und Tasso dieses Gemisch zu brauchen gewust; aber freilich zu nichts mehr und minder, als Nationalstücken. Wer es also beklagen möchte, daß keine solche Morgenländische Invasion nicht auch bei uns den Saamen poetischer Fabeln gestreut hat; dem rathe ich, diese dichterischen Schweißtropfen der Cultur seines Bodens zu widmen. Er durchreise, als ein Prophet in Ziegenfellen, die Mythologien der alten Skalder und Barden sowohl, als seiner eignen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slaven, Wenden und Böhmen, Russen, Schweden und Polen gibt es noch Spuren von diesen Fußstapfen der Vorfahren. Würde man, jeder nach seinen Kräften, sorgsam seyn, sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen; so würde man nicht blos tief in die poetische Denkart der Vorfahren dringen, sondern auch Stücke bekommen, die, wie die beiden Lettischen Dainos, die die Literaturbriefe* anführten, den oft so vortrefflichen Ballads der Britten, den Chansons der Troubadoren, den Romanzen der Spanier, oder gar den feierlichen Sagoliuds der alten Skalder beikämen; es möchten nun diese Nationalgesänge Lettische Dainos, oder Cosakische Dummi, oder Peruanische, oder Amerikanische Lieder seyn. Will aber jemand

* s. Lit. Br. Th. 2.

dies nicht thun, wohl! der bequeme sich nach seiner Zeit, da das Licht der Philosophie die heiligen Schatten der Dichterei vertrieben, und singe für unsern reinen Verstand.

4.

Der Geist der Religion hat sich verändert. In den Zeiten, da die Dichtkunst blühete, herrschte noch eine gewisse wilde Einfalt, nach der Gott auch die Religion einrichtete, die die Bändigerin der damaligen Zeiten war. Ich zeige hiezu nur drei Gesichtspunkte. Sie begriff mehr unter sich, sie hatte einen andern Zweck, sie gieng einen andern Weg, als unsere.

Sie begriff mehr unter sich.) Es ist bekannt genug, daß sie sich ins Detail der kleinsten Gesetze, Veranstaltungen und Ceremonien einließ: daß sie eben sowohl auf den Märkten, als in dem Heiligthum die Theokratie eines Schutzgottes regierte, der Propheten und Dichter und Richter in einer Person aufweckte, und begeisterte. Daher waren alle ihre Poesien heilig; sie mochten prophetische Gesänge, oder Lasten von Flüchen, oder Trostlieder, oder Gesetze und Sprüche enthalten. Unsere Religion hingegen sondert sich von der politischen Regierung und den Richterstühlen ab: sie ist nichts minder als theokratisch, und der prophetische Geist schweigt.

Jene hatte einen andern Zweck.) Ein wildes un-

gebildetes Volk im Zaum zu halten, das über den Acker und Landweiden wenig seinen Geist erhob. Hier war eine sinnliche Dichtkunst das Mittel, ihre Seele etwas aufmerksam zu machen. Gesänge von zeitlichem Glück und Unglück, schallten von jenen Bergen Grisim und Ebal: der größte Theil der Psalmen beschäftigt sich mit dem zeitlichen Zustande des Volks und kann meistens blos durch erbauliche Accommodationen und Katachresen etwas geistliches bedeuten. — Unsere Religion hingegen ist geistig, und mit den erhabensten Zwecken auf eine glückliche Ewigkeit.

Jene war sinnlich und lange nicht so moralisch, als die unsere.) Das Volk war noch nicht zu der feinen Moralität tüchtig, die unsere Religion fodert; es muste also mit sinnlichen Gebräuchen unterhalten werden. Reinigungen und Opfer, Gebräuche und Sazzungen, Priester und Tempel; alles beschäftigte ihr Auge, alles füllete ihre Gedichte mit Anspielungen, die sie darauf ziehen sollten. Die ganze Sprache hat sich also verändert, und beinahe auch die ganze Reihe von Begriffen. Ihr Engel des Todes war nicht unser Teufel: es war ein unmoralisches Wesen, das Gott sandte; die andern Engel hatten nicht so unabtrennbar einen Begriff der moralischen Güte mit sich: ihr Gott selbst muste ihnen in den stärksten Leidenschaften geschildert werden, damit er sie rührte; sie sahen auch bei ihren heiligen Gedichten nicht immer darauf, ob jedes Gleichniß

tugendhaft

tugendhaft und wohlanständig wäre; wenn es nur schilderte — Unsere Religion hingegen ist keine Tochter der Einbildungskraft, sondern eine Schwester der Vernunft und moralischen Güte. —

Und nun! sind alle Gedichte, die bei ihnen Stücke der Religion waren, es auch für uns? Ich glaube nicht! und wenn man sie also nachahmen wollte? So müßte es seyn, "als wenn David z. E. christliche „Psalmen schreiben würde.„ Freilich ist dies der Zweck, der bei Klopstocks Liedern in der Vorrede steht, den aber im Ganzen seine Lieder nicht erreichen möchten. Wirklich etwas zu viel Orientalischer Schaum, und christliche Gegenstände Orientalisch behandelt — Und worinn denn? Ich schätze diese Lieder sehr, denn sie wirken mehr auf das Herz, als einige andere. Und darnach beurtheile ich den Werth eines Liedes. Aber zu viel morgenländische, biblische Sprache, als daß sie immer nach unsern Ideen bestimmt genug seyn sollte: gewisse morgenländische Wiederholungen, die statt zu seufzen jähnen machen: und dann nicht die gehörigen Beweggründe und Reizungen zu den Empfindungen, die sie erwecken sollen. Klopstock, der selbst eine empfindungsvolle Seele zeigt, hat sich gewisse Gegenstände der Religion, insonderheit bei den Martern des Erlösers einige Nuancen, so eingedrückt, daß, wenn er auf sie geräth, er sich verweilt, und in Empfindungen ausbricht, die er bei dem Leser nicht genug vorbereitet hat: und

bei denen also mancher nichts empfindet. Wenn unsre ganze Einbildungskraft in Arbeit ist: so kann sich aus dem ganzen rührenden Gemälde ein Zug (nicht immer der bedeutendste) am tiefsten eindrucken, der nachher jedesmal das ganze Gemälde zurückbringt, und also auch durch die Einbildungskraft die ganze Empfindung wieder aufregt — aber dies letzte geschieht bei einem fremden Leser nicht durch den einzelnen Zug, sondern durch das treue Ganze, das man ihm also vormalen muß. Um dies mit einem Beispiel zu beweisen: so habe ich einen frommen, redlichen Greis gekannt, der in seinen letzten schwachen Jahren, bei seinem Unterricht und Gebeten nie so sehr bewegt wurde, als wenn er auf den Zug im Leiden Jesu stieß: er hieng (nach seinen Provinzialismen) Mutter-Faden-nackt am Kreuz: bei diesem an sich unwichtigen Umstande, der sich aber seiner Phantasie in den ersten Jahren vorzüglich eingedruckt hatte, stand er stille, ergötzte und beruhigte er sich, da sein Zuhörer indessen jähnte. — Uebrigens weiß Klopstock die menschliche Seele genau zu treffen; manche Gesänge sind Muster einer stillen andächtigen Empfindung, insonderheit wenn sie zu den sanften gehört, und nichts glückt ihm mehr, als seine Todesbetrachtungen.

Es ist mir lieb, daß ich über viele ältere biblische Gedichte nicht urtheilen darf; was hat man nicht aus vielen Charakteren gemacht? Ein völliges

lächerliches Unding, das dem Charakter seines Volks, seiner Zeit, und seiner Religion widerspricht. Gerade, wie diejenigen, die eine ganze Straße niederreissen, um darauf einen einzigen Pallast zu bauen; die nichts darnach fragen, wie viel andre sie umbringen; zufrieden, wenn sie, ohne alle Rücksicht auf Mütter, Weiber und Kinder, auf Nation, Zeit und Geschmack, einen Menschen darstellen können.

Compos'd of many ingredient Valours
Iuſt like the Manhood of nine Taylors,

wie Hudibras singt.

5.

Ueberhaupt hat sich die ganze poetische Sphäre bei beiden Nationen geändert. Die gesittete Freiheit, in der wir leben, läßt Künste und Wissenschaften blühen; die etwas rauhere, die mit Gährungen des Staats, und mit Unterdrükkungen kämpft, läßt, wie bei den Römern und Griechen, die Beredsamkeit ihre Wunder thun; aber wilde Einfalt ist das Feld der Dichter. In dieser haben die Hebräer sehr lange gelebt, beständig treu dem Ackerbaue und der Viehzucht, den sinnlichen Begriffen, und ihrem Vaterlande: nie hat also die Zeit der Beredsamkeit ihre Blüthe erreichen, ja die Periode der Weltweisheit kaum anbrechen können.

Daß die Hebräer nie große Redner gehabt

haben, beweiset der Herausgeber des Lowth in seiner Vorrede; der überhaupt durch seine Noten und Epimetre mehr als Lowth selbst geworden, und viele Dinge hingeworfen hat, die durchaus verdienen angewandt, erklärt und fruchtbarer gemacht zu werden. Wir können also nach einem Jesaias ohnmöglich unsre große Redner bilden.

Nie haben sie also auch einen völlig ausgebildeten Rednerperioden gehabt; ihre Poesie hat einen Rhythmus, den die Chöre und Jubelsprünge gebohren haben, der von zu starker Declamation war, als ein Sylbenmaas zu halten, der durch Musik und Tanz belebt wurde. Welch ein Unterschied ist es nun, in einer durchaus prosaischen und philosophischen Sprache, deren Accente lange nicht so tönend sind, wo man schreibt, gelesen zu werden, wo, wenn die Musik sich mit der Poesie verbindet, jene die herrschende wird, in dieser Sprache eine Orientalische Poesie durch poetische Prose nachzuahmen, die unsrer Sprache Gewalt anthut. Inter mulierum saltantium choros adolevit poesis orientalis: carmina rarius scribebantur, recitabantur cantabanturque frequentius. — — Inter saltantium choros, non semper pios, natam poesin Hebraicam dixerim, cum motum corporis canticis haecque illi accommodarent: cui poesis origini versuum parallelismos acceptos fero. Nun bleibt es doch wohl immer unnatürlich, Lieder, die dort nach lermenden Chören eingerichtet

waren, wie sie sind, nachahmen zu wollen, und sein eignes Chor zu seyn.

6.

In der Poesie wird vieles von der Sprache bestimmt: und ich glaube, aus diesem unperiodischen Melodischen der Hebräischen Gedichte zum Theil den kurzen parabolischen Ton erklären zu können, der Weisheit in ein Bild kleidet, ohne dies Bild auszuputzen, und periodisch ordnen zu wollen. Nein! kühne Vergleichungen, und wenig ausgeführte Gleichnisse; aber desto öftere Wiederholung desselben Bildes, desselben Gleichnisses. In keiner hohen Hebräischen Ode findet man den abgemeßnen Schwung, der eine Griechische, und noch mehr eine Römische charakterisirt: in keiner die ausgemalten Pindarischen Bilder, die hier immer Stückweise erscheinen, abbrechen und wieder kommen: in keiner Elegie, die dämmernde Stimme, die durch ihren sterbenden Fall und anhaltendes Wimmern, allmählich rührt: — überall mehr der wiederholte Schlag, der eine Saite des Herzens nach der andern plötzlich trift, und eilt, um eine andre zu treffen. — Man hat diesen innern Charakter aus ihrer Hitze der Einbildungskraft herleiten wollen; allein ein Hurone in einer unperiodischen Sprache muß so, wie sie, singen.

Wir aber, in einer periodischen Sprache. Wir müssen also jene zerstückten Bilder, die sich wiederho-

len, zu einem Ganzen ordnen, und sie in einem gebildeten poetischen Perioden mehr in der Perspektiv eines Gleichnisses zeichnen; der uns eigne poetische Ton malt überdem sonst mehr Begriffe als Bilder, und unsre selbst dichterischen Gleichnisse zeigen sich, nach jenen zu rechnen, mehr in dem Lichte eines Beweises. Ein Muster der Nachahmung hierinn ist der Klopstockische Psalm auf den König von Dänemark. Wirklich die Hebräische Zerstückung der Sprache, und doch die Griechische Zusammensetzung der Bilder; hie und da kleine Wasserfälle; doch aber bleibts immer ein sanfter Strom, der über klare Steine rollet. Ein Gemälde, ein Wort entwickelt sich aus dem andern, und macht es vollkommner; — Vielleicht Klopstocks schätzbarstes lyrisches Stück! Eben so weiß er in seinen Kirchenliedern oft den Orientalischen Parenthyrsus zu Kirchencadenzen herunter zu stimmen, und im Meßias ist sein Wechselgesang zwischen Mirjam und Debora schön; Orientalisch in Sprache und Bildern; und Deutsch in der Anordnung derselben.

Man erinnere sich aus meinem vorigen Fragmente, daß der Reichthum einer Sprache sich gleichsam mit der Haushaltung der Menschen verändere, daß uns unser Wohlstand viele Freiheiten entzogen, die jene genossen; daß unser Stadtleben es nothwendig verhindert, daß unsre Poesie nicht botanisch seyn kann, wie Michaelis die morgenländische nennet,

daß unsere politischen Wörterbücher unserer sinnlichen Sprache Würde entzogen haben u. s. w. man erinnere sich dessen, und vergleiche den Charakter unsrer Sitten und Zeiten mit jenen, so wird man finden:

Der poetische Sinn ist nicht mehr derselbe. Jener wirkte schnell und heftig; nicht aber eben zart und dauerhaft. Die Saite ihrer Empfindung des Poetisch Schönen (ich will nicht wie Montesquieu bis auf ihr Faserngewebe, und auf das Temperament ihres Klima zurückgehen) wird ihren Sitten und Zeit gemäß heftig getroffen, und bald verlassen. Unser poetischer Sinn ist mehr langsam und überlegend, als brausend; selbst das sanfte Griechische Gefühl wird unter unserm Himmel nicht reif; wie sollte er denn die übermäßig frühzeitigen Früchte der Morgenländer reifen? Unsre Saite der poetischen Empfindung giebt nach: wir bleiben kälter, als die Griechen mit zarten, oder die Morgenländer mit heftigen Sinnen: wir bleiben selbst im poetischen Fluge, wie die Strauße, dem Boden des Wahren treuer, und kommen zur Rührung oft durch den Weg der Ueberlegung.

Ahmen wir also nach, wie es uns gefällt: so wird vielleicht ein unpartheiischer Fremder, der den Orient kennet, ohne ihn von Jugend auf blos als ein Erbstück der Religion zu kennen, der Geschmack genug hat, um unsre Nachahmungen mit jenen Originalen zu vergleichen, vielleicht folgenden Charakter angeben:

„Die morgenländischen Werke des Genies zeich„nen sich aus, durch den hohen Ausdruck einer „Einbildung, die Erdichtungen liebt, Sittensprüche „in Figuren, Bilder und Schatten einhüllet, die „sich nicht blos auf Flügeln der Morgenröthe bis an die „Gränzen der Natur aufschwinget, sondern sich oft „über diese Gränzen wagt, und im Reiche des Unna„türlichen, aber wunderbaren Chaos umherirret. Die „kältern vernünftigen Deutschen haben dieser bren„nenden Phantasie sich nachschwingen wollen, mit Flü„geln, die ihnen die Natur nicht gab, wie Horaz vom „Dädalus singet: sie zeichnen fremde, oft unverstandne „und wenigstens zu entfernte Bilder: ihre geborgten „Erdichtungen sind Geschöpfe ohne Erde: ihre nach„geahmten Empfindungen keine Empfindungen: der „Ausdruck erreicht sein Original oft nur, wo es sich „dem Uebertriebenen nähert.„ Ich habe viel gesagt; den Beweis überlasse ich einem jeden, der morgenländische Gedichte zu lesen weiß.

7.

Elend nachahmen sollen wir also gar nicht, und ein Hudemann ist in seinem Lucifer und in seinem Tode Abels der Bemerkung und der Aergerniß unwürdig — aber wie können wir uns von solchen Hudemanns befreien? Wenn wir uns aufmuntern, die morgenländischen Gedichte, als Gedichte zu studiren, erklären zu lernen und bekannt zu

machen. Unmöglich können wir sie übersetzen und nachahmen, ehe wir sie verstehen, und die morgenländische Philologie, die in unserm Deutschlande seit einiger Zeit blühet, wird, wenn sie sich mit Geschmack vereinigt, schlechte und dumme Nachahmer zerstreuen.

Der beste Uebersetzer muß der beste Erklärer seyn; wäre dieser Satz auch umgekehrt wahr: und wären beide verbunden: so würden wir bald ein Buch hoffen können, das so hieße: „Poetische Uebersetzung der „morgenländischen Gedichte; da diese aus dem Lan„de, der Geschichte, den Meinungen, der Religion, „dem Zustande, den Sitten, und der Sprache ihrer „Nation erklärt, und in das Genie unsrer Zeit, „Denkart und Sprache verpflanzt werden.„ In der Vorrede würde man mit Recht sagen können: „Diese „Uebersetzung hat nothwendig das schwerste und müh„samste Werk seyn müssen, zu dem in der Erklärung „die Bemerkungen einiger wenigen Philologen von „Geschmack, und in der Uebersetzung die Cramerschen „Psalmen nichts als kleine Beiträge haben seyn kön„nen, oft um uns zu helfen, Gesichtspunkte zu zei„gen und behutsam zu machen. Allein wir halten es „auch für eine Originalarbeit, die mehr Einfluß auf „unsere Literatur haben kann, als zehn Originalwerke. „Sie unterscheidet die Gränzen fremder Völker von „den unsrigen, so verwirrt sie auch laufen mögen: „sie macht uns mit den Schönheiten und dem Genie „einer Nation bekannter, die wir sehr schief ansahen,

„und doch von Gesicht kennen sollten: sie ist ein Mu-
„ster einer Nachahmung, die Original bleibt. Sollte
„sie also auch nicht das Glück haben, neue und wirk-
„lich neue Genies zu erwecken: so wird sie doch we-
„nigstens den Nach- und Nebenbuhlern ausländischer
„Götzen eine Wand von Dornen vorziehen, daß sie
„ihren Steig nicht finden. Sie wird sie ergreifen,
„zurückreißen, und sagen: Siehe hier deine Natur
„und Geschichte, deine Götzen und Welt, deine Denk-
„art und Sprache: nach diesen bild dich, um der
„Nachahmer dein selbst zu werden. Und willst du
„von einer der vorzüglichsten Nationen ihre Schätze
„nützen: siehe hieher! Ich suche dich mit der Kunst
„bekannt zu machen, wie sie Geschichte und Religion
„in Gedichte zu wandeln wusten; raube ihnen nicht
„das Erfundne, sondern die Kunst zu erfinden, zu er-
„dichten, und einzukleiden!„

Wo ist ein Uebersetzer, der zugleich Philosoph, Dichter und Philolog ist: er soll der Morgenstern einer neuen Epoche in unsrer Literatur seyn! Aber leider! Arabische Wurzeln wachsen gern auf dürrem Grund und Boden: ich werde vielleicht ein pium desiderium hingeschrieben haben. Es sey! Vortheil genug, wenn dies mein Fragment nur einem einzigen Schriftsteller die Feder aus den Händen windet, wenn er uns neue Heldengedichte im Orientalischen Geschmack liefern will! Vortheil genug, wenn es einen einzigen Hexametristen vermöchte, sein Gedicht nach den

vorgelegten Gesichtspunkten zu verbessern; auch schon Vortheils genug, wenn es einen Kunstrichter bildete, über Werke dieser Art besser zu urtheilen.

Ich kann nicht wichtiger schließen, als wenn ich das erhabenste Orientalisch-Deutsche Werk: den Meßias, kritisch prüfe, über den man, wie ich glaube, noch nicht eine so genaue Untersuchung hat, als es dieses große Stück verdienet. Einige haben nicht über ein Fragment * urtheilen wollen, weil es noch kein Ganzes wäre! Wunderbar! Kann ich denn nicht über den Geist der Theile, über jede Erdichtung in demselben, als über ein Ganzes urtheilen, ohne ein Prophet seyn zu dürfen, oder dem Verfasser Unrecht zu thun?

Ueber Fragmente, denke ich, soll man am ersten urtheilen, um dem Verfasser zu helfen, oder wenigstens seine Stimme auch zu geben; dadurch, und dadurch allein arbeitet ein Künstler vor den Augen des Publikums: er hat ein unvollendetes Tagewerk hingestellt, und steht hinter demselben, um nach den Urtheilen der Kenner begangene Fehler zu verbessern, und künftigen zuvorzukommen. Hätte Klopstock gleich im Anfange, statt eines posaunenden Lobredners, einen kritischen Freund gefunden: hätte er nicht gleich so viel blinden Beifall, und noch blindere Nachahmung gesehen: vielleicht würde manches in seinem vortreflichen Gedicht noch vortreflicher seyn.

* Th. 19. p. 155 rc.

Aber so gehts! Ueber kleine Geister, über Lehrlinge und Gesellen, die Versuche machen, sind Kunstrichter gleich in Menge da; sie sind Fliegengötter, auf die auch immer die Variante dieses Namens (Beelzebub und Beelzebul) passen mag! Aber es tritt ein Genie auf, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters! „Sogleich erbebt von ihrem mächtigen „Geschrei der Himmel und die Mutter Erde: Apoll, „der Erleuchter der Menschen, befiehlt ihnen das nützliche Geschäft an, der Göttin zuerst einen Altar „zu bauen, und durch ein heiliges Opfer den Vater „Zevs und seine gewafnete Tochter zu ergötzen!„

Freilich urtheilten auch viele, wie jener Schuster am Bilde Apelles: allein die rechne ich nicht: sie hätten schweigen sollen: auch Klopstock hat sie nicht gerechnet. — „Und wird er deine Anmerkungen rech„nen?„ Das weiß ich nicht: aber menschlich und billig aufnehmen, das wird er. Jeder urtheilt, was seine Augen sehen.* Die meisten aber sehen doch einerlei. Sollte also auch mancher Klopstockianer mir entgegen rufen, was Nicomachus dort zu jenem sagte, der das Bild der Helena, von Zevxis gemalt, tadelte: „Nimm meine Augen: und sie wird dir „eine Göttin scheinen!„ Ich schreibe doch, vielleicht, was viele bei sich gedacht, oder gar ein Genie, das sich bei Klopstocks Meßias so findet, als Alexander am Bilde Achills, was dies Genie schon dunkel in seiner Seele fühlet.

* Th. 1. 10. 13. 16. 17.

Wer könnte die Jüdische Seite dieses Gedichts am besten beurtheilen? Ein Rabbi, der für sein Volk Patriotismus, Känntniß seiner Gebräuche, und eine morgenländische Einbildungskraft hätte! Und wer die Christliche Seite? Ohne Zweifel ein Christ, der für seine Religion Patriotismus, Känntniß ihres Umfanges, und christliche warme Empfindungen besäße! Beide können sich widersprechen, von entgegengesetzten Seiten die Sache betrachten, um das Urtheil einigermassen vollständig zu machen. Ich lasse sie sprechen!

Gespräch
zwischen
einem Rabbi und einem Christen
über Klopstocks Meßias.

Der Rabbi. Ich habe Ihr Verlangen erfüllt, und Klopstock gelesen! Ich habe ihn zweimal und mit neuem Vergnügen gelesen. Kaum hätte ich einem nördlichen Deutschen die reiche morgenländische Einbildungskraft zugetrauet, die er bewiesen.

Der Christ. Nun! habe ich also nicht Recht, daß er auf Deutscher Erde ein Orientalisches Denkmal gebauet hat, das die Ehre unserer Nation wäre, wenn es vollendet würde?

Rabbi. Allerdings: und daß er sich über die

Mythologie der Griechen so glücklich zu schwingen gewußt, fodert viel Genie!

Christ. Und daß er überall aus sich selbst die Lücken hat ausfüllen können, um aus einer kurzen Geschichte, Gedicht, Epopee, und eine christliche Epopee zu machen — fodert noch mehr!

Rabbi. Nicht ganz aus sich hat er sie ausgefüllet: die heilige Geschichte liefert ja dazu Stof genug; ich wünschte also, daß er diesen Stof mehr gebraucht hätte; auch einige Rabbinische Züge hat er glücklich anzuwenden gewußt und —

Christ. Nur nicht, daß diese Anwendung auf Kosten seiner Originalerfindung gehe. Auch aus Milton hat er Züge genommen: wer sie aber so glücklich wie er nimmt, und anwendet, hat sie selbst erfunden.

Rabbi. Wir scheinen ohngeachtet unsers verschiedenen Gesichtspunktes so ziemlich ähnlich zu sehen; einmal haben Sie schon mein: ich wünschte! gehört, das zweitemal es unterbrochen — wollen wir uns nicht näher unsre Zweifel sagen?

Christ. Eben das habe ich von Ihnen erwartet: bei einem Meßias muß man sich nicht blos vergnügen, sondern auch unterrichten. Dazu hat der Verfasser seine Abhandlung von der heiligen Poesie vorausgeschickt.

Rabbi. Nicht völlig dazu! wenn wir sie zum Maasstabe des Meßias annehmen müßten, so hätten

wir die Richtigkeit dieses Maasstabes vorher selbst zu prüfen. Klopstock sagt so hier, als in allen seinen prosaischen Discoursen viel; aber immer bleiben auch Unterscheidungen, Bestimmungen, Zusätze für den Leser übrig.

Christ. Gut! so wollen wir die Prüfung frei vornehmen: begegnen wir uns mit dem Verfasser manchmal: um so viel besser! haben wir etwas gegen ihn, den Kritiker: so wollen wirs auch nicht verschweigen.

* * *

Rabbi. Nun dann! Kommt Ihnen ein Meßias, wie der seinige, wohl als ein recht behandeltes Sujet zur tragischen Epopee vor? Mir nicht! Die Wuth seiner Feinde wäre ein Unding, wenn er in dem Glanze völlig gewandelt hätte, in dem ihn K. erblicket. Hätte er ihn nicht in Umstände setzen sollen, wo man sein Verhalten gegen die Feinde selbst sähe? aus dem sie, seiner Unschuld unbeschadet, einigen Schein zur Wuth gegen ihn, um das ganze Volk aufzubringen, ziehen könnten. Was Jesus ihnen ärgerliches gethan hat, wird erzählt, nicht aber im Anfange des Gedichts handelnd zum Grunde gelegt: so sehen wir Effekt, ohne die Ursache selbst gesehen zu haben: der Epopee entgeht etwas an poetischer Wahrscheinlichkeit.

Christ. Ich gebe Ihnen einigen Beifall, aber aus andern Gründen. Der Meßias erscheint nach den Weißagungen des A. und den Erzälungen des

N. Testaments viel menschlicher, als ihn K. malet. Die Epopee fodert nicht ein Ideal, was übermenschlich wäre, sondern was die höchste Rührung verursacht: nun entgeht aber dem Gedichte des K. viel von diesem Leben, weil wir den Heiland zu wenig menschlich sehen; und es bleibt doch immer wahr: nichts bewegt eine menschliche Seele, als was selbst in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unsern Bruder, den grösten Menschenfreund; so würde dies eher das Ziel erreichen, „die ganze Seele zu bewegen „und jede Saite der Empfindung zu treffen.„

Rabbi. Wie? wenn unser Jesaias den Meßias gesungen hätte? — Warum hat K. nicht mehr den erhabnen prophetischen Ton ins Epische umgestimmt? Hat er wohl durchgängig den Geist, der die Haushaltung des ganzen A. Testaments belebte, angewandt, da Jesus doch einem Volke erschien, das ihn unter diesen Bildern erwartete? Gesezt, sein Meßias wäre der Vorausverkündigte; so zeige ihn auch K. in diesem ganzen Lichte.

Christ. Hätte unser Johannes, der ihn bis an seinen Tod begleitete, nnd sein Plato ward, mit dem feurigen Pinsel der Apokalypse ihn schildern wollen; so hätte er ihm so viel individuale Bestimmung gegeben, daß jeder rufen müste: „das ist er! „Johannes hat ihn gesehen!„ Nun hat ihn freilich K. nicht gesehen; aber als Schöpfer hätte er ihm Wesen und Leben geben sollen: „Der Dichter studirt

den

„den Grundriß seiner Geschichte, malt ihn nach den „Hauptzügen aus, die er in ihm gefunden zu haben „glaubt, und muß uns durch seine mächtigen Künste „dahin bringen, daß ich zu der Zeit, da ich ihn lese, „und auch noch länger, vergesse, daß es ein Ge„dicht ist.„

Rabbi. Wenn der Schauplatz und die meisten Auftritte in einem Christlichen Gedichte nicht recht Jüdisch sind, so wundere ich mich nicht eben; ein Christ wie die meisten sind, halten unsern Staat, Sitten und Gebräuche für zu niedrig, als sie zu studiren, und sie müssen doch studirt werden, weil sie von dem Geiste der heutigen Zeit sich so weit entfernen. Aber Klopstock, der wider dies Jüdische Costume nie offenbar handelt, und der es oft in feinen Zügen bemerkt, diesem wünschte ich, daß er Nationalgeist und Jüdische Laune durchgängig in sein Ganzes gebracht hätte. Dazu gehört viel, aber das zeugt von Genie und zaubert uns mitten unter andre Völker.

Christ. Mir ist eure Pünktlichkeit und euer Talmudischer Stolz in Ceremonien zu fremde, um darüber urtheilen zu können; aber was sollte sein Meßias eher und würdiger seyn, als ein Lied des Ursprunges unsrer Religion. Jeder Christ fodert es, und kann es fodern, daß sein Meßias als ein Gesandter Gottes erscheine, der ganz und gar mit dem großen Gedanken sich beschäftigt, über die Völker zu herrschen; daß sein Erlöser als ein Pro-

phet erscheine, der der Welt Licht und Freiheit und Seligkeit gebracht hat, der jezt seine angefeindete Lehre mit Märtirerblut besiegelt, und mit diesem Blut des neuen Bundes in den Himmel geht, um König über ein neues Reich der Gnade zu seyn. Bei seinen lezten Augenblicken sollte es ihm mehr am Herzen liegen: „was seine Heerde, seine Brüder, sei„ne Familie um ihn und für ihn leiden würden!„ Wenn der heilige Dichter in seiner Art das thut, „was ein andrer thut, der aus den nicht historischen „Wahrheiten der Religion, Folgen herleitet;„ wenn „unsre Lehrbücher aus der Religion ein Gerippe ge„macht haben *: so sollte jener der Offenbarung fol„gen, um sie in einem gesunden männlichen Körper „darzustellen.„ Alsdann muß Klopstocks Meßias die Pflanzung der Kirche, mit ihren Schicksalen und Wanderungen, mehr im Auge behalten, als Virgil die Gründung des Römischen Volks und Kaiserthrones behalten konnte: dadurch eben bekam es bei einem Römer, bei einem August und Oktavia Interesse.

Rabbi. Und dann hätte K. seine Apostel nicht sowohl nach seinem weichen Herzen, als liebe gute Jünglinge malen sollen: sondern ihnen mehr mit großen Fehlern auch das Große göttlicher Propheten geben —

Christ. Oder sie wenigstens als Schwache

* s. Klopst. Abhandl. von der heil. Poesie.

malen sollen, die einst zu Säulen der Kirche bestimmt sind, und bei denen er wenigstens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrunde zeichnen sollte.

Rabbi. Aber überhaupt ist in seiner Epopee zu viel Gerüst und zu wenig Gebäude; zu viel Rede und zu wenig Handlung. Wie vieles davon kann man wegnehmen, ohne Schaden, ja vielleicht zur Schönheit des Ganzen. Euer Jesus wird entweder über der Menschheit geschildert, oder mit dem vollen weichen Herzen, das da spricht, und duldet, aber zu wenig handelt. Wer ihn nicht zum Voraus aus den Evangelisten kennet: wird ihn aus diesem Gedicht nicht in seiner ganzen Größe kennen lernen.

Christ. Vielleicht haben Sie noch zu viel Geschmack an dem Parenthyrsus in Bildern, den man Ihrer Nation vorwirft; vielleicht ist die Hoheit Jesu mehr eine stille Größe! Nur freilich dörfte sich diese mehr im Antlitz, in Mienen und Gesprächen, als in den menschlichen charakteristischen Handlungen zeigen, die eben nicht Wunder seyn dörfen.

Rabbi. Sind nicht seine Engel gröstentheils das im Gedichte, was sie in den Kupfern sind: weibische zarte liebe Knaben, die schweben und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stücks eingeflochten zu seyn: Maschinen, die ihr poetischer Schöpfer nicht zu brauchen weiß. Wenig von dem Hohen, was ein Engel hat, wenn er nach dem A.

T. auch nur der Fürst eines Elements, der Regent eines Landes, und der Statthalter Gottes in einem wichtigen Auftrage ist.

Christ. Freilich macht K. zwar einen Unterscheid, „zwischen einem Gedicht, das aus gewissen Geschichten des ersten Bundes genommen würde, und einem, „so das Innere der Religion näher angeht, und zwar „einen Unterschied in Absicht auf die Weltlichkeit, „wie ers nennet:„ allein dem unbeschadet kommt es mir vor, daß er bei dem Innern zu sehr das Aeussere vergessen, und da er sein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet, es mit seinen Engeln manchmal vergißt, was er selbst sagt*: „Ein „Engel soll mehr als ein Jupiter seyn, „der eben gedonnert hat.

Rabbi. Ueberhaupt hat K. das System des alten Bundes bei seinen Engeln beinahe ganz verändert, und wirklich zum Schaden eines sinnlichen Gedichts, das sich nach dem Orientalischen Geschmack bequemen soll. Er meint, „man müsse der „Religion, nicht aber der Schreibart der Offenbarung nachahmen; es sei denn die Propheten, so „fern ihre Werke Meisterstücke der Beredsamkeit „sind.„ Sind ihre Werke Beredsamkeit, so sind sie gewiß nicht Meisterstücke; als Meisterstücke alter Orientalischer Gedichte hätte er ihnen

* Nord. Aufseh. Th. 3. St. 110.

nachahmen sollen, sonst ist sein Gesichtspunkt ganz verwerflich.

Christ. Und seine Hölle! — Immer wird es mir schwer, blos reine Geister zu gedenken (die wenigstens nicht so sinnlich als wir sind) die aus einem innern giftigen Principio des Neides, gegen einen Gott, den sie zu sehr kennen, und gegen einen Meßias, von dem sie zu wenig wissen, aus Grundsäzen, so unvernünftig, und ohne wahrscheinlich gemachte Triebfedern so boshaft handeln werden. Alles, wozu er jezt die Teufel braucht, hätte er aus der menschlichen Seele und das mit mehrerer sinnlichen Rührung hervorwickeln können. Aber er wird sie brauchen, um den Triumph Jesu über sie zu zeigen.

Rabbi. Aber um eben diesen zu zeigen, hätte er sie mehr sollen unternehmen lassen. Zu der poetischen Bosheit, die er ihnen beilegt, gehört auch mehr Klugheit und Sphäre zu wirken; und die legt ihnen unser Gesez auch immer bei. Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieser Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück wäre (wie ihn doch das A. T. und selbst die Meinungen des damaligen Zeitpunkts darstellen), den nachher Jesus überwände.

Christ. Hier hätte kein Milton vor K. seyn sollen; so wäre die ganze Hölle nach andrer Bauart angerichtet; nicht im Anfange so prächtig eröfnet, um

immer Episode zu bleiben; nicht so viel Himmel und Gesandschaften. K. zeigt gegen den Britten, was ein Philosoph mit Grunde behauptet: „Wenn „ein Engländer und Deutscher das Erhabne schildert; „wird jener es furchtbar und schreckhaft zeichnen; dieser aber auf die Pracht verfallen.„

Rabbi. Ueberhaupt hätte Klopstock sich mehr nach Nationalmeinungen, dem poetischen Sinn des A. T. und dem Geschmack der damaligen Zeit Mühe geben sollen. Befriedigen hat er eure Orthodoxie doch nicht können, und warum hat er sich denn nicht einige Schritte weiter von ihr entfernen wollen, der Poesie wegen. Sagen Sie mir es, Christ! mit einem Worte: „wozu leidet K. Meßias?„ mit einem Worte? Sie sind wirklich in Verlegenheit! — Sein Leiden vor Gott* ist mir nicht sinnlich begreiflich gnug; und dies ist doch der Mittelpunkt seines Gedichts.

Christ. Das war freilich auf gut Jüdisch! Aber, mein heterodoxer Rabbi! erinnern Sie sich an jenes: Ne ultra! — Es mag immer wahr seyn, daß K. oft das Erhabene und Moralische auf Kosten des Episch-rührenden treibt; aber das ist schon theils die Schwäche, theils die Mode unsrer Zeit, oder beides zusammen. Wer kann davor, daß K. es für den lezten Endzweck der höhern Poesie hält, nicht „alle unsre sinnliche Kräfte zu bewegen,„ sondern

* s. Messiade 5 Ges.

„die moralische Schönheit.„ Sie sey das wahre Kennzeichen des Werths von jener.

Rabbi. Ja des sittlichen Praktischen, nicht aber des dichterischen Werths; ein Kennzeichen der Güte freilich; nicht aber der Schönheit und der höchsten Schönheit. Ueberhaupt verdient in vielen Stücken die Klopstockische Abhandlung von der heiligen Poesie gründlich geprüft zu werden; und vielleicht sage ich Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber!

Christ. Und vielleicht zeige ich Ihnen künftig den Grundriß, den ich bei dem dritten Lesen des Meßias entworfen. Jezt haben wir nur immer Abwege oder Lücken, Fehler oder Schwächen gezeigt; mehr kann die Kritik nicht; aber das Genie ists, was jene Abwege und Fehler vermeiden, und auch Lücken und Schwächen vollfüllen muß.

Rabbi. Desto lieber für mich, wenn ich Ihren Embryon vom Plan sehe! Vielleicht hat er mit den Fehlern auch die Schönheiten K. vermieden, unter denen seine Fehler ganz verschwinden. Nirgends ist K. größer, als wenn er, ein Kenner des menschlichen Geistes, jeẓt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brausen läßt: Wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmernissen, und Aengsten erregt; wie Philo, der verzweifelnde Ischarioth, Petrus und insonderheit das große Geschöpf seiner Phantasie, Abadonna, zeigt.

Christ. Und im Zärtlichen sieht man K. immer sein Herz schildern: Benoni, Lazarus und Cidli, Maria und Porcia; Mirjam und Debora; alles vortrefliche und liebenswürdige Scenen. Ueberhaupt würde unser Gespräch, wenn es die Schönheiten aus einander setzen wollte, sehr spät zu Ende kommen; alles ist bei K. in Theilen schön, sehr schön, nur im Ganzen nicht der rechte epische Geist.

Rabbi. Mir gieng es eben so! So lange ich las, hatte ich sehr selten eine Kleinigkeit wider K. Hätten Sie mich damals um mein Urtheil gefragt; so würde ich schwerlich haben richten können, weil ich mich ergözte, weil ich empfand. Freilich aber kam mir nachher das Ganze —

Christ. Wir vergessen aber, daß dies Ganze nur noch Fragment ist.

Rabbi. Nun dann! so wünsche ich ihm eine solche Vollendung, als der Sohar vom Liede der Lieder sagt: „an dem Tag, da es vollendet ist, ist „die Vollkommenheit und Schönheit selbst geboren!„

Von der Griechischen Literatur in Deutschland.

(Wie weit kennen wir die Griechen?)

Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben sowohl in der Kunst, als in den schönen Wissenschaften mit solchem Glücke gearbeitet, daß das Ideal ihrer Werke und die schöne Natur selbst beinahe ein Bild ausmachen sollen. Wie Thucydides die Stadt Athen, das Museum und Prytaneum der Griechen nannte: so ist aus Griechenland der Tempel und Hain der schönen Natur geworden, aus dem die meisten Nationen Europens, die nicht Barbaren geblieben, Gesetze und Muster bekommen haben.

Hier floß der Pierische Quell, aus dem Homer trank, und der Ungeweihten einen blassen Schauder einjagt: hier rauschen die Thyrsusstäbe dithyrambische Begeisterung in die Vertrauten des Dionysus, daß ihr Lied, mächtig wie der Gott, Tiger bezwang und Löwen bändigte: hier tanzen Nymphen und Grazien, und Amors schweben um ihren Anakreon in sanftem Fluge dahin und jede seiner Melodien wird wie ein himmlischer Kuß der Liebesgöttin: Olympische Kränze fliegen um die Scheitel der Sieger, und ihr Laub hüpfet nach dem Dorischen Saitenspiel

Pindars: hier wetteifern die Hirten, und lauschend entkleidet die ganze Natur ihre Schönheit: hier tanzen die Chöre des Sophokles: hier das Odeum, die Gefilde der Musen —

Odi profanum vulgus et arceo
Fauete linguis! Carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque cantat!

Ja, sie sind der Nachahmung werth, die Griechen mit ihrem feinen poetischen Sinne: sie, deren schönes Ideal ein Abglanz der Natur ist, wie die Sonne sich im klaren Bache spiegelt; deren dichterischer Grundriß von der Göttin Eunomia gezeichnet, und von ihrer Tochter, der himmlischen Grazie, ausgemalet worden; deren Bilder sich in den Glanz der Morgenröthe hüllen, deren Mund Melodie spricht, sie sind der Nachahmung werth.

Aber ehe wir sie nachahmen, müssen wir sie erst kennen. Wo sind die Lieblinge der Muse, die die Griechischen Blumen und Früchte auf den Boden Deutschlands zu verpflanzen suchen? Welches sind die Schutzengel der Griechischen Philologie? — Der unsterbliche Geßner, Ernesti, und Klotz: ich will nur diese drei nennen, die viele Verdienste haben, die Griechen unter uns bekannter zu machen; aber meistens für das Große in Deutschland, blos durch Ausgaben. Der erste ist Deutschland leider entrissen: der zweite hat sich, nach den Fußstapfen des

erstern, den Weg kritischer Genauigkeit gewählt, und arbeitet in andern Bezirken: der dritte, von dem Deutschland noch weit mehr erwartet, als er geliefert hat, ist ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunstrichter, er hat Verdienste durch seine Ausgaben, und durch seine Urtheile; aber wie gerne wünschet man mehr eigne Arbeiten von ihm über die Griechen.

Wo ist ein Schuzengel der Griechischen Literatur in Deutschland, der an der Spitze von allen zeige, wie die Griechen von Deutschen zu studiren sind? Studiren heißt freilich zuerst den Wortverstand erforschen, und das so gründlich, als es zu folgenden Stücken gehört: man suche aber auch mit dem Auge der Philosophie in ihren Geist zu blicken: mit dem Auge der Aesthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, die den Kritikern sonst gemeiniglich nur im Uebermaas erscheinen, und dann suche man mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land, und Genie gegen Genie zu halten.

Diderot erdichtet sich eine Gesellschaft Menschen, jedweder mit einem Sinn: und jeder ist ein Narr des andern: ein Bild dessen, sagt er, was täglich in der Welt geschieht! — und am meisten, kann ich dazu setzen, in der kritischen Welt: jeder hat einen Sinn und urtheilt vom Ganzen. Der Franzose zergliedert höchstens einige Schönheiten flüchtig, bildet seinen Autor nach dem Geschmack seines Landes,

und glaubt sich alsdann schon als den besten Kunstrichter: den Wust Lateinischer Wortkritiken sieht er für Schlamm an, wobei er sich verekelt. Wiederum der Holländische und Deutsche Wortgelehrte sieht jenes seine franzősirenden Anmerkungen für noch etwas ärgers als Schlamm an; der Franzose sagt: ja, davon wuchsen Blumen und Früchte! und der Deutsche: das meinige ist nicht fruchtbar, aber reinigend! Jeder schließt nach seinem einzigen Sinn.

Aber warum hat man denn nur einen? Wie? wenn viele Wortrichter schon vorgearbeitet — wenn die Franzosen ihre ästhetische Bon-Mots nun denn oft genug wiederholt, und durchgearbeitet — wenn die Britten die historische Seite in Erklärung der Alten noch mehr werden erleuchtet haben; wird alsdann nicht ein Zeitpunkt für die philosophischen Deutschen kommen, die Vorarbeiten aller dieser zu nützen, und ein ganzes philosophisches Gemälde über sie zu entwerfen? Jene haben schon viel vorgearbeitet; wir auf unserm Geschäfte, bleiben etwas nach: und vielleicht dürften folgende drei Bemühungen uns näher bringen.

Wie? wenn uns jemand das Geheimniß der schönen Wissenschaften so aus den Griechen aufschlösse, als Baumgarten es aus den Lateinern zu eröfnen anfing, und Home es aus seinen Engländern gethan? Nicht blos die Veränderung und Neuheit des Gesichtspunktes würde der Aesthetik ge-

waltig nützen: sondern der Verfasser würde auch, wenn dies Buch, in welchem die Baumgartensche Aesthetik sehr genützt werden könnte, auf Akademien zum Grunde läge, viel zur Umbildung des Geschmacks beitragen: es würde die Lehrbücher verbannen, die die Französischen oder Deutschen Scribenten zu ihren Grundfaden wählen, durch die sie Anmerkungen nach der Mode durchschlagen: es würde eine Liebe zur Philologie einflösen, auf den Griechischen Parnaß völlig aufzuklimmen, an dessen Fuß man schon so schöne Blumen findet: es würde zu einem philosophischen Geschmack gewöhnen, der in Lesung der Alten sehr nützlich und nothwendig ist.

Eine zweite höhere Stuffe: wenn sich Uebersetzer fänden, die nicht blos ihren Autor studirten, um den Sinn der Urschrift in unsre Sprache zu übertragen: "sondern auch seinen unterscheidenden Ton fänden, und „die sich in den Charakter seiner Schreibart setzten, „uns die wahren unterscheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton des fremden Originals, „seinen herrschenden Charakter, sein Genie und die „Natur seiner Dichtungsart richtig ausdrückten.„ — Dies ist freilich sehr viel; aber für mein Ideal eines Uebersetzers noch nicht genug. Die meisten Uebersetzer wollen doch gern ein Wort mitreden, in der Vorrede, in kritischen Noten, oder im Leben ihres Autors, und die meisten reden in der Vorrede Complimente, oder von den Ausgaben ihres Autors: in

den Noten aber oft langweilige Erklärungen, die dem Leser keinen guten gesunden Hausverstand zutrauen; oder Zänkereien, die ihn noch weit weniger angehen, oder ein Kram von philologischer Gelehrsamkeit. Endlich wird das Leben des Autors dazu übersetzt: und so ist ein Buch fertig: für den Uebersetzer Tagelohn, für den Verleger Meßgut, für den Käufer ein Buch in seine Bibliothek: für die Literatur? nichts! oder Schade! Null oder negative Größe. Aber —

Wenn uns jemand den Vater der Dichtkunst, Homer, übersetzte: ein ewiges Werk für die Deutsche Literatur, ein sehr nützliches Werk für Genies, ein schätzbares Werk für die Muse des Alterthums und unsre Sprache, ja so wie Homer lange Zeit die Quelle aller göttlichen und menschlichen Weisheit gewesen, so wie er der Mittelpunkt der Griechischen und Römischen Literatur wurde, auch das gröste Original für die unsere —— alles dies kann eine Homerische Uebersetzung werden, wenn sie sich über Versuche erhebt, gleichsam das ganze Leben eines Gelehrten wird, und uns Homer zeigt, wie er ist, und was er für uns seyn kann. Wie sehr haben uns die Engländer hier schon vorgearbeitet? Thomas Blackwells Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers (und leider! ist dies schätzbare Buch, das in England so hoch aufgenommen ward, kaum halb ins Deutsche

übersetzt), eine Untersuchung, die sich den hohen Satz aufgibt: "welch ein Zusammenfluß von natür„lichen Ursachen konnte den einzigen Homer hervor„bringen?„ die diesen Satz aus den Geheimnissen der Griechischen Literatur-Geschichte mit wahrem kritischen Geist erklärt, und zum Homer ein Schlüssel ist — Diese Abhandlung sollte statt Einleitung seyn: eine Einleitung, die fast nie so nothwendig ist, als wenn wir uns dem ältesten, dem göttlichsten, dem unübersetzbaren Homer nähern. Nun folgen die wichtigsten Untersuchungen der Alten über den Homer: und was er bei ihnen alles geworden ist? Was er bei uns seyn kann und soll? Wie wir ihn, ohne Mißbrauch nützen müssen, ohne doch jemals Homere werden zu können?

Dies ist der Eingang, und die Uebersetzung? Beileibe muß sie nicht verschönert seyn, wie noch jetzt die neue Bitaubé'sche als ein Greuel der Verwüstung dastehet. Die Franzosen, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern: sich seinen ehrwürdigen Bart, und alte einfältige Tracht abnehmen lassen: Französische Sitten soll er an sich nehmen, und wo seine bäurische Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn, als einen Barbaren. — Wir armen Deutschen hin-

gegen, noch ohne Publikum beinahe, und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmacks, wollen ihn sehen, wie er ist.

Und die beste Uebersetzung kann dies bei Homer nicht erreichen, wenn nicht Anmerkungen und Erläuterungen in hohem, kritischen Geiste dazu kommen. Wir wollen gern mit dem Uebersetzer diese Reise thun, wenn er uns nach Griechenland mitnähme, und die Schätze zeigte, die er selbst gefunden. Als Leute, die dieses Reisens nicht sehr gewohnt, zum Theil daran vereckelt sind, mache er uns aufmerksam, führe uns als Kundschafter umher, die sich nicht um Schulgeschichten und Wortklaubereien, sondern um das ganze große Staatsgeheimniß der Griechischen Literatur bemühen. Man weiß, was Französische Anmerkungen des Geschmacks über die Alten sind: meistens Zergliederungen einzelner, und oft unwesentlicher Schönheiten, die ihrem Publikum zur Zerstreuung, Erholung und Ergötzung geschrieben sind. Man weiß, wie Schulmänner die Alten erläutern. Man kennet die Grimmischen Noten zum Anakreon; und die Ebertschen zu Young; man kann also aus einer Morgenröthe auf den völligen Sonnenanbruch schließen, wie durch Homer ein Publikum könnte gebildet werden, nach Griechischem Geschmack. Ich würde nicht gerne Poesie und Hexameter bei dieser Uebersetzung vermissen; aber Hexameter und Poesie im Griechischen Geschmack; sollte

sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksam zu machen, wie weit unsre Sprache und Poesie hinten bleibe. — Es ist viel, was ich aufgebe, aber durch alles dieses werden die Schönheiten kaum einigermaaßen ersetzt, die im Homer unübersetzbar bleiben.

Um dies mehr ins Licht zu setzen, füge ich ein Urtheil des Geschmacks über einige neuere Uebersetzungen der Griechen, und also zuerst über Steinbrüchels Uebersetzung des Sophokles und Euripides dazu. Ich kann sie nehmlich, um vollständig davon zu urtheilen, jungen tragischen Genies, Liebhabern der Griechen, und Deutschen Sprachrichtern in die Hände geben; was werden diese darüber urtheilen?

Den Genies, die blos ätherisch lesen, ist sie eine sichere Handleiterin zu einer klaren Quelle. Sie sehen den tragischen Geist der Griechen, lernen das Eigenthümliche ihrer Denkart und ihrer Rührung: können ihre Einfalt und ihre Zusammensetzung, ihre Anlage und Fortleitung bis zur Erreichung des Zwecks verfolgen; aber wo wird in ihnen der Griechische Geist der Tragödie aus ihren patronymischen und mythologischen Geschichten entwickelt? und wo ist dies mehr nöthig, als in den Chören, die ganz in die Griechische Laune verwebt sind? Bei allem Schweizerischen Schwulst hört ein Genie wohl die wahre Sprache des Griechischen Ko-

thurns, in ihrer ganzen Schreibart, und in den Bindungen, die dem poetischen Ohr im Griechischen so stark tönen, als sie sich im Deutschen in die Prose verlieren? Entgeht uns bei den Chören nicht das Colorit, der Schwung, der theatralische Tritt, die musikalische Harmonie ihrer Originalsprache völlig, von denen sich noch eins und das andre durch das Klopstockische freie Sylbenmaas hätte retten lassen? Ein Deutsches Genie versuche es nach Steinbrüchel, tragische Chöre nachzubilden, werden sie wohl im Griechischen Geiste seyn? Indessen gebe ichs zu, daß St. durch seine Uebersetzung weit mehr Original ist, da er Deutschland mit den größesten tragischen Poeten bekannt macht, als wenn er uns zehn mitleidige Schweizertragödien nach Griechischer Manier gegeben hätte. Von den Griechen hat unser Theater noch am wenigsten, oder lieber gar nichts gelernt.

Die Liebhaber der Griechischen Literatur legen ihn aus der Hand! Man sucht vergebens etwas, das uns das Genie der Griechen, ihres Theaters, und den Charakter seines Autors zu kosten und zu schmecken giebt.

Und die Sprache? ist freilich in ihrem Dialekt unangenehm; nicht blos die Schweizerwörter werden unausstehlich: sondern das Colorit der Griechischen Einfalt soll durch eine übermäßige Farbengebung, die oft den Perioden verzerrt, ersetzt werden: da

bleibt Sophokles gewiß nicht mehr die Sirene Griechenlands, wie ihn das Orakel nannte. — Aber die Kühnheit des Uebersetzers verdient Aufmunterung, „die Griechische Wortfügungen unsrer Sprache an„paßt;„ nur muß sie keine blinde Nachfolger haben, die ein Exempel sogleich zur erlaubten Gewohnheit machen; und gerechte Richter müssen seyn, die das claßische Ansehen solcher Versuche beurtheilen.

St. fahre also in seinen Bemühungen fort, und lasse sich die Kritiken blos zur Hülfe dienen. Auch Pindar — ein für die Deutschen so verschloßnes Buch, der den Griechischen Nationalgeist so sehr in seiner Stärke zeigt, und für unsre Dorische Sprache und Genies bildend genug seyn könnte — auch Pindar* muntre ihn auf, ein großer Uebersetzer, aber auch zugleich im Griechischen Verstande, ein Dollmetscher desselben zu werden. In tantis voluisse, laborasse, sudasse, sat est. Rühmlich kühn ist die Muse,

Pindarici fontis quae non expalluit haustus.

Statt daß ich jetzt ein Verzeichniß hinsetzen sollte: „welche Griechen und aus welchen Gründen sie zu übersetzen wären„ will ich lieber die Uebersetzung des Tyrtäus,* und noch mehr Daphnis und Chloe aus dem Longus mit dem verdienten Lobe nennen. Auch mir thut es Leid, „daß die ungenann„ten Uebersetzer nicht darauf gefallen sind, den Grie-

* Lit. Br. Th. 2.

* Lit. Br. Th. 17. p. 11.

„chischen Text beidrucken zu lassen. Man sollte wirk„lich alle Gelegenheit ergreifen, bei unsrer Nation „die fast verloschene Liebe zur Griechischen Sprache, „deren Schriftsteller die reinsten Quellen des Ge„schmacks sind, in etwas wieder anzufachen. Wie „rühmlich wäre es auf alle Art, wenn wir die Eng„lische Nation lieber in dem Studio der Griechischen „Sprache, als in gewissen andern Dingen nachahmen „wollten.„ *

Wo ist aber noch ein Deutscher Winkelmann, der uns den Tempel der Griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröfne, als er den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winkelmann in Absicht auf die Kunst konnte blos in Rom aufblühen; aber ein Winkelmann in Absicht der Dichter kann in Deutschland auch hervortreten, mit seinem Römischen Vorgänger einen großen Weg zusammen thun.

Diese Geschichte der Griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieses aus den übrig gebliebnen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie sei keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere

* p. 16.

Griechische Bedeutung, um einen Versuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen. Man untersuche nach ihrem Wesen die Dichtkunst der Griechen: ihren Unterschied von den übrigen Völkern: und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland: hier würde sich ein Ocean von Betrachtungen darbieten, wiefern ihr Himmel, ihre Verfassung, Freiheit, Leidenschaften, Regierungs= Denk= und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weisen, die Anwendung, das verschiedne Alter, ihre Religion und ihre Musik, ihre Sprache, Spiele und Tänze u. s. w. sie zu der hohen Stuffe erhoben haben, auf der wir sie bewundern. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung, und ihre individuelle, National= und Localschönheiten, um uns von solchen Nachahmungen zu entwöhnen, und uns zur Nachahmung unsrer selbst aufzumuntern. Der Ausdruck, die Proportion, das Aeußere ihrer Werke werde erklärt, und mit unserm Stil verglichen. Alsdann von den verschiednen Zeiten der Griechischen Poesie; wiederum mit einer pragmatischen Anwendung auf unsre Zeit: wie die Römer von den Griechen gelernt haben, und wie wir von ihnen lernen sollen. — Ein Ocean von Betrachtungen, in den sich blos ein Kenner der Alten, ein Weltweiser, ein geschmackvoller Kunstrichter, und ich möchte beinahe sagen, selbst ein Dichter wagen kann: ein Ocean, aus dem die meisten unsrer Weisen nur Tropfen kosten; an dem die meisten

Dichter nur so trinken, als die zum Siege bestimmten Streiter Gileads: und die Kunstrichter? — bringen dem Götzen ihres Aeons mit demüthigem Stolze eine Handvoll Wasser aus demselben dar, wie jener Bettler dem Persischen Monarchen.

Ein Werk von dieser Art muß die Griechen unter uns bekannter machen, die wir so wenig kennen; es muß den Quell des guten Geschmacks öfnen, und uns von elenden Nachahmern der Griechen befreyen: den ganzen Knoten muß es entwickeln, wie weit kamen sie? und warum so weit? — wie weit sind wir ihnen nach? wie viel weiter können und sollen wir? — was werden wir nie erreichen? und warum nicht? —

Zufolge der Bemerkungen der Literaturbriefe über das Ideal*, und die vollkommenen dramatischen und epischen Charaktere, (Bemerkungen, die ich sehr schätze) hatte ich hier eine Abhandlung über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart eingerückt, und mit dem Ideal unsrer ausgearteten Zeit verglichen: bei der zweiten Umarbeitung meiner Fragmente vermehrte ich sie; allein bei der dritten — ließ ich sie aus, weil sie mir noch selbst auf Seiten der Griechen zu wenig genug that, und auf Seiten unsrer nothwendig hie und da frei werden muste. Ich fahre also lieber im Tone meiner Fragmente fort und frage:

* Lit. Br. Th. 7. p. 124. 125. Th. 9. p. 49. Th. 14. p. 252.

2.

(Wie weit haben wir sie nachgebildet?)

Wie weit sind wir denn im Nachbilden der Griechen? Vielleicht haben einige Deutsche Genies in der Stille blos unter dem Angesicht ihrer Muse die Alten studirt, vielleicht in der Stille ihnen Werke nachgebildet, die für uns Griechische Schönheiten enthalten. Vielleicht* ist Bodmer unser Homer, Gleim unser Anakreon, Geßner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus, Gerstenberg ein Alciphron, Karschin unsre Sappho, der Dithyrambensänger unser Pindar! Sehet da! ein glänzendes Siebengestirn, vielleicht vortreflicher, als jenes am Hofe des Philadelphus.

Bodmer und Homer! Nein, ich wage es nicht, über zwei so ehrwürdige Greise zu urtheilen; Noah mag heiliger seyn, er mag moralischer seyn; ich finde doch nicht Antrieb, ihn in irgend etwas mit Homer zu vergleichen; und zum Glück besinne ich mich, daß er älter sey, als der Zeitpunkt, über den ich schreibe.

Aber Homer und Klopstock! Wo hat K. ein Homer seyn wollen? Nach seiner Abhandlung von der heiligen Poesie, scheint er mehr vom Virgil zu machen, und ist auch eher Virgilianisch als Homerisch. Vielleicht besingt er, als ein heiliger Virgil, die Gegenstände des Orients; und vielleicht reizt

* Lit. Br. Th. 1. p. 34.

eben dieses Virgilianische mehr, als das Seltene in seinem Gedichte. Aber Homer? Ja! wenn ich Klopstocks Inhalt der Gesänge läse; so denke ich (wer wird dies nicht für wunderlich halten?) bei den Summarien denke ich noch an den Rhapsodisten; aber bei dem Gedichte selbst nicht mehr. Der große Reichthum von Worten, von schönem Ausdruck, von Malereien auf der Oberfläche, von ausgeführten Gleichnissen, reißt mich fort, daß ich nicht Aufforderung genug habe, jenen Griechischen Sänger in ihm zu suchen, der arm an Worten und reich an Handlung war; der jede Schönheit seiner Bildung tief eindrückt, und seine Ideen nicht malt, sondern mit lebendigen Körpern umhüllet, die von Morgenröthe stralen. Villeicht ist es für K. die gröste Ehre, wie ich deßhalb an das Zeugniß eines Franzosen mich erinnere *, gar kein Homerisches Bild gebraucht zu haben: vielleicht ist es unsrer geistigern Zeit gemäßer, daß er seine Bilder gleichsam unsichtbar in die Seele malet, so wie die sinnlichen Griechen sich an ihrem sinnlichen Homer ergötzten; vielleicht übertrift das Moralische im K. alles schöne Sinnliche im Homer; ja vielleicht ist sein großes Talent, die Seele zu schildern, mehr werth, als alles im alten Griechen — alles dieses vielleicht sey meinethalben gewiß; eine so nüzliche Untersuchung mag eine poetische Bibliothek zur Ehre der Deutschen anstellen.**

* Bitaubé in seiner Uebersetzung Homers.

** Lit. Br. Th. 19. p. 155. 156.

Ich schweife hier lieber auf den Machtspruch eines Kunstrichters aus: „Homer ward eben so wenig von „allen Griechen verstanden, als K. von allen Deut„schen!* Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu „allen Zeiten in allen Ländern eben so rar, als die „Dichter selbst gewesen! So ist es wirklich!„ Ohngeachtet dieses Wirklich hier als ein Amen stehet: so will ich doch eben nicht im zweiten Chor antworten: Amen! sondern etwas ausnehmen.

Daß alle Griechen den Homer verstanden, wer wird dies behaupten, der jemals die Griechen auch nur von ferne gesehen? der da weiß, daß jede Sprache alle Viertheil Jahrhunderte sich merklich verändert, und der die Zeit des Homers kennt, wo die Griechischen Staaten sich erst zu bilden anfiengen, und also nothwendig mehr und wichtigere Veränderungen in der Sprache erfuhren, als wir in einer gebildeten Sprache, und einem ruhigen Staat. Man muß also nothwendig eine Zeit festsetzen, wann wurde der Homer so und so wenig verstanden? Wie er sang? Nun! da sang er als αοιδος, und nothwendig also, wenn es damals καλȣς κ'αγαϑȣς gab, die gute hübsche Leute bedeuteten, diesen verständlich. Ist das Leben Homers wahr, das man dem Herodot zuschreibt, so zog er umher; fand in einigen Städten Beifall auf den Märkten, und Ehre in den Staaten: seine Sprache war göttlich, neu; aber im Ganzen verständlich; weil

* Lit. Br. Th. 1. p. 49.

damals noch nicht ein Unterschied zwischen der Sprache der Weisen und des Volks, zwischen der Denkart der Vornehmen und Geringen war; was Homer sang, war die Sprache der Götter und zugleich eine veredelte Sprache des Pöbels. Nur in einigen Republiken, wo die Mundart schon mehr politisch geworden war, da war seine Sprache fremde, ungewöhnlich. In dieser poetischen Zeit betrachtet, möchte also das eben so wenig, das der Kunstrichter behauptet, nicht genau eintreffen: damals war seine Sprache eben die Sprache des Volks, die Kenner der Dichtkunst waren häufiger, und die Dichter selbst — wer die Dichterei der alten ῥαψωδων und αοιδων kennet, wird ihre Dichtkunst unmöglich mit der unsrigen vergleichen.

Meint aber der Kunstrichter die Zeit, da Homer gelesen wurde: so trift es eben so wenig ein. Die Glieder des Dichters wurden erst in der 61. Olympiade gesammlet, da er doch nach der gemeinsten Rechnung immer vor den Olympiaden gelebt hat. Hier muß man nun ausmachen, wer waren die alle, die den Homer verstehen sollten? Ich nehme eine mittlere Größe an: laß es gute hübsche Leute gewesen seyn (καλοι κ'αγαθοι)! Nun! weiß ja aber, wer im Plato auch nur bis in die Mitte seines ersten Gesprächs gekommen, daß Hipparchus, der Sohn des Pisistratus, unter vielen andern Proben der Weisheit, auch des Homers Bücher zuerst nach Athen

gebracht, und die Rhapsodisten angetrieben, sie bei den öffentlichen Spielen zu lesen; eine Gewohnheit, die nicht blos bis an Platons Zeiten reichte. Wo sind nun die Panathenäa, wo unser Homer unserm Volk vorgelesen und erkläret wird? — Ich sage: erklärt ward: denn dies zeigt Platons ganzes Gespräch: Jo — eine Unterredung, deren Name schon genug ist, daß jeder, der sie gelesen, das vorige eben so wenig einschränken wird. Mit welchem Enthusiasmus sprach Jo, im Namen aller Rhapsodisten, vom Homer? Konnte er ihn nicht bis auf ein Wort auswendig? War es nicht alle seine Arbeit, sein ganzer Lebenslauf vor dem Tode, und auf dem Leichensteine, dieser hat den Homer auswendig gewußt, am besten deklamiren, am gründlichsten erklären können! Was richtete nicht seine Rhapsodie bei dem Volke aus? — Und das alles, ohne Homer mehr zu verstehen, als unser Volk den Klopstock? Ich glaube, die Parallellinien neigen sich von einander; und sie entfernen sich merklicher. Daß Homer in den Schulen bei den Griechen gelesen wurde, sagt Xenophon, — doch nein! hier stoße ich auf eine Stelle, die vielleicht zwischen Wieland und Fll. Gelegenheit zum Streit über καλος κ'αγαθος gegeben; ich setze also lieber das Zeugniß eines Griechischen Rammlers hin, des sorgfältigen Isokrates: οιμαι δε και την Ομηρου ποιησιν μειζω λαβειν δοξαν, οτι καλως τους πολεμησαντας τοις βαρβαροις ενεκωμιασε.

Και δια τουτο βουληθηναι τους προγονους ημων εντιμον αυτου ποιησαι την τεχνην, εν τε τοις της μουσικης αθλοις, και τη παιδευσει των νεωτερων. Ινα πολλακις ακουοντες των επων εκμανθανωμεν την εχθραν την προς αυτους υπαρχουσαν. *

Wo wird nun in unsern Schulen unser Homer in diesem Zwecke gelesen? Das Geschichtchen vom alten Homer weiß ein Knabe wohl aus seinen historiis selectis, daß Alcibiades jenem Schulmeister eine Ohrfeige gab, der nicht den Homer in der Schule hatte: Dummkopf, sagte er, auch deine Schüler willst du zu Dummköpfen machen? ** Dies Geschichtchen hat nun wohl ein Knabe gelesen, aber Deutsche Homere? Viel eher, sage ich, in der Angst, den Griechischen selbst. Und noch weniger gilt der Einwurf, den der Kunstrichter wider die Bekanntschaft Homers aus dem Xenophon macht, und, wie ich fast dazusetzen kann, myopisch macht. Man warf dem Sokrates vor: er habe Stellen aus dem Homer angeführt, nicht die an sich gefährliche Lehren enthielten, sondern die er in einem für den damaligen Atheniensischen Staat gefährlichen Zweck angeführt. Nicht, als hätte ihn Sokrates grammatisch oder poetisch mißgedeutet; sondern politisch übel angewendet. Daß ich nicht nach meinem lieben Eigensinn deute; sondern, daß es Xenophon selbst sagt,

* Isocrates in Panegyr.

** Plutarch. in vit. Alcibiad.

zeigen seine Worte augenscheinlich: "Sokrates, „so sagte sein Ankläger, pflegt auch oft Homers „Gedichte anzuführen: daß z. E. Ulysses den Vor„nehmern mit freundlichen Worten zugesprochen: „wenn sich aber ein Geringerer unnütz machte, so „schlug er ihn mit seinem Scepter und befahl ihm „ruhig zu seyn. Dies hat er so ausgelegt, als wollte „der Poet, man sollte die Geringern blos mit Schlä„gen ziehen; allein, setzt Xenophon dazu, das hat „Sokrates gar nicht gemeinet: sondern, 2c.*„ Und was folgt hieraus? Daß Homer Lehren wider den Staat enthielte? Gar nicht! sondern, daß Sokrates seine Lehren wider den Staat aus einem bei dem Volke so viel geltenden Dichter zu bestätigen suche! Sagt der Ankläger, daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Nicht! sondern Sokrates mache dieses den geringern und armen Leuten glaubend!

Diesen geringern und ärmern Leuten konnte ja ein Sokrates leicht was glaubend machen, und Melitus muste, als ein Verehrer des Homers, eben dagegen am meisten eifern, daß Sokrates seine Lieblinge, die Dichter, so mißbrauchte. Die aufgebrachten Richter verurtheilten, ohne daß sie im Homer nachsahen, ob dies der wahre Verstand sey (das that hier ja nichts zur Sache); sondern weil er den Staat störte: wenn sie auch Leute gewesen wären, mit de-

* Im ersten Buch der denkw. Reden.

nen man in der Jugend den Homer gelesen, so betraf es ja hier keine moralische Lehre, und noch weniger poetische Schönheit, sondern eine politische Situation. Und ich kann noch weiter gehen, wenn ich den fruchtbaren Folgerungen, die dieser Fll. bei seinen kritischen Streitigkeiten sonst reichlich bewiesen hat, nachahme: eben weil die Richter den Lieblingsdichter ihrer Jugend in Sokrates Munde so gemißhandelt sahen; eben weil sie viel von dem Ansehen eines Poeten zu befürchten hatten, den jeder für göttlich hielt, den die καλοι κ'αγαθοι auswendig wusten — so nahmen sie die Sache so ernsthaft.

Ueberhaupt zeigt dieser ganze Prozeß, daß wir keinen Homer mehr haben können, dem die Ehrennamen: Vater der Weisheit, der Tapferkeit, der Dichtkunst, im hohen Griechischen Sinne zukommen könnten; keinen Homer, der für uns so ein Original nach Sprache, Sitten, Geschichte, Fabeln und Melodie seyn kann, als es jener für die Griechen war: jene liebten Heldenerzählungen von ihren Vorfahren aus einer alten Sage: Mythologien von Göttern, die ihre Väter, die Häupter ihrer Familien, die Stifter ihrer Staaten, und die Ueberwinder ihrer Erbfeinde waren — Unsere Leser der Deutschen Homere gehen vermuthlich in Beinkleidern oder langen Röcken nach Französischem Schnitt: sie lesen statt Mythologien Gellertsche Fabeln, und statt Hexameter und Rhapsodien singen

sie Kirchenlieder. Nach der Bekanntschaft und Bildung des Geschmacks ist entweder Gellert unser Homer; oder er soll noch geboren werden. Denen, die darüber staunen, wie Gellert und Homer zusammen kommt, schreibe ich eine Stelle ab, die richtig genug ist: *

" Für ganz Deutschland ist es, ohne Widerspruch, „Gellert, dessen Fabeln wirklich dem Geschmacke „der ganzen Nation eine neue Hülfe gegeben ha„ben. (Fragt die erste, die beste Landpredigerstoch„ter nach Gellerts Fabeln? die kennt sie — nach „den Werken andrer unsrer berühmten Dichter? kein „Wort.) — Nach und nach haben sie sich in die Häu„ser eingeschlichen. Dadurch ist das Gute in der Dicht„kunst in Exempeln und nicht in Regeln bekannt, „und das Schlechte verächtlich gemacht worden. Denn „der Geist und der Geschmack einer Nation sind nicht „unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer „Erziehung zu suchen. Diese beiden Geschlechter ge„hören gleichsam keinem Lande eigen. Aber unter „dem Theile der Nation liegen sie, der von frem„den Sitten und Gebräuchen und Kenntnissen noch „nichts zur Nachahmung sich bekannt gemacht hat.„ Das ist nun Gellert in Absicht des Geschmacks — aber was war Homer in Absicht der Religion, der Künstler, der Dichter, der Redner, der Weisen, der Sprache, der Sitten, der

* Abbt vom Verdienst, p. 367. 77.

Erziehung, für die καλυς κ'αγαθυς der Griechen?

Dies böse Griechische Wort verfolgt mich, so sehr ich vor ihm fliehe, und mein Knoten ist nicht eher aufgelöset, bis es bestimmt ist. Denn so fragt der Kunstrichter*: "Ist es wahr, daß die alten „Griechen ihre Jugend aus dem Homer Weisheit „lehrten? Und wurde Homer auch nur von allen de„nen verstanden, welchen das Beiwort καλοι κ'αγα„θοι zukam?„ — Seine Frage ist so viel als Nein! meine Antwort aber Ja! Aemilius Scaurus leugnet; Valerius bejahet; wem von beiden glaubt ihr Römer?

Ausser dem, was ich schon angeführet, kann ich mein erstes Ja mit folgender Stelle aus Xenophons Schmause gültig machen: "Mein Vater, „sagt Niceratus, der mich zum tüchtigen, redli„chen Mann (αγαθος) machen wollte, hielt mich „an, alle Gedichte Homers auswendig zu lernen, so „daß ich noch jezt die ganze Iliade und Odyssee her„sagen kann.„ — Hier war ein guter, hübscher Mann, der seinen Sohn auch dazu machen wollte, und ließ ihn also Homer lernen: so wurde also Homer mit der Jugend getrieben: so wurde er gewiß von denen verstanden, die gute, hübsche Leute waren, denn sie waren durch ihn dazu gebildet.

Aber heißt καλος κ'αγαθος ein guter, hübscher Mann

* Lit. Br. Th. 1. p. 46.

Mann, oder ist es ein Schweizer-Virtuose? Beide Partheien können Recht behalten, wenn sie sich anhören wollen, und wenn sie Staub unter die Augen streuen*, hat es vielleicht keiner von beiden. Mehr als ein guter, hübscher Mann, und weit weniger als ein Shaftesburischer Virtuoso, nach dem hohen Geschmacke unsrer Zeit. Ich erinnere mich, die Abhandlung eines Grammatikers über dies Wort gesehen zu haben; und weil ich nicht gern thun mag, was ein andrer vor mir gethan, so will ich nicht ein Register von den Stellen machen, wo dies Wort vorkommt. Ich schreibe aus dem Gedächtniß.

In jeder Sprache müssen sich alle Wörter verändern, die den eigentlichen Charakter des Zeitalters ausdrücken, und eben dies dünkt mich von καλος κ'αγαθος. In den ältesten Griechen erinnere ich mich nicht, es gelesen zu haben: es ist ein Wort aus dem Zeitalter der schönen Prose und der feinen politischen Sitten. In den Zeiten, da αρετη, Tugend, noch allein Tapferkeit des Körpers und Geistes bedeutete: galt blos ein braver Mann, αγαθος. So wissen im Homer die Helden kein besser Wort ihrer Würde, als wenn sein Agamemnon oft genug sagt: αγαθος γαρ ειμι. So wenig hier das αγαθος eine moralische Güte bedeutet, zu einer Zeit, wo Tapferkeit über alles galt: so wenig litte dieses Zeitalter καλους κ'αγαθους im feinen Verstande des Shaftesbury.

* Lit. Br. Th. 1. p. 52.

Auch das Wort καλος hat diesen Ursprung gehabt: und wurde von den ανδρασιν αγαθοις gesagt, die in der Schlacht ευ und καλως (tapfer) stritten. Aber mit der Zeit verfeinerte sich der Geist der Sitten: das Wort αρετη hieß Brauchbarkeit: das Wort αγαθος und καλος hieß ein tüchtiger Mann in Geschäften, und selbst der Ehrenname ανηρ verlor etwas von seiner Mannheit. Weil in der damaligen Zeit die Weisheit auch noch allein eine Dienerin des Staats war: so übernahmen es sich also die Weisen, solche brauchbare Männer zu bilden, die redliche Menschen und tüchtige Bürger waren: so frägt Xenophon den Sokrates im Diogenes Laertius: sage mir, wie kann man ein καλος κ'αγαθος werden? und dieser führt ihn in seinen Unterricht. So sagt Nicerat in der angeführten Stelle: mein Vater, der mich zum tüchtigen Mann (αγαθος) machen wollte, ließ mich den Homer lernen. So trugen es die Athenienser, die vorzüglich nach dieser politischen Cultur strebten, beständig im Munde (καλος κ'αγαθος); und es war bei ihnen, wie ein Scholiast sagt: summa omnis laudationis! Und also gewiß nothwendig mehr, als ein guter, hübscher Mann bei uns.

Der Recensent will auch nur einen einzigen Beweis, daß καλος κ'αγαθος etwas mehr, als dies bedeute? Wohl! es sey eben die Stelle*, in der er

* Lit. Br. Th. 1. p. 52.

nichts, als den guten, hübschen Mann finden will; Schade, daß ich mehr darinn finde, und eben die Beschreibung des καλȣ κ'αγαθȣ. Sokrates frägt den jungen Theages im Plato: τι ȣν; ȣκ εδιδαξατο σε ο πατηρ και επαιδευσεν απερενθαδε οι αλλοι παιδευονται, οι τω̃ν καλων κᾳγαθω̃ν πατερων υιεες; οιον γραμματα τε, και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την αλλην αγωνιαν; Können hier καλοι κᾳγαθοι füglich gute, hübsche Leute bedeuten, wie wir dies Wort brauchen? Nein! sie ließen ihre Söhne, um sie auch zu καλοις κᾳγαθοις zu machen, Wissenschaften (nicht blos das A B C lesen und schreiben), die Musik, die nach der Griechischen Denkart weit mehr schöne Kunst, als bei uns, und von der Dichtkunst unzertrennlich war, und schöne Leibesübungen erlernen. Wer also seinen Verstand, seinen schönen Geschmack und seinen Körper ausgebildet hatte: der war ein Attischer καλοκᾳγαθος: er war weder ein Weiser, noch Dichter, noch Fechter; aber Anlage hatte er, Weiser, Dichter und Olympischer Sieger zu werden. Wer einen Griechischen καλος κ'αγαθος in seinem ganzen Glanze sehen will: der lese, obgleich nicht das Wort selbst als Ueberschrift drüber stehet, einige Pindarische Oden auf seine Griechischen Jünglinge, die doch mehr als gute, hübsche Jungens waren.

Aber freilich auch nicht Virtuosen im Wielandischen hohen Gusto! oder lieber gleich im Geschmacke

des Shaftesbury: dem Wieland nicht blos den Begriff des Virtuosen, sondern auch die Analogie mit καλος κ'αγαθος abborgt. Dieser Weltweise, der den Platonismus nach dem Modegeschmack seiner Zeit einkleidet, und endlich auch in Griechenland diesen Lieblingsgeschmack findet, bestimmt seine Virtuosen so*: the real fine Gentlemen, the Lovers of Art and Ingenuity; ſuch as have ſeen the World, and informed themſelves of the Manners and Cuſtoms of the ſeveral Nations of Europe, ſearch'd into their Antiquities and Records; conſider'd their Police, Laws and Conſtitutions, obſerv'd the Situation, Strength and Ornaments of their Citys, their principal Arts, Studies and Amuſements; their Architecture, Sculpture, Painting, Muſick, and their Taſte in Poetry, Learning, Language and Converſation. Mit diesem Begriffe vergleicht er nachher das honeſtum, pulcrum, καλον der Alten, und philosophirt in seiner liebenswürdigen Laune Seiten fort. — Ob es nun gleich in Athen freilich auch ein Zeitalter gab, da die Liebhaberei der Künste, der Geschmack an Dichtkunst, und den schönen Wissenschaften, der feine Ton im Umgange, und der Urtheilsgeist über Policey und Alterthümer, die herrschende Mode war: so kann ich mich doch nie überreden, daß die καλοι κ'αγαθοι in dem weiten Verstande des Shaftesbury damals ge-

* Characteriſtiks Vol. 3. Miſcell. Reflex. p. 156. 182.

blühet. Es scheint vielmehr dieser Philosoph sich selbst zu malen, und den Geschmack, der damals am Hofe Carls des zweiten galt, bis zu einem gewissen Ideal zu erhöhen und zu verfeinern, das immer in den neuen Zeiten ein Muster eines brauchbaren, geschickten, angenehmen Mannes seyn kann, aber den Begriff des Griechischen Worts immer umbilden muß, selbst wie es Plutarch und die neuern Griechen brauchen. Shaftesbury fodert zu seinem Virtuosen, wenn er in Griechenland existirte, freilich das Lesen des Homers, und das zwar als das erste A B C; aber ein moralisches Lesen des Homers? Ein himmelweiter Unterschied!

Wozu aber so viel über ein Wort? Ueber ein Wort, das immer der Ausdruck ihres Charakters, und der Gipfel ihrer Lobsprüche war, kann man nie zu viel sagen: die Erklärung solcher Wörter schließt uns Denkart und Policey, Laune und Sitten, kurz das Nationalgeheimniß auf, ohne das wir immer von einem Volke schief urtheilen, schief lernen, und unleidlich nachahmen. Ich würde es als einen Beitrag zur Griechischen und Römischen Geschichte der Literatur einem Manne von Philologie, Geschichtskänntniß und Geschmack empfehlen, der Metamorphose genau nachzuspüren, die im Griechischen die Worte: ανηρ, ανθρωπος, αγαθος, καλος, φιλοκαλος, καλοκᾳγαθος, κακος, επιχειραγαθος: im Lateinischen: vir, homo, bonus und melior und optimus,

honestus, pulcher und liberalis, strenuus und dergleichen Nationalnamen erlitten haben, die die Ehre oder Schande ihres Zeitalters waren, und sich mit demselben änderten — So lernt man Völker kennen, und nutzen.*

Ich will es hier nicht untersuchen, wie weit einige Schweizer, z. E. Wieland, Iselin, Wegelin, Mably, uns wirklich Griechen zeichnen;** wenn sie ihre Erziehung und Politik uns anpreisen. Beinahe vom Diogenes dem Laertier an, findet man in den Griechen, was man in ihnen finden will: verschönerte Gesichter, unerträgliche Idole, halb Ideal, halb Griechisch, halb nach neuerer Form. Freilich können wir den Griechen vieles ablernen; freilich sie zum Muster nehmen; aber Nachbildungen unsrer Zeit gemäß machen: sonst wird alles Carrikatur! — Schon Plato und Xenophon malen uns den Sokrates verschieden; aber, wenn Wieland*** auftritt und sagt: "Seht! den Kopf des „Sokrates!„ — Hier kann man, wie Marcell, dreust antworten: Wie? das ist Sokrates? jener

* Man wird dies wirklich zu kühne Urtheil in den Schranken nehmen, in denen es der Verfasser sagt: auch Irrthümer können verjährt werden; und welche Begeisterung ist verzeihbarer und schöner, als die für die Griechen? Vielleicht ist der Verfasser selbst in sie verfallen. (Aus den Zusätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

** Lit. Br. Th. 1. p. 44. 50.

*** Lit. Br. Th. 7.

liebenswürdige Widersprecher, jener ehrwürdige Unwissende, jener feine ironische Geist, und der redlichste Bürger, kurz! der Weiseste unter den Weisen Griechenlands — das sollte Ihr Sokrates seyn? Nein! mein Herr! dieser unausstehliche Disputirer mit vollem Munde, dieser lächerliche Weisheit- und Tugendkrämer, dieser grobe Zänker, und misanthropische Schimpfer ist ein Geschöpf neuerer Zeit, ein Weiser aus Schweizerischen Republiken. — Und doch hat W. ja wirklich die Griechen gelesen? — quid fures faciant, audeant cum talia domini? — So sehr die Griechen ihren Homer nutzten, so wenig brauchten sie ihn auf Wieland'sche Art: denn Shaftesburys Geist und Schriften herrschten damals wahrscheinlich noch nicht bei der moralischen Bildung der Jugend; und die Art, wie Sokrates aus dem Homer lehrt, und man ihn bei der Bildung der Helden und brauchbaren Jünglinge anwandte, ist ja augenscheinlich ganz was anders! und in vielen Stücken was anders, als wir heut nachahmen können, wenn wir auch Homere hätten?

2.

Pindar und der Dithyrambensänger.*

Homere dürften wir also nicht eben haben, aber einen Pindar? Die Zeit hat dem Pindar

* Wenn in meiner Parallele das Raisonnement über den Charakter der Alten nicht vollständig ist: das thut nichts

eine besten Kronen, und unter andern auch den siebenfachen Epheukranz der Dithyramben geraubt — einer von unsern Dichtern sezt sich selbst dies Siegeszeichen auf, und ruft: Macht Raum, Mänaden! Ist er der Vater Bacchus, oder trägt er blos den Thyrsusstab, um es zu seyn?

Zum Voraus ein Wort in einer Parenthese. Ich glaube, wenige Beurtheilungen der Literaturbriefe sind so schielend, und gebrechlich, als diese*, die einem Lehrmeistertone sich nähert: die bei dem Geräusche arm, bei aller Pracht von Belesenheit und kritischer Einsicht kurzsichtig, und bei allen Planen und Vorschlägen dürre seyn möchte. Die angebohrne Lebhaftigkeit des Recens. verspricht dem Dithyrambendichter scharf zuzusetzen, und zuckt jedesmal zurück, um sich in Präceptorpredigten zu verlieren. Was soll die Frage heissen: Kann man Deutsche Dithyramben machen? Kann man nicht Deutsche, so kann man auch keine Malabarische Dithyramben machen, was die Sprache betrifft; und bei Dithyramben dörfte diese nur zulezt in Betracht kommen. Was darf es der Recens. mit so vieler Gelehrsamkeit beweisen, daß wir keine Dithyramben übrig haben? der Verfasser dörfte dieses ja aus dem lieben E. Schmid

zur Sache. Treu muß die Vergleichung seyn, und nach den Quellen schmeken, so ist der Zweck der Fragmente erreicht. (Aus den Zusätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

* Lit. Br. Th. 21. p. 39.

allenfalls wissen! Und womit beweiset es der Kunstrichter denn, daß wir nach den überbliebenen Nachrichten keine Dithyramben machen können; — höchstens! daß der Verfasser keine gemacht. Womit behauptet er es, daß jeder neue Geschmack verkehrt seyn muß, der von den Regeln des weisen Alterthums abgeht? Warum ist ein Deutsches Heldengedicht, eine Ode, eine Dithyrambe ohne Griechische und Lateinische Muster denn an sich unmöglich? Was thun die Pindarischen Oden des Leipziger Professors hier zur Sache? In welcher Classe muß denn der Dithyrambist sitzen, wenn er den Pindar intus et in cute kennen lernen, den ganzen Poeten in succum et sanguinem vertiren, und absolut erst nach 20 Jahren Imitationen nach der Pindarischen Digreßion über den Berg Aetna machen soll? Welch ein Schulton herrscht so durchgängig, so insonderheit S. 59 — 61. Welche Sammlung von Pindarischen Beiwörtern soll man (p. 70.) Friedrich geben? Wie lange muß noch der Dithyrambist Mythologie lernen, um nicht ihr System niederreissen zu wollen? Ist es wahr, daß Pindar sich keine Inversionen des Fabelsystems erlaubt, und alles so stehen läßt, wie es ihm vom Präceptor diktirt worden ist? — Und nun endlich die beste und geistigste Anmerkung wider die windichten, eitlen, jungen Menschen, die ihrem Mädchen zu gut Gedichte herausgeben — wobei freilich der Beweis mangelt, daß der Verfasser der Dithyramben so ein win-

dichter, eitler, junger Mensch sey, der eine Strafpredigt über sein Mädchen 6 Seiten lang anhören muß. Womit kann es der Recens. beweisen, daß Pindar in seinen verlornen Hyporchematen und Dithyramben in einem ernsthaften philosophischen Ton trunken geraset? Wie mag ein Compliment lassen, das man nicht aus freiem Willen, sondern aus Muß im Vorbeigehen macht? Und wie viel nimmt der Recensent für ein Collegium, darinn er zeigt, wie man Pindars ganze Manier zu malen bis auf seinen Adler lernen soll, damit unser Deutscher Horaz auch für den Dithyrambisten eine Ode weihen müste? — Meine Parenthese wird lang; aber dem Recensenten würde die Antwort auf meine Fragen noch länger seyn, die ich auch, „aus einer mir angebohrnen Lebhaftigkeit, thue; nicht als Kritiken, sondern als „eine kleine Hülfe, mich selbst auf den Weg zu brin„gen, und, was ich denke, zu sagen.„

Ich bin nichts minder, als der Verfasser oder der Vertheidiger der Dithyramben; ich habe selbst mehr wider sie, als die Literaturbriefe, aber, wie ich hoffe, aus andern Gründen, und mit weniger Schulton. Ohnmöglich kann diese Beurtheilung von einem Verfasser der Literaturbriefe seyn; vermuthlich ist sie eingeschickt; weil ihr Ton gewiß zu merklich abweicht. — Aber genug! meine Parenthese ist zu Ende.) Können wir Dithyramben machen, Griechische Dithyramben im Deutschen machen? Originaldithyramben machen?

Woher mag der Dithyrambe bei den Griechen entstanden seyn? Darf ich eine Hypothese versuchen? — Hypothesen muß man versuchen, wo man keine Nachrichten hat: wäre *Demosthenes* περι διθυραμβοποιων, oder *Aristotels* größter Theil der Dichtkunst nicht verloren, so würden wir wissen, statt zu rathen.

Ein Volk in seiner Wildheit ist in Sprache, Bildern und Lastern stark: Trunkenheit und Gewaltthätigkeit sind die Lieblingslaster einer Nation, die noch Mannheit (αρετη) für Tugend, und trunkne Raserei für Vergnügen hält. Alle die feinen Schwachheiten waren damals noch nicht, die heut zu Tage unsere Güte und Fehler, unser Glück und Unglück bilden, die uns fromm und feige, listig und zahm, gelehrt und müßig, mitleidig und üppig machen. Diese Trunkenheit gebar wilde Vergnügen, den ungezähmten Tanz, eine rohe Musik, und nach der damaligen ungebildeten Sprache auch einen *rohen Gesang*.

Nicht an Altären, sondern in wilden Freudentänzen entsprang also die Dichtkunst und so wie man die Gewaltthätigkeit mit den schärfsten Gesetzen bändigte, so suchte man die trunknen Neigungen der Menschen, die jenen entwischten, durch Religion zu erhaschen. Ihre Götter trugen damals Keulen und Blitze: die sanften Grazien waren noch nicht geboren; man verehrte die Kräfte der Natur: rauh war ihr Got-

tesdienst, wie ihre Natur, durch Opfer und Trunkenheit — und unter den ältesten Göttern war immer auch ein Oenotrius, ein Weingott, man heiße ihn, wie man wolle.

Jezt wurde also die trunkne Dichtkunst an die Altäre zur Entsündigung geführt. Hier befahl die Religion ihnen Trunkenheit in Wein und Liebe, und ihre Trunkenheit bequemte sich also wieder der Religion: ihr Gesang war voll von der thierisch-sinnlichen Sprache des Weins, und der Wein erhob sich wieder zu einer gewissen mystischsinnlichen Sprache der Götter: ein heiliger Gesang in doppeltem Verstande. Die Priester, zugleich Dichter und Staatsleute, webten aus Nationalsagen eine Mythologie zusammen, die sich zu ihren rauhen Gesängen bildete, mit denen sie als mit einem Zaume, mit einem Stük des Gottesdienstes, mit einem Zeitvertreibe und Vergnügen das Volk lenkten.

Linus, den wir im fernsten Schatten als den Vater der Dichtkunst erblicken, schrieb noch mit Pelasgischen Buchstaben den Feldzug des Bacchus. Anthes, der Böotier, sang Bacchische Hymnen: Orpheus, der Bezähmer der Griechen durch Geseze und Gottesdienst, weihte die Trunkenheit in seine Eleusinischen Heiligthümer ein, um sie zu bezähmen, daher er auch ihr Opfer wurde. Musäus und sein Sohn Eumolpus sangen ebenfalls den Bacchus — Kurz die ältesten Namen der Dichter,

die beinahe selbst Fabeln sind, alle haben sich mit Bacchus beschäftigt.

Wozu sage ich alles dieses? Um zu zeigen, daß der Dithyrambe aus den Zeiten der Wildheit und Trunkenheit seinen Ursprung und Leben ziehe, daß wir also von ihm auch nach Beschaffenheit dieses Zeitalters urtheilen müssen. Entsprungen unter berauschten Tänzen des Volks führte man ihn in die Tempel, um ihn zu zähmen. Sein Inhalt, seine Sprache, Sylbenmaas, Bearbeitung, Musik, Deklamation, alles zeugt von der Zeit, die ihn hervorgebracht hat: er mag nun in Theben, oder dem wollüstigen Korinth von einem oder dem andern erfunden seyn: genug, es war noch eine Zeit, da sich die Delphine von dem Arion, dem angegebenen * Erfinder, bezaubern liessen. Ich sage: sein Inhalt: denn da er den Vater des Weins, von seinem Blitzstrale getroffen, mit brausendem Munde sang, und in einer ehrwürdigen heiligen Trunkenheit sang: so paßt er am meisten auf den Abgrund der Zeiten, da man aus Aberglauben die Kraft einer göttlichen Gegenwart fühlte, da man, mit starken sinnlichen Empfindungen begabt, den Eindruck der Jugendlehren und Nationalsagen beinahe zu einer wirklichen Anschauung erhob, da man aus Unwissenheit nicht blos die Fabelgeschichten als Wahr-

* Wie Herodot anführt, den ich für mehr, als Fabelschreiber halte.

heiten glaubte, sondern mit der Einbildungskraft sie bis zum Leben ausmalte, und also die Begeisterung schmeckte, die Apoll über die Pythisse, Jupiter über die Sibyllen, Cybele über die Galler, und Bacchus über die Dithyrambensänger ausgoß. Daher naheten sich die Leztern der Entzückung, die einer Raserei glich, Διονυσοιο ανακτος καλον εξαρξαι μελος οιδα διθυραμβον, οινῳ συγκεραυνωθεις φρενας: daher fing er gemeiniglich mit dem begeisterten: αμφι μοι αναξ, an: daher jene Ausbreitung der Seele, die im Parenthyrsus der Trunkenheit und der Beschauung himmlischer Dinge ausrief:

Auditis an me ludit amabilis
Insania? Audire et videor pios
Errare per lucos:

daher jene göttliche Wuth:

— — — immanis in antro
Bacchatur vates, magnum si pectore possit
Excussisse Deum: tanto magis illa fatigat
Os rabidum, fera corda domans, fingitque
premendo.

Und von dieser sinnlichen Begeisterung wurde die ganze Bearbeitung so belebt, daß Plato dem Dithyramben sogar die Nachahmung absprechen will. Voll kühner Bilder und großer Anspielungen folgte er keinem weitern Plan, als den innerlich die Einbildungskraft malte, äußerlich zum Theil das Auge sahe, und der Tanz foderte: und so ward er ein Ge=

mälde der Einbildungskraft aus der Bacchischen Geschichte, des Bacchischen Gottesdienstes, und des Tanzes: wo nüchterne Seelen wenig Verbindung, viel Uebertriebenes, und alles ungeheuer finden musten. Und diese Bearbeitung, welcher Zeit war sie am angemessensten? Vermuthlich jener, da die Satyren Possenstücke, die Komödien Satyren, und Oden und Tragödien noch nicht geboren waren. Vor den regelmäßigen Stücken im schönen Stil muste das große wüste Unregelmäßige voran gehen.

Und eben diesem Zeitalter ist auch die dithyrambische Sprache gemäß, die in Worten neu, kühn und unförmlich; in Construktionen verflochten und unregelmäßig war: eine Sprache, wie sie vor ihrer Ausbildung ist. Alsdann hat noch jeder Sänger das Recht, neue Worte zu machen, weil man von ihnen noch keine gehörige Anzahl hat; sie können kühn zusammengesezt seyn, weil Form und Lenkung nicht genug bestimmt ist. Hingegen eine völlig gebildete Sprache ist nicht dithyrambisch, sondern vernünftig und mit Gesetzen umschränkt.

So auch das Sylbenmaas: Geseзlos, wie ihr Tanz und die Töne der Sprache; aber nothwendig desto polymetrischer, tönender und abwechselnder.

So auch die Musik: Die Phrygische Musik, die rasend machte, die Steine belebte, zum Treffen und Siege rief, und Empörungen in der Brust anrichtete: die nachher abgeschafft wurde, weil sie die

Musik verdarb, die Plato aus seinem Staat und Aristoteles aus seiner Erziehung verbannte — Kurz! die älteste und roheste Tonkunst.

Alles also, was zum Διθυραμϐωδες gehörte, Inhalt und Form, und Sprache und Musik und Sylbenmaas trägt Spuren des sinnlichen Zeitalters mit sich, wo alles dies, und dies allein bey dem rohen Volke seinen Zweck erreichte, und hier ist die Erklärung des Proklus: Διθυραμβος εςι κεκινημενος και πολυ το ενθουσιωδες μετα χορειας εμφαινων, εις παθη κατασκευαζομενος, τα μαλιςα οικεια τȣ θεȣ.

So war der Dithyrambe, ehe er völlig Nachahmung wurde. Als aber die Griechen in ein gesittetes Zeitalter übergiengen; so ward ihre Religion über das Sinnliche mehr erhoben: ihre Begeisterung sank: ihre mehr gebildete Sprache entfernte sich von dithyrambischen Freiheiten: ihr Sylbenmaas ward bestimmter und gebundener: ihre Musik Dorisch. Das wahre Διθυραμϐωδες war also vorbei, und man suchte es nachzuahmen. Daher kann Aristoteles den Dithyramben unter die nachahmende Poesie sezzen, ohne doch dem Plato zu widersprechen, der das Gegentheil, wiewohl in ganz andrer Verbindung, sagt. Es blieb noch immer ein festliches Vergnügen, sich in ihre Väterzeiten zurückzusezzen, und die Sprache, das Sylbenmaas, die Musik, die Denkart eines oder einiger erlebten Zeitalter zu gebrauchen.

In

In dieser mittlern Zeit, da sich das Dithyrambische gemildert hatte, mag es also die besten Gedichte dieser Art gegeben haben, die daher die Anfangsstücke verdrängten. Nachher aber trieben die folgenden die Kühnheit immer höher, um ihre Vorgänger übertreffen zu können; sie mischten (nach Platons Zeugniß in seiner Republik) alles unter einander: und gingen verloren, weil die damaligen Zeitalter zu sehr den Geschmack der Dichtkunst, den Geist der Religion, die Stuffe der Sitten und Sprache verändert hatten.

Daher legten sich auch, nach der wahrscheinlichsten Lesart im Cicero, die Römer weit minder (minus) auf die Dithyramben; bei denen der Atys des Catulls nur ein weitläuftiger Verwandte der Dithyrambenkühnheit ist. Der Himmel der Römer war nicht eigentlich mehr für diese Dichtungsart: ihre Religion war geistiger und politischer: ihr Bacchus lange nicht der mächtige König der Griechen: ja selbst ihre kälteren Adern fühlten nicht mehr so stark den Blizstral des Weins: sie ließen also die Reste der Dithyramben untergehen. Aristoteles bestätigt meine ganze Hypothese, durch die wenigen Worte, die er in seiner Dichtkunst vom Dithyramben einmischt, in dessen Stelle die Tragödien getreten seyn sollen.

Sollen wir also die Dithyramben zurückfinden? Erst beantworte man die kleine Frage: Könnten wir denn Dithyramben machen, wenn wir die Griechischen noch hätten? Von dieser Kleinigkeit

Bayerische Staatsbibliothek München

hängt, wie ich glaube, alles ab; und ein Kenner der Griechen würde darüber den Kopf noch ziemlich schütteln. Wo ist bei uns eine Religion, die Bacchus zum Gott und seine Gesänge ehrwürdig, heilig, göttlich macht? Der Griechische Dionysius würde die Trauben unsres Landes, und unsre Dithyramben wegwerfen, und ausrufen: procul profani! Wo ist bei uns der Geist eines Zeitalters, da eine Bacchische Begeisterung durch Wein und Aberglauben sinnlich gewiß, oder wenigstens wahrscheinlich würde? Die Begeisterung der Muse konnte bei einem Griechen so mächtig seyn, als sie bei uns oft lächerlich wird, than Jugglers talking to Familiar. — Wo sind unsere Bacchische Gegenstände, die Heldengeschichten, die bei den Griechen von Jugend an, durch Unterricht, und Gedichte und Gesänge und Denkmale ihre Seele belebten? Unsere Trinker wird der Rausch auf ganz andre Gegenstände führen, als auf eine Mythologie vom Bacchus, die für uns das Große, das Poetischwahre, das dem Nationalgeist Eigne, und darf ich dazu setzen, fast ganz das Licht der Anschauung verlohren hat! Wo ist die Bilderwelt, die Welt voll Leidenschaften, die Griechenland in seiner Jugend um sich sahe? Wir wandeln in einer politischen Wüste. Wo ist die Dithyrambensprache? Die unsre ist viel zu philosophisch altklug, zu eingeschränkt unter Gesetze, und zu abgemessen, als daß sie jene neue, unregelmäßige, viel=

sagende Sprache wagen könnte. Wo die dithyrambischen Sylbenmaaße? da unsre Sprache und alle neueren selbst zum Hexameter, noch minder zu den Sylbenmaaßen des Pindars und der Chöre vieltrittig genug ist und gegen Griechische Dithyramben völlig ungelenkig lassen müste. Wo sind denn bei uns die Tänze, die trunknen Bacchussprünge, an Freudenfesten? Der Dithyrambe gehörte ja sowohl zur mimischen, als lyrischen Poesie: und wie könnten wir ihn also nachmachen, da wir die hohe Tanzkunst der Alten nicht haben, nicht kennen, und sogar selbst bei allen Nachrichten der Alten, nicht durchgehends begreifen können — Und von ihr bekam er doch Geist und Leben.

Aber wenn wir ihn alsdenn blos als eine Sache der Nachahmung betrachteten, bei der wir zwar nicht eben die Ursachen, Zwecke, und Hülfsmittel des Originals hätten, aber doch eine neue, eine bessere Art der Gedichte bekämen? — Kaum! Dithyramben, nach dem Griechischen Geschmack nachgeahmt, bleiben für uns fremde. Das trunkne Sinnliche, was bei ihnen entzückte, wäre vielleicht für unsre feine und artige Welt ein Aergerniß; das Rasende in ihnen wäre uns allerdings dunkel, verworren und oft unsinnig, weil der Dithyrambist, der Weißager und Unsinnige mit zusammengeschlungenen Händen zu gehen scheinen, und ein elektrischer Funke nach ihren verschiedenen Körpern auch unterschiedene

Wirkungen hervorbringt. Ihre **Ungebundenheit** würde für unsere grammatischen und ästhetischen Gesezgeber wider die Regeln scheinen: die Einbildungskraft würde der gesunden Vernunft und dem Sens-commun unsres lieben Zeitalters Eintrag thun — Vielleicht trug alles dies dazu bei, daß die Dithyramben verloren gingen; und gäbe es Dithyrambensänger zu unsrer Zeit — wir würden ihnen einen Stier geben, um ihren βουλαταν zu bezahlen und sie reisen zu lassen. Weß aber sollte der Stier seyn, den wir ihm geben? — Des Volks nicht, denn er schriebe ja Dithyramben, nicht zu **tanzen** und **mimisiren**; sondern zu lesen! Der Grammatiker auch nicht; die würden vielmehr wider ihn schreyen! Der schönen Geister auch nicht; deren schönes Ideal möchte dadurch verlezt werden! Der ernsthaften Kunstrichter auch nicht — Er mache sich also fertig, ohne Stier nach Hause zu reisen.

Aber wie? er singe nach dem Geschmacke seiner Zeit, mit einem kältern Feuer, ohne Gott Bacchus, ohne die dithyrambische Kühnheit und Sprache, Deutsche Dithyramben? Deutsche Dithyramben sind ein Unding, gegen die Griechen betrachtet; und gegen unsre schon bekannten Dichtarten nichts neues! Ein solcher Dithyrambe nach dem richtigen Geschmacke unsrer Zeit, ohne Bacchus, ohne Tanz, ohne Begeisterung, ohne dithyrambische Sprache, in eingezognen Sylbenmaaßen, gehört so wenig in den Bac-

chustempel, als jene Geschenke in den Tempel des Mars nach einem Griechischen Sinngedicht: * „Wer „hing diese glänzende Schilde, diese Blutlose Waf„fen, diese unversehrte Helme hier auf? Dem Men„schenwürger Mars solchen häßlichen Schmuck? Will „ihn nicht jemand aus meinem Tempel werfen? Ich „erröthe ganz! Solche Verzierung gehört in eine „Brautkammer, an den Hof, in die Trinksäle feiger „Säufer; nicht an den Altar des Mars! Blutige „Waffen, zerbrochne Schilde, durchstochne Helme, „die sind mein Vergnügen!„ Alsdann sind solche Deutsche Dithyramben nach einem feinen Ideal unsrer Zeit — entweder hohe Oden der Einbildungskraft — oder begeisterte Trinklieder; sie mögen seyn, wie sie wollen. Alsdann sind Uz, Leßing, Weiße, Gerstenberg in seinem Gedicht: Cypern; Schmid in seinem Noah, dem Weinerfinder; der Verfasser der ersten Cantate zum Scherz und Vergnügen, unsre Dithyrambendichter, oder vielmehr unsre alten Trinkbrüder, die sich einen willkührlichen Namen geben.

Ich verzweifle also beinahe an Dithyramben, selbst wenn wir die Griechischen hätten — nun aber ist alles bis auf die wenigen Nachrichten verloren, die nicht einmal einen unterscheidenden Begrif von ihnen bestimmen. Ein Scholiast hat den andern ausgeschrieben, denn je weniger man weiß, desto mehr wieder-

* s. Anthol. 1. B.

holt man das wenige und ertappet vielleicht den Dithyrambendichter, so wie den Cometen, blos in seiner größten Eccentricität. Horaz in seiner Ode über Pindar hat ja keine Definition geben wollen, und gewiß daran gar nicht gedacht, daß jemand einmal jedes von seinen Worten auffädeln, und sich aus seiner Strophe einen Plan abzirkeln, einen Grundriß abzäunen würde, um in ihm künstlich zu rasen, nüchtern zu taumeln, bei Wasser ein regelmäßiges Evan! zu rufen. Die meisten Poetikenschreiber halten sich bei der πολυπλεκια der Worte auf, gleich als wenn dies ein Hauptstück und nicht eine nothwendige Folge des Dithyrambengeistes wäre.

Und überhaupt, da es schon eine kalte Begeisterung ist, die blos aus Beispielen aufgewärmt wird: so ists lächerlich, sich ohne Beispiele, durch Regeln, oder vielmehr ohne Regeln durch kleine Nachrichten, entzücken zu wollen; über Flicknachrichten sich einen Weg zur Begeisterung bahnen, aus Lappland über Zembla nach dem Pindus reisen: da hat der dithyrambische Hegesander recht:

μειρακιεξαπαται, και συλλαβοπευτιλαβηται
Δοξοματαιοσοφοι, ζηταρετησιαδαι.

Genug von diesen dithyrambischen Anmerkungen. Ich muß hier den Plan eines Freundes verrathen, der zu Christlichen und Deutschen Dithyramben Risse und Versuche gemacht hatte, die er aus dem

Innern unsrer Religion und Nation gezogen, die trunkne Gesänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung seyn sollten. Es erschienen unvermuthet Dithyramben: die zwar gar nicht in seinen Plan fallen, die ihm aber doch Gelegenheit zur Prüfung gaben, und ihm bei seinen Arbeiten das nonum prematur in annum riethen. Ich liefere also von diesem Freunde nicht seine paradoxen Dithyramben, sondern sein Urtheil über die erschienenen eines Ungenannten: es ist frei, aber nirgends hinterhaltend.

Das Titelblatt verspricht uns Dithyramben: die Vorrede verspricht sie nur halb: und das Buch selbst liefert gar keine.

Zuerst: Der Kunstgrif, uns seine Sammlung von Liedern, als ein Ganzes in die Hände zu spielen, geht von der Einfalt der alten Dithyrambisten völlig ab. Und von der Wahrheit selbst: denn sind diese Stücke Theile zum Ganzen, weil sie auf einander folgen? So ist ja alles, was ich in einen Band binden lasse, auch ein Ganzes; aber kein Odenganzes. Ich glaube doch nicht, daß, um einen Sprung zu thun, Sicilien mit Johann Sobieski und dieser mit Peter gränzet. Der soll mein großer Apoll seyn, der mir zwischen diesen Stücken Zusammenhang nach Zeit, oder Ort, oder Inhalt, oder nach den Gesetzen der Einbildungskraft, findet. Vermuthlich aber nach den Gesetzen der Ein-

bildungskraft — denn die erste Dithyrambe soll die Begeisterung wahrscheinlich machen. Nun! so hätte sie auch an die Jungfer Maria gerichtet seyn können, um (alles zugegeben) die folgenden Gegenstände zu besingen. Dies wäre noch wenigstens ein erbaulicher Standpunkt gewesen, um nachher Kirchenseufzer an die heilige Mutter zu schicken — aber jezt ist es widersinnig, daß eine trunkne Mänade an dem Wagen Bacchus jezt Erdbeben, jezt eine Entsezzung der Vestung, jezt die Schöpfung eines Reichs, jezt Krieg, jezt Frieden singet, 9 Uhrwerke ablaufen läßt, und alsdann vom Bacchus höflich Abschied nimmt. Folgt es wohl aus der Begeisterung des Bacchus, Krieg und Helden, bald dies, bald jenes zu singen, was oft gar nicht in den Mund eines Säufers gehört? Die Mänade wird abentheuerlich, die sich jezt an den Wagen des Bacchus dränget, den Augenblick am Hebrus und Rhodope, den Augenblick drauf bei Naxos ist, wo sie, (die Weitsehende!) Tokay und den Rhein sieht, wo sie schwärmt, wo sie singen will, hochfahrend, wie die Schwingen der Windsbraut, wo sie, vom Bacchus begeistert, ausruft: hört! und an ihren Begeisterer und an seinen Wagen nachher niemals denkt, kaum an ihn einmal im Vorbeigehen denkt, da er durch einen Zufall eben über Meißens Gebürge spazieren fährt, bis sie sich ihm endlich empfiehlt und mit ihrer Daphne forteilt: nun Vater! Bacchus hilf! — eine Mänade mit

der Daphne! eine Liebe zwischen zwei Mädchen! — die gute Mänade muß sich vor dem Namen eines Bacchanten schämen.

Kein Ganzes also! und noch weniger ein Bacchisches Ganzes! Das Begeisterte αμφι μοι αναξ der alten Dithyramben, schallt nie in unsern Ohren; nie singt die Mänade, als wäre sie am Wagen des Weingotts: gar kein Standpunkt, den die erste Dithyrambe angeben will, in allen Stücken. Ist es Bacchus, der da begeistert, oder bist du, liebe Muse,

Thou that with Ale, or viler Liquors
Didst inspire *Wythers*, *Pryn* and *Vickars*,
And force them, tho it was in spite
Of Nature and their Stars, to write,
Who, as we find in sullen Writs
And croß-grain'd Works of modern Wits
With Vanity, Opinion, Want,
The Wonder of the Ignorant,
The Praises of the Author, penn'd
B'himself, or Wit-insuring Friend,
Canst make a Poet, spite of Fate — —

Der Bacchus dieser Mänade ist nicht der wahre Bacchus: nicht jener schöne Griechische Knabe* „der „die Gränzen des Lebens betritt, bei dem die Regung der Wollust, wie eine zarte Spitze der Pflanze, „zu keimen anfängt, der, wie zwischen Schlummer „und Wachen, in einen entzückenden Traum halb „versenkt, die Bilder desselben zu sammlen und

* Winkelm. Gesch. der Kunst Th. 2.

„sich wahr zu machen anfängt, dessen Züge voll „Süßigkeit sind, dem aber die frôliche Seele nicht „ins Gesicht tritt — —„ Dieser schwindelt im Wagen: ihm glüht die Wange: er verschüttet den Becher: er lacht: er schlurft Tropfen! — Ein besoffner Satyr kann das seyn, nicht aber der Griechische Bacchus! Ich rathe der Mänade, ihm nicht zu folgen, damit es ihr nicht wie der Rhea gehe, die einen Kriegsknecht statt des Mars umarmte. — Und daß das gute Mädchen ihn wirklich verkannt habe, sehen wir aus der Dithyrambe: die Himmelsstürmer! hier, hofften wir, hier wird im Streit Dionysus eine Hauptperson machen: wir werden ihn im ganzen Lichte sehen:

— — Διονυσον εριβρομον, ευαστηρα
Πρωτογονον, διφυη, τριγονον, Βακχειον ανακτα,
Αγριον, αρρητον, κρυφιον, δικερωτα, διμορφον,
Κισσοβρυον, ταυρωπον, αρηιον, ευιον, αγνον,
Ωμαδιον, τριετη, βοτρυφορον, ερνεσιπεπλον.

Hier werden wir, wenn wir ihn mitten im Kampf erblicken, wie ihn die Alten malen, nicht ausrufen dörfen, wie jener Schiffer im Homer*, da er ihn ansahe: „Entweder Zevs ist er, oder der Apoll mit „dem silbernen Bogen, oder Neptun: denn den sterb„lichen Menschen ist er nicht ähnlich, sondern den „Göttern im Olymp!„ sondern als den Allmächtigen, als den Bändiger der Riesen und Ungeheuer

* Hymne auf Bacchus.

werden wir ihn sehen, oder, wenn alles mißglückt, so kennen wir wenigstens seinen tapfern Esel, dessen Geschrei diesmal Siegbringend ist. — So hofften wir, aber alles vergebens! Die Riesen sind im Himmel; seine Zofe sieht zu: und ruft endlich mit offnem Munde:

Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern!

Bacchus ermuntert sich aus seiner Schlaftrunkenheit: reibt sich die Augen, will nicht ins Feuer! endlich sehen wir ihn im Löwenpanzer, (den er vermuthlich lange gesucht haben muß) — aber dem schläfrigen Helden zum Glück redet Zevs Gewitter, und Evan erscheint nicht eher, bis die Feinde weg sind! — So unnüz ist er durchgängig: daher frägt die Mänade auch so wenig nach ihm, es sey denn, wenn er einmal Friedrich begegnet, und ausruft: das ist er, das ist er! daher gibt sie ihm auch den Abschied:

Fahr hin, fahre hin, du Löwenbezwinger,
Fahr hin, ich folge nicht mehr!

Nichts schlägt mehr fehl, als wenn man die Bilderreihe, die Folge von Auftritten, verfolgt, die innerlich die Begeisterung und äußerlich das Auge leiten, die das vollkommene dichterische Ganze bilden, was ein Gemälde weit übertrift, was vom Tonkünstler Melodie borgt, um sich zu beleben, was vom hohen mimischen Tänzer gleichsam Bewegung annimmt: kurz, was Handlung heißt, das wahre Kennzeichen des Bacchischen Propheten!

Ich nehme das beste und einzige dithyrambische Sujet in dieser Sammlung: die Himmelsstürmer! um dies fortgehende Gemälde aufzusuchen. Im Anfange gar kein Standort, und kein Gesichtspunkt, den Pindar doch seinen verworrensten Oden so sorgfältig, und wenigstens am Anfange und Ende einwebt, aus dem er sie herführt, einigemal zurückleitet und auf dem er sie krönet.

Mit güldenen Säulen wollen wir,
wie am prächtigen Pallaste,
den vesterrichteten Eingang stützen:
Denn wer ein Werk beginnet,
der mache vortreflich den Anblick.*

Machen alle Dithyramben ein Ganzes aus: so taumelt die Mänade, nach dem Ende der vorigen Dithyrambe, an Bacchus Wagen: und

o Wunder!
sie taumelt zurück in die Kindheit der Welt!
entschlafne Aeonen vorbei.

So fiel jener Gascogner aus dem Fenster ein Maas von drei Jahren herunter! In die Kindheit der Welt zurücktaumeln! Ob Bacchus mit seinem Gefolge nicht selbst in die Kindheit der Welt gehört? Ist das Standort? Bacchus soll ja selbst im Treffen seyn: die Mänade soll ja den Sturm selbst sehen, nicht in Gedanken bis in die Kindheit der Welt zurücktaumeln: soll uns nicht etwas aus alten Aeonen erzälen, sondern vormalen,

* Pindar. i. d. 6. Olymp.

so vormalen, daß wir nicht ihr Gemälde, sondern die Handlung selbst sehen. So macht es schon Pindar der Odendichter — und Pindar der Dithyrambist? —

Die Handlung geht an: die Mänade sieht den Aetna rauchen; besinnet sich aber geruhig, daß vormals ein Himmelssturm gewesen: sie macht uns also davon eine Erzählung, nüchtern, ohne Feuer und Gleichmaas: taumelt zwischen dem Präsens und Imperfectum: malt bald gegenwärtig, bald aus weiten Aeonen: ganz undithyrambisch schwankt sie zwischen der idealischen und sinnlichen Gegenwart. Jezt sieht sie: der wurzelt den Caucasus aus; den Augenblick vorher: ich sah die Himmelsstürmer! den Augenblick drauf: sie erthürmten sich Stuffen, sie keichten, sie schnoben — und plözlich:

„Welch ein Streit, o Liber!„
Sind Götter im Kampf mit Göttern?
Die Aegis klingt
Und du Lyäus im Löwenpanzer!

Nun kommen wir endlich ins Feld, aber Schade! der Bacchante besinnt sich, daß Zevs Gewitter geredet habe, daß die Gebürge gekracht! Plözlich befällt ihn wieder der Paroxysmus: „und ihr, und „ihr? wo seyd ihr? — Antwort: sie heulen ihm „tief im Bauche.„ Elend! wie kann der Bacchante seinem Bacchus Triumph zurufen, dessen große Thaten er gar nicht gesehen? Hat er das denn in seinem Gesange gezeigt, was er nachher aufkreischt:

Sie waren, sie kriegten, sie sind nicht mehr!

Und dies ist noch, in Absicht auf die Oekonomie des μυθος, der beste Gesang: Leser! ich bereite dich blos, sie auch in andern zu suchen, und du wirst sie selten durchgeführt finden zu einem lebenden Ganzen. Sieht wohl die Mänade die Abreissung Siciliens? "Silen lehrte es ihr: jetzt (im J. 1766.) „liegt Trinakrien auf ihnen„ mit einem solchen Worte verliert die ganze Dithyrambe. Pindar ist seiner Sache gewisser: er will darauf vor allen Musen einen großen Eid thun.*

Ου φιλονεικος εων
ουτ' ων δυσερις τις αγαν
και μεγαν ορκον ομοσσαις
τουτογε οι σαφεως μαρτυρη-
σω· μελιφθογγοι δ'επιτρεψοντι Μοισαι.

Und hat der Bacchante wirklich die edle Begeisterung gefühlt, die stets nach der höchsten Blüthe greift, doch ohne Verzerrung des Arms. So wie sein Bacchus im Parenthyrsus der Trunkenheit sich als den Lermmacher zeigt: so ahmt sein Priester ihm nach, und macht überall ein Geschrey, das die Kälte erzeugt, die es verjagen soll.

Welche Trunkenheit!
Eleleu! welche Trunkenheit!

* Pind. Od. 6. Olymp.

Ist dies je die Sprache des Gefühls, der Trunkenheit, die sich nicht trunken fühlt!

Heiliger Schauer!
Schauer durchwühlet die Brust.
Wie sie schwillt!

Wer bricht je in diese Worte aus, der, sich selbst entrissen, empfindet und sieht! — Wenn man eine Sammlung unnatürlicher Ausrufungen lesen will, so hat man sie hier zusammen: bei Krieg und Frieden, bei Helden und Geschichten! — Nein! immer bleibt es doch wahr: das Feuer der Alten brennt: der Glanz der Neuern blendet höchstens, oder betriegt im Dunkeln, wie kaltes todtes, aber leuchtendes Holz.

"Alle vortreffliche Dichter singen nicht durch Künsteley, sondern durch göttliche Begeisterung: wie „die Corybanten nicht mit kalter Seele tanzen: so „singen sie auch nicht mit kalter Seele; sondern so „bald sie in die verschlungenen Labyrinthe der Harmonie gerathen, so rasen sie, schwärmen gleich den „unsinnigen Bacchanten, die in ihrer Begeisterung „Milch und Honig aus Bächen trinken — Auch die „Dichter schöpfen aus Honigquellen, und brechen, „wie die Bienen ihren Honig aus Blumen saugen, „ihre Gesänge von den grünenden Hügeln der Musen. „Wahrlich, ein Dichter ist ein flüchtiges, ein heiliges „Geschöpf, das nicht eher singen kann, bis es, von „einem Gott ergriffen, außer sich gesetzt wird. Als-

„dann singt jener Lobgesänge, dieser Dithyramben.*„ — In der That! ich wollte lieber diese wenigen Worte gefühlt, als alle zehn Dithyramben gesungen haben: und doch fand der so begeisterte Sokrates sich blos tüchtig — Aesopische Fabeln zu schreiben: also möchte mancher Dithyrambist auch in das Feld gehören, mittelmäßige dialogische Fabeln zu schreiben, aber "vom „Verfasser der Dithyramben.„

Aus der Vereinigung der beiden berührten Stücke, der Begeisterung, die eine Folge von Gemälden leitet, entspringt das, was man im Pindar als Unordnung bewundert, was man zu seinem Schwunge, und den Sprüngen seiner Ode rechnet. Es ist immer ein besonderer Einfall**, den Einfall des grossen Youngs von seiner Höhe abzubrechen, und im Pindar eine Aristotelische Logik zu suchen. Pindars Gang ist der Schritt der begeisterten Einbildungskraft, die, was sie siehet, und wie sie es sieht, singt; aber die Ordnung der philosophischen Methode, oder der Vernunft, ist der entgegengesezte Weg, da man, was man denkt, aus dem, was man sieht, beweiset. Diese lezte im Pindar zu finden, ist noch wunderbarer, als die Ordnung, die Rückersfelder und E. Schmid in ihm fanden; sie aber, wenn sie auch in Pindarischen Oden wäre, auf Dithyram-

* Platons Io.

** de logica Pindari: ein Programm von eben dem Verf.

ramben anwenden zu wollen, verunziert viele Stücke, wo das historische Thema viel zu sehr durchschimmert, als das stattliche Gebäude zu seyn, womit Pindar seinen Odenplan vergleicht. Wer auch nur von einigen Pindarischen Oden sich selbst völlige Rechenschaft zu geben weiß: wird das beständige Hüpfen und rückweise Fliegen unsers Dithyrambensängers doch nicht mit dem gewaltigen Zuge des Pindarischen Adlers vergleichen, der sich nicht auf Noten und Phrases stützt, der nicht zurücksieht, ob man ihn auch erreiche: sondern

— — er glüht, er glüht,
wenn er zur Sonne zielt, und in ihr Feuer sieht
mit starkem unverwandten hellen Bicke,
bis er am Thron des Zevs die siebenfache Last
der Donner mächtig faßt. —

Wenn Pindar sich von seinem Punkte in der Einbildungskraft zu verlieren scheint: so findet er sich mit desto größerem Pomp, hier mit einem allgemeinen hohen Spruche, dort mit einer Anrufung an die Muse ꝛc. zurück: So fließt ein majestätischer Strom, reich um Arme auszulassen, und sparsam, sie wieder an sich zu ziehen, in seinem breiten Bette fort, und wälzt sich mit hundert Händen brausend vom Felsen herab, um sich im Thale zusammen zu finden: ein großer gewaltiger Strom, der Name seiner Gegend; — aber ein Regenguß, der sich aus den Wolken auf Sand ergoß, zerfließt mit hundert Aesten

ohne Stamm im Sande: er verliert sich namenlos und ist nicht mehr.

Und wo ist des Dithyramben Sylbenmaas? Er spielt auf einer Pfeife mit zwei und einem halben Ton: wo ist die Sprache? Wo verräth er die Freudentöne, die ein allmächtiger Griechischer Tanz belebte, der dem Bacchus nacheiferte, der die höchste Musik, die stärkste Deklamation, die größte Dichterei vereinigte? — dazu sind gar keine Gegenstände und Anlagen, und dem einzigen Johann Sobieski schenken wir seinen Tanz.

O Marsyas! so wirf die dithyrambische Flöte vom Munde, die dich wie den Alcibiades verunziert; erst lerne von den Griechen Bacchische Gegenstände wählen, dränge dich zu ihren Chören, Festen und Tänzen: lerne den Vater des Weins, in seiner ganzen γενεσις und in seinen Thaten kennen: koste, aus den Dichtern, und aus dem dichterischen Plato etwas von dem heiligen Trank der Corybanten; statt dich bei elenden Commentatoren aufzuhalten, die einander ausgeschrieben, lerne vom Pindar nichts sterbliches zu sagen, und prüfe deine Versuche nachher nach dem, was uns Lucian noch zu guter letzt von den Griechen verrathen hat.

Το διδαξασθαι δε τοι
ειδοτι ῥαϊτερον. Αγνω-
μον δε, το μη προμαθειν.
Κυφοτεραι γαρ απειρατων φρενες. *

* Olymp. Od. 8. p. 216. nach der Schmid. Ausgabe.

Ich rufe dies unverdeutscht dem Verfasser zu, dem ich aus vielen Ursachen wünsche, Pindar zu seyn: theils weil wir ein gemeinschaftliches verschrieenes Böotien haben: theils weil in ihm allerdings Genie hervorleuchtet — zwei Ursachen, weswegen Pindar seinem Landsmanne zurief: *

Δοξαν εχω τιν' επι
Γλωσσα ακονας λιγυρας,
α μ' εθελοντα προσελκει
καλλιροοισι πνοαις. Ματρομα-
τωρ εμα Στυμφαλις ευανθης Μετωπα.
Οτρυνον νυν εταιρως
γνωναι τ' επειτ', αρχειον ονειδος αλα-
θεσι λογοις ει φευγωμεν, Βοιωτιαν
υν. Εσσι γαρ αγγελος ορθος
ηυκομων σκυταλα Μοισαν, γλυκυς
κρητηρ αγαφθεγκτων αοιδαν.

Würde ich die Himmelsstürmer singen: so finge ich an, wo jetzt die Dithyrambe aufhört, bei dem Triumphsliede nach der Schlacht. Hier würde ich, als Bacchante, mit meinen Schwestern, den Mänaden, alle Thaten unsers Königs und seines Silens, den Siegsbecher in der Hand, so herjauchzen, als Gerstenberg in seinen prosaischen Gedichten bei einem Mahle im Himmel die Götter singen läßt. Alles müßte Bacchisch seyn: der Nektar, die Ursache des Anfalls, und der Nektar die Folge und

* Od. 6. Olymp. p. 160. 61.

der Nutzen des Siegs. Den großen Peter würden Mänaden singen, die bei dem ersten Bacchusfeste zu Astrakan, die Thaten dieses Noah, und alsdann auch die ganze Schöpfung Rußlands mit einer vergnügten Redseligkeit preisen. Meine Dithyrambe auf den Krieg würde einen Weinberg zum Standort haben: in der Nähe eine Schlacht: Bacchus erscheint: die Schwerter werden Thyrsusstäbe, die Berge voll Blut, Hügel mit Strömen von Blut der Trauben. — Die Friedensdithyrambe würde auch anders: und Peter Feodorowitz und Sobieski und Friedrich auch: Sicilien fiele weg — und im Detail müste sich alles ändern, wenn nicht der Titel sine vitulo, ohne den Preis der Dithyramben bleiben soll.

Ich beschließe, da meine Beurtheilung schon eine Rhapsodie Pindarischer Stellen gewesen, für die Leser, die sich an so viel Griechischen Worten geärgert, mit einem didaktischen Trinkliede, das freilich nicht so sehr vom Trinkliede abweichen möchte, als die Dithyramben von ihren Originalen. Es hat zwar* "immer eine Schwachheit an sich, der die mehresten „unsrer Poeten unterworfen sind (daher sind sie auch „windichte, eitle, junge Menschen.) Es vertauscht „offenbar den männlichen ernsthaften Lehrton gegen „einen tändelnden;„ aber wer kann sich helfen, es sagt doch die dithyrambische Meinung eines Freundes über Griechische Dithyramben.

* s. Lit. Br. Th. 21. p. 79.

Dithyramben soll ich singen,
hier bei Deutschem Wein?
Nein! hier soll kein Griechisch Lied erklingen,
Deutscher Vater Bacchus! Nein!

Haben diese Trinkpokäle
Dithyrambenmaas?
Und daß ich Gesang des Bacchus wähle,
reichst du wohl, mein kleines Glas?

Um mich tanzt wohl eine Schöne
Dithyrambentanz?
Und ersängen mir Epodentöne
diesen Kuß und diesen Kranz?

O so mögen Epheukronen
und ein hagrer Stier,
Alter Pindar! dir Gesänge lohnen;
doch nicht Weiße, Uz und mir.

Deine Dithyrambenkränze
hat die Zeit geraubt.
Sieh! Entkränzter! sieh! wie frisch ich glänze
ganz mit Rosenduft umlaubt.

Denn was gehn mich Türkenkrieger — 1)
Himmelsstürmer 2) an?
Peter 3) pflanzte Wein! — ha! nicht der Sieger,
Er als Noah ist mein Mann!

Daß der Krieg 4) die Hölle mehre,
seufzt ein Kirchenlied!
Nur daß er auch Berge Wein verheere,
Darauf flucht mein heilig Lied!

1) 2) 3) 4) s. die Dithyramben.

Immer singe Friedrichs 5) Thaten,
braver Grenadier!
Eins nur! den Regierer seiner Staaten,
den Champagner, laß er mir.

Immer ras' auf Pindars Leyer
hohe Dichterwuth!
Mich — mich hitzt des Rheinweins edles Feuer
bis zu eines Trinklieds Glut.

Wenn denn dies mir von den Spröden
Kuß und mehr erzwingt;
Wenn's dann den vom Wein entschwornen Blöden
zitterndkühn zum Kelchglas bringt:

O so könnt ihr rasend machen,
die ihr rasend singt —
Laßt uns, Brüder! trinken, singen, lachen!
Da mein Lied den Becher schwingt!

3.

Anakreon und Gleim.

Zwei Vergleichungen sind mißlungen; aber der Tejische Sänger, milder und herablassender, macht mich kühn, ihn mit unserm Anakreon, dem lieblichen Gleim, zu vergleichen. Wir haben mehr Anakreontische Dichter, als ihn, wenn wir das Anakreontisch nennen, was von Liebe und Wein singet: wenn wir aber das μελος des Anakreons im Auge behalten, das meistens ein klein Gemäl-

5) s. die Dithyramben.

de von Liebe und Schönheit enthält: so wird man gleich die Liebes- und Weinlieder des Leßings, Weiße, Uz, Hagedorns und selbst einige Gleimische als eine besondere Classe Anakreontischer Gedichte ansehen. Ich nehme also nur von Gleim seine zwo ersten Sammlungen, und die sieben Gedichte nach Anakreons Manier zur Vergleichung. Es ist eine feine Kritik nöthig, um bei solchen liebenswürdigen Kleinigkeiten den Charakter des Sängers zu ertappen; und eine noch feinere, zwei aus so verschiednen Gegenden und Altern zu vergleichen — einigen wird meine Parallele kindisch vorkommen; aber diese einige sind meistens solche, die es zu ihrer Beruhigung gar für unnüz halten, über Possen zu denken.

Anakreons Bilderchen nähern sich meistens einem kleinen Ideal von Schönheit und Liebe; und wenn sie dies nicht erreichen wollen, so sieht man ein feines Porträt, nach dem schönen Eigensinn eines Vorfalles oder Gegenstandes gebildet: ein allerliebstes Griechisches Liedchen, das die Gelegenheit charakterisirt, die es gebar. Die erste Gattung schwingt sich auf zur feinen Idee der Wollust überhaupt; die zweite, die in die Umstände eines Individualfalls gräbt, nähert sich der ersten, und wo sie ihr nachbleibt, giebt sie sich eine Art von Bestimmtheit, Spuren der Menschlichkeit, die, wie ein Grübchen im Kinn, der Eindruck des Fingers der Liebe, wie

das Lispeln des Alcibiades selbst mit zur Schönheit wird —

Unsere gemeinen Anakreontisten sind Fledermäuse, die in der mittlern Region bleiben, das Ideal nicht erreichen, und bei Andeutung des Vorfalls niedrig werden. Aber Gleim ist hier der Vergleichung werth: er verschönert mehr, als die Französischen Anakreontisten, weil er die Reife der Natur blos zu erheben sucht; nur steht er dem Tejer nach. Ein Drittheil seiner Liederchen sind schöne Porträte, bei denen der Vorfall durchblikt; zwei Drittheile aber kämpfen zwischen dem eignen Ton und der Annäherung zum Griechen: erhaben über die Aehnlichkeit, und noch entfernt vom Allgemeinen. Nun weiß man aber, daß die Griechen ihre guten Ursachen hatten, bei ihren Olympischen Bildsäulen lieber auf Schönheit, als Aehnlichkeit zu sehen.

Daher ist im Alten mehr Einfalt: Einfalt, die sein Ganzes gebildet hat, und die ich an Theilen nicht bemerken darf. Im Neuen herrscht sie mehr im Detail, und im Ganzen ist oft, statt der schönen Einfalt, Kunst bemerkbar. Man vergleiche Anakreons Taube und Gleims Möpschen, Gleims Maler und Anakreons Maler, Anakreons Chrysos und Gleims Sünde u. s. w. bei nachgebildeten Stücken fällt der Geist beider Künstler in seinem Unterschiede am ersten in die Augen. Der Alte kennet sich gleichsam minder; der Neuere läßt

uns sein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden, und schließt oft ein Lied voll Griechischer Einfalt, mit einem Französisch witzigen Einfall, der ein Opfer für unsern witzigen Geschmack ist.

Beide Dichter sind Söhne der Grazie, und Gleims Bild steht nicht ohne Bedeutung vor der Winkelmannschen Abhandlung über die Grazie; allein der Grieche malet uns doch mehr eigentlichen Reiz; dieser öfter Schönheit: jener zeigt den Reiz in Handlung, und die Empfindung in Wirkung; dieser aber alles mehr in Worten, und Beschreibung. Daher rührt bei dem Deutschen der Reichthum an Worten und Wendungen, die die Oberfläche verschönern; das Erläuternde, das dem Leser gleichsam helfen will, darüber oft die Kürze verliert, und aus dem Contour weichet. Das schöne Stück: der Tod einer Nachtigall, dörfte in allem diesem leiden; und durchgängig mehr todte Kunst, als lebende Natur in unserm Landsmann anzutreffen seyn.

So wie Anakreon für einen Griechen durch seine kleinen Umstände Neuheit genug hatte: so unterscheidet sich der unsrige am meisten durch einen geistigen Reiz, den er vor dem Griechen seinen Liedern ertheilet*. Da dieser Unterschied nun feiner

* Die Lieder nach dem Anakreon von Gleim sind, nachdem ich dies geschrieben, erschienen; ich glaube aber, sie bestäti-

ist: so fällt auch die Mannichfaltigkeit minder in die Augen, und seine gemeinen Nachahmer werden daher so bald einförmig, daß man von ihren Stücken sagen kann, was jener von den Franzosen behauptet: wer drei kennet, hat sie alle gesehen.

Ich habe in allgemeinen Beobachtungen geredet, und erwarte von Gleim bei der neuen Ausgabe seiner Gedichte vielleicht eine weit bessere praktische Bestätigung, als ich habe zeigen können: um ihn Anakreon zu nennen. Ich habe diesen Namen von der Taube des alten Griechen gehört, die ich unvermuthet antraf.

Anakreons Taube.

Woher du, liebe Taube?
Woher, so reich an Salben,
in deren Duft du schwimmest
und sanft die Flügel schlägst —
Wohin gilt deine Reise?

"Du kennst mich nicht, mehr, Alter!
Anakreons Gespielin,
die mit ihm trank und lachte,
und sich aus seinen Händen
die goldnen Körner raubte,
und schlief auf seiner Leyer,
und vor der Morgensonne
ihn in den schönsten Träumen

gen meine ganze Parallele sehr augenscheinlich, wenn ich sie als Nachbildungen, nicht Uebersetzungen betrachte.

Mit ihren Flügeln deckte —
Kennst du mich noch nicht, Alter?

Ach! ich hab' ihn verloren!
um dessen Grab die Amors
und Grazien einen Hain
von Ros' und Myrth' gepflanzet;
hier hab ich lang und immer
vergebens! meinen Herren
beseufzet — und gegirret!

Zwar schenkte mich Cythere
statt seines schönen Sperlings
bald einem ihrer Knaben: *
der gab mir viel zu fliegen,
zu essen und zu trinken
und doch must' ich entfliehen! —
Und habe lang auf Bergen,
auf Feld und Baum gewohnet,
und mich schon alt genähret,
bis mich für meine Treue
Cythere einem zweiten
Anakreon jetzt schenket.
Dem hat sie mich geschmücket,
dem wieder jung gesalbet,
dem schickt sie dieses Kränzchen,
der wird mich willig pflegen.

Nun Wandrer, weißt du alles
von deiner alten Freundin.
Fast ist mein Duft verflogen,
fast machtest du mich schwatzhaft,
wie S.* und P.** Spatzen."

* Catull.

4.
Tyrtäus und der Grenadier.

Aber Gleim gilt bei mir in einem andern Gesichtspunkt noch mehr — er ist unser Grenadier.* Tyrtäus und der Grenadier — ich glaube bei dieser Vergleichung eine zuversichtliche Miene annehmen zu können. Jener war das Geschenk des Orakels für Sparta, wie dieser für den Ruhm Deutschlands: ich sage nicht, für den Ruhm seines Heers, weil dieses vielleicht einen Tyrtäus nicht so nöthig hatte, als das muthlose Sparta. Daß der Deutsche nicht durch seine Lieder eben dasselbe Verdienst, und eben denselben Lohn hat erlangen können: liegt nicht an seinen Gesängen, sondern an unsrer unpoetischen Zeit, in der man nicht mehr, wie in Griechenland, den Musen vor der Schlacht opfert. Dort wären seine Lieder unter Pauken- und Trompetenschall erklungen: sie hätten die Fahnen voll Muth empor geschwungen, die Schwerter entblößt, dem Feinde panisches Schrecken zugetönt: sie wären, wie Justin es vom Tyrtäus sagt, hortamenta virtutis, damnorum solatia, belli consilia gewesen: tantum ardorem militibus iniecissent, vt non de salute, sed de sepultura solliciti, tesseras insculptis suis et patrum nominibus, dextro brachio deligarent, vt si omnes aduersum proelium consumsisset, et temporis spatio confusa corporum lineamenta essent,

* Lit. Br. Th. 17. p. 6. 7.

ex indicio titulorum tradi sepulturae possent. — Sie hätten Sparta den Sieg, dem Sänger das stolze Bürgerrecht in Sparta, und das noch stolzere Geschenk: die Unsterblichkeit, gegeben. „Wenn Gleim „es hätte dahin bringen können, daß die Kriegeslieder des Preußischen Grenadiers in des „gemeinen Soldaten Hände gekommen wären: so „müste er in den Preußischen Staaten unter den Dich„tern den ersten Rang nach den erbaulichen haben.„* In Absicht auf sein Verdienst; jezt hat er wenigstens das Verdienst um die Ehre seiner Nation, daß er Nationalgesänge gesungen, die keiner unsrer Nachbarn hat, keiner unsrer Nachbarn uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtäisch sind.

Sie sind Nationalgesänge: voll des Preußischen Patriotismus, stützen sie sich auf die jedesmaligen Umstände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerksam machen: die heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben, ist seine einzige Begeisterung: hier hat einmal ein Deutscher Dichter über sein Deutsches Vaterland ächt und brav Deutsch gesungen, ohne an andre Nationen sein Genie zu verpachten.

Und solchen Grenadier hat vielleicht keine Nation von unsern Nachbarn. Ich habe viele Fran-

* Abbt vom Verdienst p. 367.

zösische Gedichte im vorigen Kriege gelesen, die auch den Ton des Patiotrismus gegen die Engländer angestimmet haben: allein wenn wir viele Grenadiers hätten, —

So schlagen wir sie mit Gesang
Wie Friedrich mit dem Schwert.

Das Gespräch mit der Deutschen Muse redet hier an meiner Statt gegen die Franzosen; und von den Englischen Dichtern ist mir in den neuern Zeiten kein Stück bekannt, das so viel als die Kriegslieder wiegen sollte; die alten Ballads nehme ich aus, mit denen wir uns freilich nicht messen können.

Und die besten seiner Schönheiten sind dazu unübersezbar.* Die edle Einfalt, die Deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Kolorit, alles ist so sehr in die Laune, und in den Wohllaut unsrer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Gränzstein seyn können, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer gränzt. Die Sprache des Grenadiers kann, ohne zu verlieren, weder in Französische Prose noch Poesie übergetragen werden, und von der Englischen Poesie, die von Beiwörtern und Bildern strozet, ** unterscheidet sie sich eben so glücklich. Diese Sprache ist die wahre Deutsche Nationallaune; ihr Deutsche! müßt ihr schon nachahmen, so ahmt lieber eure Landes-

* Lit. Br. Th. 16. p. 50.

** Kleists Werke, 2ter Th. Pros. Aufsäze.

leute nach, als fremde Nationen, um lächerlich oder verächtlich zu werden.

Wir haben also wirklich einen Tyrtäus, und wenn wir den Plan der Stücke, und einzelne Theile betrachten, noch mehr, als ihn. Plato würde unserm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht abgeschlagen haben, und wenn die unwissende Zeit seine Werke so ungerecht verzehren sollte, als die meisten des Tyrtäus: seine eilf Kriegslieder haben mehr Anrecht auf die Unsterblichkeit, als die Griechischen viere.

5.

Theokrit und Geßner.

Von allen Werken des Schweizerischen Geßners liebe ich seine Idyllen am meisten, und will sie mit den Idyllen des Theokrits vergleichen: sie verdienen dies mehr, als die Idyllen des Fontenelle und Pope. Ich will den feinen Bemerkungen des Kunstrichters * folgen, so fern sie zu meiner Vergleichung gehören, und so fern ich ihnen beistimmen kann.

„Man kann entweder die Beschäftigungen „und die Lebensart, oder die Empfindungen „und Leidenschaften der kleinen Gesellschaf„ten betrachten. Sowohl die Lebensart, als die „Empfindungen, können entweder der Natur ge=

* Lit. Br. Th. 15. p. 113.

„mäß, gleichsam porträtirt, oder nach dem „Ideal verschönert werden. Hier ist in wenig „Worten die Beschreibung von viererlei Arten von „Gedichten, die alle zu einer Hauptklasse, den „Landgedichten überhaupt, gehören. 1) Die Be„schäftigungen von kleinern Gesellschaften nach der „Natur. 2) Eben dieselbe nach dem Ideal. 3) Die „Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Ge„sellschaften nach der Natur. 4) Eben dieselbe nach „dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landge„dicht: die zweite kommt mit der Beschreibung des „goldnen Weltalters überein: die dritte ist eine Art „von Landekloge, die nicht ganz zu verwerfen ist: „die wahre Idylle Theokrits, Virgils und „Geßners. Was ist nunmehr die Idylle? Nichts „als der sinnlichste Ausdruck der höchst ver„schönerten Leidenschaften und Empfin„dungen solcher Menschen, die in kleinern „Gesellschaften zusammen leben.„ * — Der sinnreiche D. mag als Beobachter Recht haben, in der Anwendung finde ich einige Bedenklichkeiten.

Zuerst: Landgedicht, Ekloge und Idylle: der Sache nach mag ihr Unterschied wesentlich und nothwendig seyn; wer aber gibt den Worten den allgemeinen Werth: du sollst eben das bedeuten! Unser Kunstrichter glaubt mit Schlegel einerlei unter Landgedicht zu verstehen, und es ist zwischen

* p. 124. 125.

zwischen ihnen doch ein Unterschied. Schlegel versteht darunter blos ein Landschaftsstück, eine Schilderung der Gegenstände der Natur; D. meint ja schon Beschäftigungen darunter, und also wirklich Handlung, was jener doch schon zur Ekloge rechnet: der Franzose versteht wieder was er will, unter Idylle und Ekloge: wenn auch nur 10 Stücke von Theokrit und Virgil alsdenn noch Eklogen seyn könnten; genug, wenn er nur seinen Fontenelle behält; ein Deutscher wirft den Fontenelle heraus, wenn er nur seinen Geßner behält — So bestimmt ein jeder willkührlich, und weil kein gesezgeberischer Aristoteles vorgearbeitet hat, ohne Einheit.

Was ist zu thun? Theokrit, Moschus und Bion haben Idyllen geliefert: aus ihnen abstrahire man also den Begriff der Idylle. Virgil hat seine, Eklogen, genannt; um den Unterschied der Namen zu bestimmen, bestimme man den Unterschied der Werke. Nun vergleiche man die Neuern mit den Alten: wie sind sie von ihnen unterschieden, um neue Klassen zu formiren? Wie viel Gattungen gäbe es, die noch ungebraucht sind? Und was ist endlich das Landgedicht überhaupt?

Zuerst also! Wenn es vier Arten von Landgedicht gibt, welche ist die älteste? Porträte, und schlechte Porträte sind eher, als Ideale, als höchst verschönerte Ideale; so müssen auch die ersten Landge-

dichte gewesen seyn. Könnte dies nicht eine Ursache seyn, (wenn gegen den Eigensinn der Zeit noch muthmaßliche Ursachen gelten) warum vor Theokrit alle Landdichter verloren gegangen sind, warum selbst die meisten Gedichte seines Lehrers, Bions, verloren gegangen sind: weil sie vielleicht die Natur noch zu gemein porträtirt haben? Nur Theokrit, ein später Dichter, wurde der erste Anfänger einer goldnen Epoche, weil er eben den Zeitpunkt in den Landgedichten erreichte, daß seine verschönerte Natur auch seinen Zeitaltern gefallen konnte.

Aber welche Natur hat er verschönert? Beschäftigungen? Oder Empfindungen und Leidenschaften? Der Anfang der Dichtkunst ist wahrscheinlich eher von Leidenschaften, als bloßen Beschäftigungen gewesen; diese waren theils nicht werth, theils nicht hinreichend genug, um Dichterei hervorzubringen. Dies bestätigen die ältesten Beispiele, und die Känntniß der ersten Zeiten noch mehr. Erst Leidenschaft, dann Empfindung, dann Beschäftigungen, und endlich todte Malerey: so ist der Gegenstand der Dichtkunst nach verschiedenen Zeitaltern gesunken. Eben derselbe Schritt, wie aus der Idylle, der Schäferdichterei, eine Ekloge, ein Landgemälde entstanden, hat eine andere Veränderung zur Parallele, wie aus der Homerischen Iliade, eine Aeneide, aus dem ειδος des Pindars, eine Ode des Horaz, aus dem μελος des Anakreons, eine Tändelei Catulls geworden: je-

ne redeten durch Ausdruck und Handlung, diese redeten durch Worte und Schilderungen: jene bewegten durch das, was sie zeigten, durch Empfindung; bei diesen kam es sehr in Betracht, auf was Art sie es vorzeigten -- Kurz! wenn Idylle das Landgedicht ist, das Leidenschaften und Empfindungen kleiner Gesellschaften auf die sinnlichste Art ausdrückt, so ist Theokrit ein Idyllendichter, und zwar der vollkommenste unter allen, die ich kenne.

Aber Empfindungen und Leidenschaften nach dem Ideal?* Höchstverschönerte Leidenschaften und Empfindungen? Eine Leidenschaft, eine Empfindung höchst verschönert, hört auf Leidenschaft, Empfindung zu seyn: zweitens, sie hat keinen sinnlichen Ausdruck: das höchste Schöne hat kein Bild. Wir wollen diese zwei Ursachen sehen! Ein Schäfer mit höchst verschönerten Empfindungen hört auf, Schäfer zu seyn; er wird ein poetischer Gott: das ist nicht mehr ein Land der Erde, sondern ein Elysium der Götter: er handelt nicht mehr, sondern beschäftigt sich höchstens, um seine Idealgröße zu zeigen: er wird aus einem Menschen ein Engel, seine Zeit ein gewisses Figment der goldnen Zeit. — Und profitirt der Dichter dabei? Ohnmöglich! Uns rührt nichts, was nicht mehr Mensch ist: Götter, die nicht menschlich werden, bewundern wir höchstens mit kalter Bewunderung:

* p. 124. 125.

so entgeht dem Dichter viel von seinem Zweck: und noch mehr von der Mannichfaltigkeit seiner Charaktere. Wenn ich immer die höchst verschönerte Schäferlarve sehe, so verliere ich die Verschiedenheit menschlicher Gesichtszüge: dem Dichter entgehen zehn Situationen, dem Leser zehnerlei Vergnügen. Kurz! aus eben den Ursachen, warum derselbe Kunstrichter von der Bühne und aus der Epopee * das Ideal der Vollkommenheit verbannen will, verbanne ichs aus Arkadien: es schafft Unfruchtbarkeit, Einförmigkeit, und schränkt die Erfindung ein.

Ich will aber keine Abhandlung über das Schäfergedicht schreiben, sondern nur den Charakter der Theokritschen und Geßnerschen Idyllen bestimmen, und eben dies hat mich so weit geführt. Der Kunstrichter sagt, „Empfindung und Leidenschaften nach dem Ideal: das ist die wahre Idylle „Theokrits, Virgils und Geßners.„ Wie? dachte ich, alle drei nach einem Ideal? alle drei höchst verschönert? Der Kunstrichter raubt mir mit seiner Eintheilung allen Unterschied, den ich so oft zwischen allen dreien empfunden, und Empfindung läßt sich nicht sogleich rauben.

Die Leidenschaften, die Theokrit seinen Schäfern gibt, sind durchaus menschlich, und nach ihren kleinen Gesellschaften, nach ihrem Zustande,

* Lit. Br. Th. 7. und 9.

nicht aber moralisch unschuldig: Daphnis und sein Mädchen fällt jedem hiebei zuerst ein: ist die Liebe der Zauberin zu ihrem Geliebten wohl höchst verschönert? Platonisch vollkommen denkt, empfindet und liebt kein Schäfer in ihm. Er überläßt sie ihrer Natur, die nach ihrem Zeitalter und nach ihrer Gesellschaft unschuldig ist. Seine Schäferhelden sind nicht jenem philosophischen Helden gleich,

Qui metus omnes et inexorabile fatum
Subiecit pedibus — —

alsdann wären sie unerträglich. Seine Liebe wird stürmisch, wird Raserei bis zum Tode: selbst seine Grazien sind nichts weniger als höchst verschönerte Ideale. Aus jeder Idylle muß ich Proben hiervon anführen können, weil ich dies eben für das Charakterstück derselben halte.

Der Kunstrichter verwirret sich selbst in seinem eigenen Gewebe, wenn er auf die niedrigen Züge stößt, die die Franzosen im Theokrit nicht ausstehen können, und löset dies Räthsel so auf: „weil „in der Idylle Leidenschaften und Empfin„dungen bis auf den höchsten Grad veredelt wer„den, so thue der Dichter wohl, daß er ihre Lebens„art nicht zugleich mit idealisiret. *„ Ich glaube, der Dichter thut nicht gar zu wohl dran, denn je höher das eine veredelt wird, desto mehr muß das andre verekelt werden. Die Lebensart, sagt er,

* Lit. Br. Th. 5. p. 134. 135.

gehöret nicht mit zu seiner Absicht; allerdings! hat er nicht kurz vorher selbst eine Eklogenart für die Landbeschäftigungen ausgemacht: und was ja eine ganze Ekloge abgeben kann, sollte das als Theil bei dem andern so unbeträchtlich seyn? Aber durch diesen Kunstgrif wird der Leser aus der Irre der idealischen Welt auf die Natur zurückgeführt? leider! ja, aber auch zu dem Seufzer gebracht: warum hat mich der Dichter in die ärgerliche Irre geführt? hätte er nicht diesen idealischen Traum gehabt, alsdann hätten seine Charaktere an Mannichfaltigkeit und Bestimmtheit gewonnen. Der Kunstrichter siehet sich nach Beispielen um, seinen Gedanken zu erläutern, und ich — zu widerlegen. Theokrit ist Beispiel genug! Man flechte in irgend eine Geßnersche Idylle einen Theokritschen niedrigen Zug ein; er wird unausstehlich: im Theokrit aber ohne verwöhnte Ohren nicht. Wie kommt das? „Geßners gröstes Verdienst ist, daß er „die Schranken der Veredelung so genau zu treffen „gewust.„ Und Theokrit nicht so genau? Und hat doch sein Ideal höchst verschönert? Gehorsamer Diener! Der Kunstrichter hat sich blos in das Ideal seiner Eintheilung und Erklärung wegen verliebt; so bald er sein Definiren vergißt, bekennt er selbst:* „Man hat die Empfindungen des Landmannes ver„schönert, dem Ideal näher gebracht, doch so daß „sie ihre Natur nicht ablegen!„ Nun sind wir schon

* p. 134.

mehr Freunde, doch nicht völlig: wenn das Ideal die höchste Schönheit bleibt: so steht Virgil über Theokrit, Geßner über Virgil, und Fontenelle über Geßner; und ich rangire umgekehrt.

Das Ideal des Schäfergedichts ist: wenn man Empfindungen und Leidenschaften der Menschen in kleinen Gesellschaften so sinnlich zeigt, daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer werden, und so weit verschönert zeigt, daß wir es den Augenblick werden wollen; kurz bis zur Illusion und zum höchsten Wohlgefallen erhebt sich der Zweck der Idylle, nicht aber bis zum Ausdruck der Vollkommenheit, oder zur moralischen Besserung.

Aus dieser Bemerkung, die ich anderswo beweisen will, folgt vieles zu meiner Parallele: je näher ich der Natur bleiben kann, um doch diese Illusion und dies Wohlgefallen zu erreichen; je schöner ist meine Idylle: je mehr ich mich über sie erheben muß, desto moralischer, desto feiner, desto artiger kann sie werden, aber desto mehr verliert sie an poetischer Idyllenschönheit. Dies ist der Unterschied zwischen Theokrits und Geßners Charakter.

Theokrit schildert durchgängig Leidenschaft; Geßner, um nicht seinem Ideal zu nahe zu treten, ist hierinn weit blöder. So wie uns unser Wohlstand zu einer Schwäche gebildet, die nur

für uns schön läßt, so schmeckte vieles dem Geschmack der Griechen, was uns zu stark ist. Seine Schäferleidenschaft bleibt immer mehr schleichende Neigung: die weiche, zärtliche Liebe, zu drücken, zu herzen, zu küssen; dies ist die Farbe, die man überall sieht. Amyntas, ein Schäfer, der sich des Baums erbarmte, läßt uns, wie Rammler* sagt, schließen „was wird nicht ein größerer Vorfall bei ihm würken?„ so schliessen, glaube ich, kann man im Geßner oft; aber es sehen? — selten!

Theokrit schildert kleinere menschliche Gesellschaften, nicht „wie sie der Weltweise in der Oeko„nomik moralisch betrachtet** „ sondern wie er sie als Dichter von seiner Zeit abstrahiren konnte, um sinnlich zu reizen und zu überreden. Seine Sittlichkeit ist also auch nichts minder als moralisch, sondern politisch, diesen kleinen Gesellschaften so fern angemessen, damit sie reizen und illudiren. Das ganze goldene Weltalter, in welches die Schweizer die alten Schäfer setzen, ist also eine schöne Grille: die Griechischen Idyllendichter wissen von einer vollkommen goldnen Zeit nur im seligen Elysium der Götter, und in der Jugend der Welt, wo die Helden lebten: da schöpften die Corybanten aus Milchströmen ihre Begeisterung; aber Theokrits Schäfer schöpfen klares Wasser: ja auch da nicht einmal waren

* s. seinen Batteur.

** s. Litter. Br. im angef. Theil.

die Helden den seligen Göttern gleich: und Theokrits Schäfer sollten es seyn? Ist Battus, ist Polyphem, ist der arme Fischer denn in dem glücklichen, reizenden Alter, wie man das goldne malt? Aber was gewinnt Theokrit dabei? Er kann wirkliche Sitten schildern. Da er sein Gemälde aus dem Leben porträtirte, und bis auf einen gewissen Grad erhöhete; so konnte er auch Leben in dasselbe bringen.

Aber Geßner und die Neuern? Wir, die von diesem Zeitalter der Natur so weit entfernt sind, daß wir fast niemals wahre menschliche Sitten, sondern politische Lebensart erblicken, müssen entweder einem ganz abgezogenen Ideal folgen, oder, wenn wir unsre Lebensart verfeinern wollen, Artigkeit malen. Das lezte that Fontenelle; er, der in seiner Nation nichts erblickte, nichts anders erblicken wollte, und endlich selbst an alten Schäfern nichts anders erblicken konnte, schilderte, was er sahe und sehen wollte: Gewohnheiten und Umgang und Artigkeit und Hofmanieren, die endlich einem Franzosen gefallen können, aber einem Griechen verächtlich und ekelhaft seyn müssen. Geßner, der von den Griechen seine Weisheit erlernt hat und seiner Zeit sie bequemte, nahm sich also ein gewisses moralisches Ideal, und was verliert er dabei? —

Erstlich die Bestimmtheit der Charakte-

re. Seine Schäfer sind alle unschuldig, nicht weil die Unschuld aus ihrer Bildung folgt, sondern weil sie im Stande der Unschuld leben: lauter Schäferlarven, keine Gesichter: Schäfer, nicht Menschen. Statt zu handeln, beschäftigen sie sich, singen und küssen, trinken und pflanzen Gärten. Worinn ist Geßner glücklicher, als in diesen Küchen- und Landschaftsstücken, wo er die Natur oft als eine Nymphe an ihrem Nachtschleyer unvermuthet erhascht. Geßner ist hierinn noch vortreflich, und mischt diese Schilderungen nur ein; aber wenn seine Nachfolger mittelmäßige Schilderungen zum Hauptwerk*, zu ihrem ganzen Geschäfte machen; so weicht dies ja ganz von den Alten ab. Sie malen das, worinn ihnen der Maler es zuvor thun kann, nur selten, nur als ein Nebenwerk, nur kurz: wenn aber Breitenbauchs Jüdische Schäfergedichte nichts als malen: so — können sie blos durch die Kunst des Malers schätzbar werden, und schlägt die fehl — so ist alles verloren.

Die Mannichfaltigkeit leidet bei diesem Ideal noch mehr. Nicht von innen aus der Seele, sondern meistens nach Umständen wird sie bestimmt. Geßners Idyllen sind oft allerliebste Schäfertändeleien, hier über ein fliegendes Rosenblatt, dort über einen zerbrochenen Krug, hier über einen Baum,

* s. Jüd. Schäferged.

dort über das Schnäbeln der Tauben; hier redet der Vater Menalkas, hier der Sohn Myrtill über seinen schlummernden Vater; hier der neunzigjährige Palämon: hier der Liebhaber, dort die Schöne; immer aber derselbe Schäfer, nur in einer andern Situation.

So möchte Geßner gegen Theokrit seyn. Ich weiß nicht, ob ich mit Rammler sagen kann: "er hat im wahren Geist des Theokrits gedichtet. „Man findet hier gleiche Süßigkeit, gleiche „Naivetät, gleiche Unschuld in Sitten." Die Süssigkeit des Griechen ist noch ein klarer Wassertrank aus dem Pierischen Quell der Musen; der Trank des Deutschen ist verzuckert. Jenes Naivetät ist eine Tochter der einfältigen Natur; die Naivetät im Geßner ist von der idealischen Kunst geboren; jenes Unschuld redet in Sitten des Zeitalters; die Unschuld des Letztern erstreckt sich bis auf die Gesinnungen, Neigungen, und Worte. Kurz! Theokrit malt Leidenschaften und Empfindungen nach einer verschönerten Natur: Geßner Empfindungen und Beschäftigungen nach einem ganz verschönerten Ideal: Naturscenen kann ich noch dazu setzen; nur Leidenschaften? nicht so leicht. Wo er sie schildern muß z. E. in seinem Tode Abels und in seinem Daphnis, mißrathen sie oft: Abel zu fromm: Cain zu übertrieben, und unwahrscheinlich: Daphnis für die Erde

zu himmlisch und für das Reich der Hebe zu irdisch. Seine Schäferspiele — man führe sie auf: und man wird Puppen sehen: man lese sie, und es sind ergözende Puppen. Aber ein Schäferspiel wirklich in Theokritschem Geist, das muß eben so wohl rühren, als ein Griechisches Heldenspiel.

Ich entziehe Geßner hiemit nichts von seinen gerechten Lobsprüchen: ich kann aus Ramlers Batteux mit willigen Fingern hinzusetzen: "Seine „Erfindungen sind (im Detail) mannichfaltig: seine „Plane regelmäßig: nichts ist schöner als sein Co„lorit: seine Prose ist so wohlklingend, daß wir „den Theokritschen Vers nur sehr wenig vermissen." Ich preise ihn allen Deutschen an, von ihm Weisheit im Plan, Schönheit in der Auszierung, die leichteste Stärke im Ausdruk, und die schöne Nachläßigkeit zu lernen, womit er die Natur malet.

Aber Theokrit kann er uns nicht seyn. Im Geist der Idyllen muß er nicht unser Lehrer, unser Original, und noch weniger unser einziges Original seyn! und das aus drei Gründen: Zuerst würden dadurch blos arme trockne Nachahmungen erzeugt, an statt daß aus Theokrit noch neben ihm Originale gebildet werden können, die eine neue und eigenthümliche Art der Verschönerung nach dem Geschmacke unsrer Zeit haben können, wenn sie Genies sind. Die Natur, der Theokrit näher ist, kann als eine Mutter mit vielen Brüsten,

noch viele Geister tränken, und wer trinkt nicht lieber aus der Quelle, als aus einem Bach?

Zweitens: was ein Genie bildet, ist vorzüglicher im Theokrit: Leidenschaft, und Empfindung; was uns Geßner zeigen kann, ist mehr Kunst und Feinheit: Schilderung und Sprache. Ahmen wir nun blos dem Letztern nach, so entstehet eine peior progenies von Landdichtern, die ewig schildern und langweilig schwatzen; wie Geßner viele solche schon hervorgebracht.

Drittens: Da unsere Laune mehr das Denken, als Beobachten ist: so versäumen wir bei der bloßen Nachahmung der Neuern sehr leicht das Letzte, und vertiefen uns in idealische Träume, statt, wie der Griechische Zeuxis, wirkliche Naturbilder zu studiren. Zu schwach alsdann, das Höchste zu erfliegen, und zufrieden, wenn wir statt eines Griechischen Gefühls lieber Französischen leichten Geschmack haben, bringen wir Misgeburten zur Welt, die ausschweifend auf der einen, und ohne Interesse auf der andern Seite sind: unbestimmte Mittelarten zwischen Engeln und sinnlichen Geschöpfen. Aber desto mehr Liebhaber finden sie oft: weil ein frommer, lieber Leser, und ein unreifer, feuriger Jüngling sie beide umarmen, ob sie gleich der Kenner verwirft.

Endlich schreibt Geßner zwar, gegen einen Athenienser, Dorisch, aber gegen andere Schweizer,

wie Theokrit gegen Pindar: er ist ein Sohn derselben Grazie, die den Theokrit salbete, und kann sich in Deutschland das Lob geben, was sich der bescheidene Theokrit gab: ich habe mich nie fremder Musen bedienet!

6.

Alciphron und Gerstenberg.

Zwischen Alciphron und Gerstenberg* kann ich sagen: siehe! hier ist mehr, als Alciphron. Seine Tändeleien sind artige Spiele der Liebe: dieses schön wie ein Kuß, jenes wie ein duftender Blumenstraus: ein andres, wie das schalkhafte Lächeln eines Mädchens: dies, wie ein freundschaftlicher Händedruck; jenes, wie ein süsser Schauder bei der Thräne eines andern: sie schwimmen auf dem Meere des Wohllauts. Wir wollen diese Gedichte der Grazie weihen, wie Orpheus sein neun und fünfzigstes θυμιαμα; und ihm die Ode des Pindars zueignen, die er dem Asopichus sang, einem jungen olympischen Sänger, der mit den Charitinnen am silbernen Cepheus geboren war.

7.

Sappho und Karschin.

Die Muse will, daß ich mit einer Dichterin beschließen soll, die sich oft, und manchmal am un-

* Lit. Br. Th. 2. p. 228.

rechten Ort den Namen Sappho gibt. Ich würde diesen Frauenzimmereinfall nicht zur männlichen Wahrheit machen: wenn nicht die Bestimmtheit, mit der sie auf sich zeigt, es verriethe; einige ihrer Verehrer haben vielleicht ihre Bescheidenheit in diesen süßen Traum gewieget.

Wenn man die Gedichte der Mad. Karschin auch nur als Gemälde der Einbildungskraft betrachtet: so haben sie wegen ihrer vielen originalen Züge mehr Verdienst um die Erweckung Deutscher Genies, als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt; ich will ihr auch so gar mehr einräumen, als ihr die Literaturbriefe gestatten*; dem ohngeachtet aber kann ich doch fragen: ist sie Sappho?

Nach den zwei Fragmenten, die uns von der Griechin übrig geblieben, würde ich ihren Charakter ohngefähr bestimmen: "eine Sängerin, die in der „Anordnung ihrer Gesänge, ihrer Bilder und „Worte; in der zarten Glut, die alles fort„schmilzt und in einer feinen Wahl der wohl„klingendsten Ausdrücke eine zehnte Muse „geworden."

Sollte auch in der Anordnung ihrer Gesänge Dionysius aus Halikarnassus mehr gefunden haben, als sie hineingelegt: so sind doch die Karschischen Gedichte damit nicht zu vergleichen, die ohne Plan im Ganzen, ohne Oekonomie der

* Lit. Br. Th. 17. p. 123.

Bilder, ohne Känntniß des lyrischen Perioden, hingeworfene Geburten einer reichen dichterischen Einbildungskraft sind.

Von dem sanften Sapphischen Feuer ist Longin, Catull und alle ihre Erklärer, nur nicht der böse Phaon, durchdrungen gewesen; und Longin, der Erhalter dieses Stücks, hat das Kunststück des Baumgartens vortrefflich gewußt, seine Regeln vom hohen Empfindungsvollen in sein Beispiel selbst einzuweben; allein die Deutsche Sappho, in ihrem Feuer mehr wild als sanft, mehr stürmisch als schmelzend, dürfte eher in ihren Werken Androgyne seyn, als eine zärtliche Freundin der Venus, wie die Griechin war.

Endlich die Wahl ihres Wohlklanges hat den Horaz zum Nachfolger erweckt, aber weit hinter sich gelassen: werden aber wohl Deutsche Horaze unsre Karschin zum Muster nehmen wollen? Dürfte die Griechische Sappho nicht zu ihr sagen, was sie nach einem ihrer Fragmente ihrem Mädchen sagt: "Du hast ja nie Rosen gepflückt auf den „Pierischen Bergen, wo die Musen und Grazien „wohnen."

Ich wünsche unsrer Dichterin indessen nichts so sehr, als nicht das Gegenbild der Sappho zu seyn, in Anordnung, Feuer und Wohlklang; wie es beinahe jetzt ist: und nichts wünsche ich ihren Gedichten minder, als das Schicksal, das die Sapphischen

hatten: sie giengen unter, oder geriethen unter die unerbittliche Verstümmelung kritischer Kipper und Wipper; wie leicht könnten sich Kunstrichter des lezten bei den Karschischen Gedichten anmassen, wenn es die Verfasserin nicht selbst thun will?

Wie mag es aber gekommen seyn, daß Sappho unterging? Du wirst vielleicht sagen: wer kann wider Gott und Novogrod? Allein! ein Kunstrichter, der vermuthlich Offenbarung gehabt, wird dir diesen Irrthum benehmen*: "Korinna und Sappho, „die unmäßig und ausgelassen waren, mußten dafür „büßen: ihre Verse gingen unter, und ihr Name „blieb zwar, doch mit dem schandbaren Nachklange, „daß sie verbuhlte Dirnen gewesen.„

So wenig ich mich darüber einlassen will, warum fast keine Griechische Oden zu uns gekommen: so wenig wird der Verfasser dieses Urtheils eine Apologie unter folgendem Titel schreiben:

"Vertheidigung des gerechten Avto da Fe, „das die Griechischen Pfaffen an den schandbaren „Liebesliedern des Menanders, Diphilus, „Apollodors, Philemons, Alexis, der „**Sappho, Korinna**, Anakreons (den „man aber aus Gnade noch verschonte, weil er „weise gelebt hatte,) Mimnermus, Bions, „Alcmans, Alcäus, u. s. w. heilsam und

* Lit. Br. Th. 21. p. 75.

„gottselig verübet, weil die meisten von ihnen un„mäßig und ausgelassen gelebt, und den schändli„chen Nachklang gelassen, daß sie verbuhlt gewe„sen; wogegen man aber die Gedichte des gott„seligen Nazianzenus christlich und wohlbedäch„tig eingeführt.„

Hat der Verfasser dazu Lust, so wird er dies Verfahren noch mit vielen Beispielen rechtfertigen können:

1) Wie christlichfromm jener Eifer gewesen, der alle schwarze Statuen zerschlug, weil sie Werke des leidigen Teufels waren.

2) Aus welch heilsamen Absichten die Gothen aus Rom die heidnischen Bücher wegschleppten.

3) Welch einen bündigen zweihörnichten Vernunftschluß jener Kaliphe Omar machte, da er die Alexandrinische Bibliothek in Brand stecken ließ: entweder sagst du, was im Koran steht, oder — —

4) Und welche feine und genaue Auswahl der Pfarrer zu Mancha mit dem Barbier Niklas anstellte, ehe die Haushälterin ihres gnädigen Herrn Bibliothek zum Fenster herausschickte.

5) Wird um einige kleine Antworten gebeten: ob Livius wegen seiner vielen abergläubischen Geschichten meistens untergegangen, da hingegen die Priapeia gerettet worden, weil sie der keusche Virgil gesammlet hatte? ob der

fromme Tresch o mehr Gewalt gegen die Zeit haben wird, als die schandbaren Dichter, die von Liebe und Wein singen?

Ich wünsche in der That, aus Liebe zu den Literaturbriefen, daß diese und einige andere hypochondrische Einfälle morgen aus meinem Exemplar verschwunden wären. Hat sich nicht der Kunstrichter erinnert, daß man der schandbaren Sappho zu Ehren Münzen geschlagen?

Ich schließe meine Parallele: Sieben Statuen habe ich auf Deutschem Grund und Boden gefunden, als ein ehrlicher Deutscher sie gegen die Griechischen Antiken gestellt: Wandrer! urtheile selbst, oder schaffe selbst mehrere Bildsäulen her, oder arbeite selbst welche aus. Ich gehe fort, und mit einem zurückgeworfenen Liebesblick seufze ich: O ihr Deutschen Griechen, wenn das Schicksal eurer Urbilder auf euch kommen sollte, wie viel werden eurer nach 2000 Jahren übrig seyn? Wird alsdann noch ein Volk von Deutschen Antiken wissen? Wird ein Richter sie alsdann noch mit den Griechen vergleichen? Warum will man der lebenden Welt das Urtheil verbieten, da die Nachwelt desto schärfer richten wird?

Beschluß.

Nachschrift an den Leser.) Wer die Fortsetzung dieser Parallele wünscht; der erwarte im dritten Theil etwas von unsern Römern, Engländern und Franzosen: und nachdem alle Schulden abgetragen sind, wollen wir unser eignes Kapital berechnen, und fragen, wozu wirs anwenden könnten. Der vierte Theil soll von der Aesthetik, Geschichte und Weltweisheit reden, wenn diese weite Materie nicht das Maas eines Theils übergeht. Obgleich meine Fragmente kein Gebäude, sondern blos Materialien sind: so muß man doch auch die Anführung derselben zu vollenden suchen.

An die Schriftsteller, über die ich geredet.) Ob man gleich in Deutschland noch immer über seine Urtheile das Sentiment des Pindars setzt: "Wer „es wagt von Göttern zu reden, der thue es mit „Ehrfurcht; denn der Seligen einen zu tadeln, ist „Unsinn:„ so habe ich doch das Zutrauen zu denen, die sich nicht über Mitbürger der Literatur erheben wollen; sie werden auch ein freies Urtheil auf dem Markte über sich nicht ungern sehen. Ich sage mit dem Achilles im Homer: "mir haben die Trojaner nichts gethan; nie mein Vieh weggetrieben, „nie auf dem fetten und volkreichen Phthia meine „Früchte beschädigt; denn viel schattichte Berge sind „zwischen uns, und das wiederschallende Meer.„ Der

ganze Plan meiner Fragmente zeigt, daß ich blos von den Hauptgestirnen unsrer neuern Literatur reden wollte; die Sterne der fünften Größe mögen eben so große Sonnen seyn; für uns Erdbewohner aber nicht.

An die Kunstrichter.) Darf ein Verfasser selbst den Gesichtspunkt angeben, aus dem er betrachtet seyn will: so bin ich zufrieden, wenn ich das Genie unsrer Sprache, ihren Zustand, die Fehler und Schönheiten unsrer Schriftsteller, und die Mittel, von einander zu lernen, gezeigt; wenn ich zur Känntniß und Nachbildung der Griechen angemuntert; wenn ich die Gränzen der morgenländischen Nachahmung bestimmt, und für Schriftsteller, Leser und Kunstrichter nur etwas nützlich gewesen bin. Zweitens! Darf ein Verfasser die Kunstrichter angeben, mit denen er sich über seine Schriften, wie durch ein öffentlich Commerz, gern besprechen möchte; so wünschte er sich, ohne andern zu nahe zu treten, vorzüglich das Urtheil eines Michaelis, Moses, Abbt, Kloß und Rammlers, in der allgemeinen und neuen Bibliothek, in den Actis litterar. und Götting. Zeitungen, oder anderswo.

Fragmente
zur
Deutschen Literatur.

Dritte Sammlung.

Fragmente.

I.

Von der neuern Römischen Literatur.

Alle allgemeine Urtheile über die Literatur eines ganzen Landes sind schwer und unsicher. Wo soll man stehen, um sie zu übersehen: über ihr, oder in ihrer Sphäre? Ueber ihr: wer kann sich dahin heben? ausser der Denkart eines Volks von ihr richtig urtheilen? Wer mag es wagen, die Erde, seine Mutter und Nährerin, zu verlassen, und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab*, sich in eine luftige Wolke heraufzusetzen, um ein kritisches Meteor vorzustellen? — Und ist man selbst ein Punkt des Kreises: wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt ist, den ganzen Cirkel übersehen: er vertieft sich uns in Schatten, die Aussicht wird schief und unvollständig: warum? man stand selbst in der Reihe, über die man urtheilen wollte: man war selbst nach der Form solcher Denkart gebildet: man hätte, wie Archimedes, einen Punkt außer der Welt haben müssen, um die ganze Welt zu bewegen.

* Expertus vacuum Dædalus aera pennis non homini datis.

Ein Vernünftiger geht also zu solchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit: er gibt seine Aussichten für nichts als Erscheinungen an: er geberdet sich nicht wie auf einem Richterthrone in den Wolken des Himmels; er tritt aber auch nicht in eine Höhle, um mit knechtischer Bewunderung heraufzublicken: sonst können freilich alle seine Beobachtungen Gesichte eines verrückten Kopfs scheinen.

Aber er bittet seine Leser, als Freunde, auf einen benachbarten Hügel, entdeckt ihnen, was er gewahr wird, befragt sie um das Urtheil ihrer Augen; sehen sie nicht einerlei, so wird der Weise über diese Verschiedenheit des Anblicks sich wundern, und das untersuchen, woher der Irrthum komme: aber schlechthin verlachen, oder für Thoren schelten, das thun nur die, so die Sprache des Kuckuks lieben. — Wer je die Wahrheit eines der schönsten Bilder aus dem Lukrez erfahren, da er sein zweites Buch anfängt:

Suaue mari magno turbantibus æquora ventis
E terra magnum alterius ſpectare laborem — —
Suaue etiam belli certamina magna tueri
Per campos inſtructa tua ſine parte pericli:
Sed nil dulcius eſt, bene quam munita tenere
Edita doctrina ſapientum templa ſerena,
Deſpicere unde queas alios, paſſimque videre
Errare, atque viam palantes quærere vitæ,
Certare ingenio, contendere nobilitate
Noctes atque dies niti præſtante labore
Ad ſummas emergere opes, rerumque potiri. — —

Wer dazu gebauet ist, um die Schönheit, nicht dieser Beschreibung, sondern dieses Anblicks zu fühlen; dem wird mein erstes Fragment Gelegenheit geben, über seinen Inhalt selbst mehr nachzudenken.

I.

Die Literatur der neuern Zeiten hat sich im Innern so sehr nach einer lateinischen Form gebildet, daß, wenn wir auch, in Deutschland, auf einige Augenblicke, als Fremde einer andern Zeit und Denkart sehen wollen, wir diese Römische Gestalt nicht verkennen können.

Nehmet den historischen Faden der Weltbegebenheiten, so wie er sich in unserm engen Gesichtskreise fortgeleitet, durchflochten, verwickelt, und endlich halb entwickelt, halb zerrissen hat: — und nun sehet! an welchem Ende hat Deutschland ihn gefasset; an welcher Stelle hält es noch bis jetzt? — Leser! laß die Geschichte reden: Der feine Griechische Geschmack in Sprache, Wissenschaften, und Künsten, muß erst unter dem Römischen Himmel halb verbleichen, und seinen Duft verhauchen: **Wahrheit** und **Schönheit** halb verwelkt trauret wie eine sinkende Blume — und nun kommen Nordische Horden, diese Blume ganz zu zertreten. Die verdorbne Römische Literatur mischt sich mit den rohen Begriffen

ihrer Ueberwinder: Römer und Barbarn vermischen ihre Denkart: ein heiliger Orientalisch = Hellenistischer Geschmack kömmt dazu, um ihr eine neue Richtung zu geben. So gähren Griechisch = Römisch = Nordisch = Orientalisch = Hellenistische Dämpfe ganze Jahrhunderte: sie brausen gewaltig auf: die Hefen sinken endlich langsam, und nun! was ist ausgegähret? ein neuer moderner Geschmack in Sprachen, Wissenschaften und Künsten. Habe ich wider die Geschichte geredet? — Nein! — Und wäre es also nicht eine nützliche Bemühung für einen historisch = philosophischen Scheidekünstler, diesen Geschmack in seine Theile aufzulösen, und für eine ganze Nation das schwere Geschäffte zu übernehmen: eine Geschichte des menschlichen Verstandes zu liefern — über das ganze menschliche Geschlecht? — wer kennet dies? — nur über die Völker, die auf uns einen wirklichen Einfluß gehabt! — und über ihren ganzen Geist? Auch nicht! Er forsche nur, wie nach den verschiednen Wanderungen und Verwandlungen der Geist der Literatur seine gegenwärtige Gestalt angenommen. Solch ein Werk würde den entweiheten Namen: histoire de l'esprit humain wieder adeln.

Uns befremdet diese Gestalt nicht, oder wir wer=

den sie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt sind: aber was würde ein alter Weiser aus dem Orient oder Athen in einem großen Theile der Wissenschaften erblicken? Ist das wundersame Bild ein Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir sehe, und das auf seiner Stirn den Namen trägt: Neuere Literatur der Völker? Es ist ein großer Colossus: sein Haupt von orientalischem Golde, das meinen Blick tödtet, weil es die Stralen der Sonne zurückwirft: seine hochgewölbte Brust glänzt von Griechischem Silber: sein Bauch und Schenkel vestes Römisches Erz: seine Füße aber sind von nordischem Eisen mit Gallischem Thon vermengt — ein ungeheures Wunderwerk der Welt: die Anbetung eines Volks, das Geschöpf langer Jahrhunderte und Geschlechter: ein prächtiger unabsehbarer Anblick: sein Haupt raget über die Wolken: mein Auge erhebet sich kaum bis an seine Brust, und fällt matt zum Boden zurück: ich falle nieder und bete an! = = =

Wer da will, erkläre dieses Traumbild auch von der ganzen Form unserer Literatur in Deutschland: ich eile zu meinem Zweck. — Die alten Deutschen nannten die Sprache der Römer eine barbarische, fürchterliche und hochmüthige Sprache, weil das Volk sie redete, das zum Herrschen über die Welt gebohren zu seyn glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen despotische Gesetze gab: durch sie machten die Römer zu Geiseln die Kinder,

und die Väter zu Sklaven: durch sie und durch die Wissenschaften, die mit ihr eingeführet wurden, wanden sie tapfern Nationen das Schwert aus der Hand, daß sie den Arm entnervt sinken ließen, und den Becher der Ueppigkeit annahmen; durch sie suchten die Römer die Haine der Deutschen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zerstören, die Bewohner dieser Wälder in Städte und Schulen zu zwingen, und sie mit Gelehrsamkeit und Unglück zu beschenken. Daher schauderten die Deutschen vor dieser Sprache, und fochten gegen sie unüberwindlich — arme Helden! tapfre Väter! ihr strittet vergebens: eure Urenkel nahmen endlich diese Fessel der Freiheit, halb gezwungen, halb willig an, als eine Fessel der Ehre — am Altar!

Wir sehen diese dunkle Zeit oft aus einem viel zu einseitigen Gesichtspunkt an: Karl der Große wird als ein ruhmwürdiger und verdienstvoller Monarch angepriesen, der die Deutsche Sprache und Dichtkunst geliebt, die lateinische Sprache und mit ihr die Wissenschaften, die Religion, und mit ihr das Glück ausgebreitet hätte. — Betrachtet ihn näher, und sein Verdienst sinkt, wenn sein Ruhm billig pranget: er war ein unglücklicher Mann, der, als ein Geschöpf von Rom, ein Sohn oder Vater des Pabstes, ein Eiferer bis zur Menschenfeindschaft, ein Vertilger der Bardischen Literatur, der Vater eines unglücklichen Geschlechts, blos eine neue Epoche voll Unru-

he, Unheil und nie zu erstattenden Schadens anfing — und das alles ohne Schuld und meistens wider seinen Willen.

Mönche und Fränkische Priesterhorden führten, das Schwert in der einen, und das Kreuz in der andern Hand, den Götzendienst des Pabstes, die schlechtesten Trümmern der Römischen Wissenschaften und den niedrigsten Gassen- und Kloster-Dialekt der Römischen Sprache in Deutschland ein: drei Schwestern der Barbarei und des Unglücks, die mit verschlungenen Händen triumphirend einzogen, und das Joch über eine Nation warfen, der es schwer fiel, es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am meisten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die Lateinische Religion lehrte gedankenlose Hartnäckigkeit im Behaupten, die Lateinische Literatur erstickte den Geist, und schnitzelte den Geschmack an Spekulationen und Unsinn, die Mönchssprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und diese Sündfluth muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe stehen, bis sie sich in das Mark der Literatur einzog, den Geist der Nation vergiftete, und in Gelehrsamkeit, Sprache und äußerm Zustande, der die Form zur Bildung ist, ewige und unauslöschbare Eindrücke nachließ. So bildet in dem zarten weissen Leim der Toscanischen Marmorbrüche eine faule Sumpfader ewige Figuren: sie härten sich, werden polirt, ihnen wird nachgeholfen, und nun

findet ein Thor in ihnen weise Spiele der Natur, vortreffliche Risse der Kunst, Schönheiten, die zum wirklichen Wesen des Marmors gehören sollen.

Wie aber? Ist nicht dies Labyrinth durch die christliche Barbarei immer noch ein Richtsteig gewesen zum Tage, zur Mittagssonne? Wie? wenn Deutschland seinem natürlichen Fortgange der Kultur überlassen geblieben wäre, sollte es denn durch sich selbst, in so kurzer Zeit, so hoch gekommen seyn, als es ist? Die fremde Zumischung von Hefen war eben ein Gährungsmittel, es zu reinigen: hätte es sich selbst klären sollen, es stünde noch trübe. — „Ich habe so wenig Macht, alles dies völlig zu läugnen, als der andre, es völlig zu behaupten. Weißt du denn, ob die Römische Barbarei dir, in Betracht der Bardischen Barbarei, raubte oder zubrachte: ob sie mehr niederriß oder besser bauete? — Und siehe! sie hat dir alles so weit geraubt, daß du nicht einmal urtheilen kannst: indessen besiehe die einzelnen Ueberbleibsel einiger benachbarten Barbarei, welche der Römischen Wuth entronnen sind: so wirst du vielleicht diese Bardische Barbarei mit andern Augen anzusehen anfangen, als du sie gemeiniglich sahest: du wirst zweifeln!

Jetzt denke weiter! Kein größerer Schade kann einer Nation zugefüget werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes, und ihrer Sprache raubt: überdenke

dies,

dies, und du wirst den unersezlichen Schaden sehen. Nun suche in Deutschland. Lies Tacitus: „die Völ„ker Deutschlands, die sich durch keine Vermischung „mit andern entadelt, sind eine eigne unverfälschte „originale Nation, die von sich selbst das Urbild ist. „Selbst die Bildung ihres Körpers ist in einer so „grossen Menge Volks noch bei allen gleich:„ u. s. w. Jezt siehe dich um, und sage: „die Völker „Deutschlands sind durch die Vermischung mit an„dern entadelt, haben durch eine langwierige Knecht„schaft im Denken, ganz ihre Natur verloren: sind, „da sie lange Zeit mehr als andre ein tyrannisches „Urbild nachgeahmt, unter allen Nationen Europens „am ungleichsten sich selbst.„ Mit ihren Wäldern ist ihre Freiheit ausgehauen, den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verschaffet, für Sonnenstralen und fremde Gewächse Raum gemacht, der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub, die subtile Spitzfündigkeit gab ihrem Geiste verunstaltende Krümmung, die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen, oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiser nach, der den Päbstischen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrsamkeit mit der alten Bardischen Armuth, die sogenannte bäurische Römische Sprache mit der Altdeutschen zusammenwägen könnte. Wäre Deutschland blos von der Hand der Zeit, an dem Faden

seiner eignen Kultur fortgeleitet: unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt; aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so misgestaltet und zerschlagen.

Wer die Geschichte kennet, wird die Ursachen wissen, warum Deutschland mehr als andre Nationen in dieser Päbstischen Barbarei gelitten, und unter den meisten Völkern seine hohe und edle Originaldenkart sich hat müssen rauben lassen: weil seine Lage, seine politische Verfassung u. s. w. es fesselte, und selbst bei der Wiederauflebung der Wissenschaften fesselte. O wäre es in diesen Zeitpunkten eine Britannische Insel gewesen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle ist freilich nicht zu ändern: wie aber, wenn Europa eine Sklavinn von dem Griechischen Konstantinopel gewesen wäre, statt vom Lateinischen Rom? Immer lieber und besser in Absicht auf Religion, Gelehrsamkeit und Sprache. Diese Hypothese können die überdenken, die da glauben, es sey nothwendig eine Wolke der Unwissenheit dazu nöthig, daß hinter ihr eine Juno entstehe. Wie? wenn es eine Denkungsart und einen Geschmack im Allgemeinen gibt, der sich, troz aller Umwandelungen der menschlichen Natur und der Völker der Welt, aufrecht erhält und wieder erhebet: so untersuchet bey dieser großen ungeheuren Behauptung auch die kleinere Hypothese: ob es der Denkart des Ganzen vortheilhafter ge-

wesen wäre, unter Rom oder Griechenland zu dienen?

Sollte es nicht verdienen, daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten sorgfältig nachginge, wie sich allmählich der alte Geist der Deutschen verloren, und ein neuer Geist gebildet habe? — Sollten es nicht die Zeiten der schwäbischen Kaiser verdienen, daß man sie mehr in ihr Licht der Deutschen Denkart setzte? Wir sind den Schweizern allen Dank schuldig, daß sie durch die Ausgabe einiger Denkmäler dieses Zeitalters einen etwas hellern Stral auf die Literarseite dieses Jahrhunderts geworfen. — Sollte es nun nicht Friederich der Zweite aus diesem Hause insonderheit verdienen, daß ein Kenner der mittlern Geschichte ihn mehr in sein Licht setzte, da er jetzt blos in der Dunkelheit hervorschimmert. Dieser Mann, den der Schutzgeist Deutschlands brauchen wollte, um der Wiederhersteller der Griechischen und Morgenländischen Literatur, der Römischen Sprache, der Weltweisheit und Naturkunde zu seyn, der selbst ein Kenner nach der Gelehrsamkeit und dem Geschmack seines Jahrhunderts war, der aber, ohngeachtet seiner Mühe, nichts als der Märtyrer seiner Zeit wurde: dieser ruhmwürdige Kaiser hat nicht einmal das leidige Verdienst, von unsrer Zeit als der Morgenstern eines bessern Tages in allem seinem Lichte betrachtet zu werden. — Die Wolke, die auf dieser Zeit lag, muste

jeden Keim der Weisheit ersticken: jeder Fromme war Barbar und Knecht, und jeder, der sich unterstand, weise zu seyn, heißt in der Geschichte ein Dummer und Gottloser, oder ward gar ein Unglücklicher. — Sollte es also Rudolph von Habspurg auch blos aus Unwissenheit gethan haben, daß er die Muttersprache Deutschlands so weit einzuführen suchte, als er konnte: — man hätte dies lange vor ihm thun sollen. — Jedoch ich schreibe keine Geschichte über diese Zeit, da Deutschland an Geist und Körper unterdrücket, durch Zwietracht, Unwissenheit und Bosheit entnervt, völlig seinen Charakter verlohren.

Non ſum, qui bellum Troianum orditur ab ovo;
Semper ad eventum feſtino.

Es kam endlich der Zeitpunkt, da alles eine neue Bildung bekam, Denkart und Religion, Gesetze und Sitten: es kam die Zeit, da die Gährungen ganzer Jahrhunderte sich senkten, die in Staub gesunknen Nationen sich erhoben, und ein Land nach dem andern die Finsternisse zerstreuete und sich zu einem neu aufgehenden Lichte drängte: die Zeit, da die Wissenschaften wieder auflebten, und sich die Natur der Menschen umschuf. — Darf ich weiter schreiben? —

Nein! ich darf nicht: so bald ich die Mährchen von goldnen Zeitaltern der Wissenschaften als histo-

rische Wahrheiten betrachten muß: so bald die herrschende Meinung unumstößlicher Grundsatz wird: daß nach einer langen Barbarei sich auf einmal eine allgemeine, und vollkommene Weisheit hervordränge, daß auf einmal eine Wiederherstellung möglich sey, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Verirrten aus den tiefsten Wüsten völlig zu der richtigsten Straße nicht hinführe, sondern durch ein Wunder hinwerfe, daß jede falsche Farbe abgestrichen, der falsche Geschmack völlig umgeschmolzen, die ganze Bildung umgeschaffen werde, so bald drei glänzende Muster erscheinen: kurz! wenn jene wunderbaren Umwandelungen Statt finden, die die Mitternacht zum Mittage machen: — und diese glänzenden poetischen Mährchen die Merkstäbe sind, zu denen man in der Geschichte des menschlichen Verstandes alles hinleitet, und alles ableitet: so kann ich nicht schreiben.

Fände ich aber einen Leser, der diese wunderbaren plötzlichen Revolutionen unmöglich findet: der mit mir überdenket, wie sie ihrem Innern nach dem menschlichen Verstande und der Analogie aller Begebenheiten zuwider seyn; wie selbst die Verderbungen und Sündfluthen über Gelehrsamkeit und Geschmack, die doch weit eher hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stuffe mit einem mal sinken, sondern sich allmählich neigen, und endlich zuletzt, mit einer beschleunigten Kraft, in den Abgrund stürzen; wer sich Zeit

nimmt, die Ursache zu überdenken, woher so ein plötzlicher Morgenstral uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagssonne scheine; der wird meine folgenden Anmerkungen nicht schlechthin verwerfen, und sie vielleicht wahr und nützlich finden.

2.

Das weiß man, daß die Griechischen Musen nach Italien flüchteten, daß die Apolls dieser Musen, die von Medicis, unsterbliche Verdienste um die Erweckung der Literatur haben, daß von hier aus die Reformation der Wissenschaften in die übrigen Länder ausgegangen. Weiß man nun die Geschichte dieses Zeitpunktes genau: so prüfe man Folgendes:

Ists nicht Schade, daß die Wissenschaften ihren Lauf dergestalt nahmen, daß sie sich sogleich in eine neurömische Kleidung einhüllten, und in dieser Gestalt den Völkern erschienen? Statt, daß man die Alten hätte erwecken sollen, um sich nach ihnen zu bilden, und gleich den zarten ersten Eindruck darauf richten sollen, um von ihnen den Geist sich einhauchen zu lassen, den man braucht, um nach seiner Zeit, und in seinem Lande, wahre Größe zu erreichen: so blieb man bei der äußern Schale, lernte was die Alten gedacht, statt wie sie zu denken, lernte die Sprache, in der sie gesprochen, statt wie sie sprechen zu lernen. Man weiß, wie wenig originalen Geist

man in diesen übrigens sehr verdienten Philologen antrift: und man muß über die Schwäche des menschlichen Geistes die Achseln zucken, wenn man sieht, wie das Denken unter der Last der Gelehrsamkeit erliegt, wie die Erfindung sich bei dem künstlichen Nachahmen zerstreuet, und die schöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäumet.

Dazu kömmt noch, daß die großen Wiederhersteller der Wissenschaften oft, so wie die, die plötzlich voll Bewunderung staunen, und auf das Erste, das Beste ihr Auge heften, nicht immer das Wichtigste durchforschet, und nicht immer den ächten Griechischen Geist gekostet. Uebermannet und betäubt vom Vorurtheile des Ansehens fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten, als zum Ziele führten. Urtheile, mein Leser, der du dies Zeitalter kennest: wie nutzet Marsilius dem Plato in seiner Uebersetzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus den Homer, wie es scheint, romanisiret? Und wenn Poggius sich mit seinem Quintilian; Gasparion, Valla, Manutius, Bembus u. s. w. sich so mit ihrem Cicero umhüllten, daß sie blos mit ihm dachten, sahen und sprachen — gab dies nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherstellung eine Römische Richtung? Man verstrickte sich in gelehrten Geiz zu sammlen, der sehr leicht aus dem Gefühle der Armuth und Noth entspringt, und vergaß, sich in den Stand zu setzen, etwas zu

verdienen, weil man vom Raube leben konnte, oder sich zum Selbstverdienen zu schwach fühlte.

Auf diesen Fuß gingen die Verbesserungen in die Länder Europens. Der Spanische Vives und Sanktius, die Wiederhersteller der Literatur in Frankreich und England; in Deutschland die Agricola's, Regiomontans u. s. w. was waren sie? Philologen, die in Italien meistens gezogen, lateinisch dachten, und die Wissenschaften, die sich zur neuen Form gebaren, mit lateinischem Wasser tauften. Die lateinische Form hat sich von diesem zarten Alter an sehr erhalten: der Zuschnitt der Gelehrsamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademie, die Zunftgesetze der Literatur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward Römisch — und ist es noch.

In Deutschland hat Luther in diesem Gesichtspunkte großes Verdienst. Er ists, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgewecket und losgebunden: der die scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechslertische, verschüttet: er hat durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben. Laß es also seyn, daß ihm der feinste Pedant, den vielleicht die Welt gesehen, Erasmus, Schuld gab, er thäte der Lateinischen Literatur Abbruch — Dieser Vorwurf bringt ihm keine Schande, und man darf ihn also nicht wider die Geschichte läugnen: denn Latei-

nische Religion, scholastische Gelehrsamkeit und Lateinische Mönchs-Sprache waren zu sehr verwebt in einander.

Das seltsame Urtheil des seligen Christs ist nur dem ersten Anblick nach selten: die Deutsche Sprache habe seit dem sechzehnten Jahrhundert viel von ihrer Vortreflichkeit verlohren. Betrachtet man es näher, und hat wahres Gefühl von der innern Stärke einer Sprache, und vermag die wichtigen Vortheile der schwäbischen Sänger, und die körnichte Sprache Deutscher Schriftsteller voriger Zeiten, oder auch nur den Vater Opitz in seiner Prose und Poesie zu schmecken: so muß man bei der Rückkehr zu unsrer neueren Sprache, man muß ausrufen: das ist ganz ander Deutsch! Jenes hat andre Fehler und andre Schönheiten; der Geist hat sich verändert. Alsdann werden freilich die Neulinge unsere junge Mundart loben, und sie haben Recht; denn unstreitig ist sie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Bestimmung der Wortwürde, und künstlicher geworden. Aber ein ächter Deutscher wird sich aus dieser rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurückwünschen; er wird sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in dem Kothe der alten Deutschen Ennius Gold zu suchen: er wird alsdann denen fluchen, die uns diese Sprache entwandt; er wird dem Eigensinne des guten Christs wenigstens völlig Recht geben, da er erst über ihn lachte. Kom-

met her, ihr schönen Geister, ihr französirenden Wißlinge, ihr prosaisch-poetischen Stolperer, ihr berühmten Wochenschriftsteller, ihr gelehrten Weisen im akademischen Paragraphenstil, ihr erbaulichen Redner im Kanzelstil, versucht es doch, aus euren reichen Vorrathskammern ein Buch unsres Jahrhunderts zu suchen, das, in Absicht der Schreibart, die Würde der Bibelübersetzung des Luthers erreichte. Versucht es, diese arme, veraltete Bibelübersetzung, über die mancher Neuling am Geschmack spottet, mit einigen neuern Verbesserungen zusammen zu halten. Leset Luther, und dann den Wertheimer in seinem Paragraphenstile, mit Wolfischen Kunstausdrücken verbrämt; ihr werdet solch einen Unterschied finden, als zwischen dem Griechischen Homer und dem Deutschen Homer, wenn er in der Sammlung alter Reisebeschreibungen, als ein reisender Schulmeister, in Paragraphen übersetzt ist. Und doch ist der Wertheimer in seiner Vorrede ein wirkliches Muster der Schreibart: was soll man nun sagen, wenn man Dammische Uebersetzungen, oder akademische Paraphrasen lieset — ich rede hier blos von der Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Literaturbriefe führten aus Lohenstein* ein Muster des prosaischen Stils an: wir könnten aus vielen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beispiele geben, daß der gute körnichte

* Lit. Br. Th. 21. p. 139.

Vortrag nicht so fremde gewesen, als man meint. Die Deutsche Sprache aber kroch meistens unter akademischen oder homiletischen Fesseln: sie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man sahe sie als keine gelehrte Sprache an, denn dazu war allein die Lateinische gekrönt: man achtete sie blos als die Sprache des gemeinen Volks, und unterließ ihre Cultur. Wer dies Jahrhundert kennet, wird mir Recht geben, daß blos die Lateinische Sprache die unsrige zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereyen, die mit zum herrschenden Ton des Ganzen gehören, theils der scholastischen Handwerkssprache, theils der schönen Lateinischen Sprache nöthig hatte. Man gehe die besten Schriftsteller dieser Zeit durch: entweder Römisch- oder akademisch Latein ist ihre Mundart: die Muttersprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angesehen. Ists nicht eine wahre Schande dieser Zeit, daß es große und schönlateinische Schriftsteller dieser Zeit gibt, die in ihrer Sprache Barbaren waren, daß es Masorethen der Prisciane gab, die jede Deutsche Zeile lächerlich machten, die die Prosodie Anakreons verbesserten, und ihre Sprache in Schlacken ließen: Deutsche Römer, die der genius seculi in seiner genealogia criticorum so ziemlich herzählet.

Endlich fieng man an, beschämt von den Nach-

barn ringsumher, die Sprache zu bessern, — aber wie? — als eine gelehrte Sprache, um vielleicht die scholastische Lateinische einzuschränken? Nein! denn das hätte von Akademien geschehen müssen, und hier regierte noch Aristoteles! — Als eine gelehrte Sprache, um uns, statt des schönen Lateinischen Styls, einen schönen Deutschen Bücherstil zu geben? — Das hätte von Schulen aus geschehen müssen und da herrschten noch Römische Monarchen! Wie denn? — Großer Gott! als eine politische, als eine galante, als eine reimreiche Sprache suchte man sie zu bilden: war das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm diese Schöpfung zum politischen, zum galanten Stil? Etwa Hofleute — nein! treufleißige Schulrektors, Uhsens, und Weisens, und Hübners. Und wie bildeten sie ihn galant? Nach Franzosen, durch eine Sündfluth französischer Wörter: nun kamen die Menantes und Talanders und zehn andre Anders: so war die Deutsche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

Gottsched erschien, und "der hat doch aus „der Sprache gewiß alles Latein und Französische so „glücklich weggeschwemmt, daß einem wackern Deut„schen kein Lateinisches Wort mehr in die Feder „kommen muß!„ Ja, das hat er gethan! Er als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Worts im Englischen) hat den Stall des

Augias mit Herkulischer Hand durchwässert und gereinigt, und hat mit eben so tapferer Hand seinen Ruhm an jedes Fenster des gereinigten Pallastes geschrieben und schreiben lassen: dies ist sein Verdienst — Aber dazu braucht man ja auch blos gesunde Augen und einen guten Kopf, zu sehen, daß er die Deutsche Sprache viel zu Lateinisch behandelt, wie Heinze und andre mit Recht angemerkt. Und so ward die Deutsche Grammatik wieder nach Lateinischem Leisten: und die Deutsche Sprache das Gegenbild der alten Deutschen Kernsprache*. Seine Nachfolger, und zum Theil Gegner, suchten sie fruchtbar zu machen, wodurch? — Durch Nachforschen in altdeutschen Wörtern, in den Zeiten ihrer nervenvollen Stärke, wie es der natürlichste Weg gewesen wäre, um ihr Charakter auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen Lateinischen Zeiten hatten diese Denkmäler theils weggebracht, theils war die Arbeit zu mühsam: was that man also? Man übersetzte: und bildete sie insonder-

* Zum unsterblichen Ruhm des Hrn. D. Trillers muß ich, damit ich nicht zu den "unbändigen und gallsüchtigen „Mückenseigern, zu einigen großen und breiten Kunst- „richtern, zu elenden und schwindsüchtigen Füchsen, son- „dern zu vernünftigen und höflichen Lesern„ gehöre, seine stattlichen Verbesserungen des Opitz "nach löblicher christli- „cher Gewohnheit, edelmüthig„ loben, als mit welchen er sich um den Opitz selbst und dessen Leser nach Vermögen verdient zu machen gesucht: wie in seiner Vorrede mit mehrerm zu ersehen.

heit nach der Französischen, durch die sie freilich unglaublich viel gewonnen, und sich gebildet, aber nicht zum Urbilde ihrer selbst, wie es hätte seyn müssen, wenn man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern ihr die abgegangenen Kräfte hätte zu ersetzen gesucht.

Unsre Sprache ist also jetzt gebildet und verschönert, aber nicht zu dem erhabnen gothischen Gebäude, das sie zu Luthers Zeiten, (etwas Mönchssprache ausgenommen) und noch mehr zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser war: sondern zu einem neumodischen Gebäude, das mit fremden Zierrathen überladen, bei seiner Größe, klein und unansehnlich ins Auge fällt. — Dies beobachten nun am ehesten die, welche unter den Sprachen der Alten wandeln, und dies ist der Grund, warum die Geßners und Christe, und noch neuerlich Heinze*, "über das Neumodische und Glänzende „in unsrer Sprache klagen, das durch die vielen „morgenländischen, Griechischen, Englischen und „Französischen Redensarten eingeführet würde." Wenn Heinze mehr als Worte versteht: so hat er nicht Unrecht, und sein Recensent würde zugeben, daß, wenn allein durch die Aufnahme fremder Bürger ein Staat bevölkert wird, so werde diese Bevölkerung leicht schädlich; denn sie verdrängen bald

* Lit. Br. Th. 13. p. 118. 119. und Uebersetzung der Reden des Livius.

die Eingebohrnen, und wenn sie auch eben nicht neue Gesetze einführen, so geht der Charakter des Staats doch verloren.

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt versagt, wohlbedächtig die Lateinischen Redearten und Wortfügungen aus? Verliert sich durch sie nicht das alte reine Deutsche, das er erhalten will? Mehr, als durch alles Vorige: denn das Morgenländische ist seit Jahrhunderten mit unsrer Religionssprache verwebt, und wird sich nie, dem herrschenden Tone nach, trennen: das Englische ist mit unsrer Sprache sehr verwandt: das Französische hat sich mit einem Theile unsrer neuern Cultur herübergetragen; diese beiden Stücke sind also auch nicht immer zu trennen; vom Griechischen ist noch wenig angewandt; aber vom Lateinischen, das fast mehr, als alle vorigen Sprachen, vom Genie der unsrigen abgehet, und ihr so lange hinderlich gewesen, von ihm hat sie am meisten unter diesen zu besorgen.

Daher schreibt Heinze zwar rein Deutsch; aber auch naiv körnicht Deutsch? — Ich habe sein Soliloquium: quo consilio genitus sit homo? in seinem schönen Latein mit Vergnügen gelesen; (ob es ächt Römisch ist, kann keiner in unsrer Zeit, sondern bloß ein Römer beurtheilen.) Aber hätte ein Römer dies Soliloquium geschrieben, und Heinze es übersetzt: wäre alsdann der starke und nachdrückliche

Vortrag erschienen, der in Spaldings Bestimmung des Menschen spricht? Wenn ich seine Uebersetzungen aus dem Lateinischen kenne, und ein Gefühl von der Eigenheit unsrer Sprache habe: so glaube ich dies schwerlich.

Der Deutsche Periode ist gemeiniglich die Klippe derer, die ihre Denkart nach dem Latein gebildet: "denn hier sind die Genie's beider Sprachen sehr verschieden. Im Deutschen ist ein Styl schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner „nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze „so gekettet an einander gehänget sind. Die Römer „mußten dies wegen der Kürze ihrer Worte thun, „wenn sie nicht in den abgeschnittenen Styl verfallen „wollten. Im Deutschen aber, welcher Unterschied! „Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, „müssen wir sie manchmal trennen; und wenn wir „nicht ganz zurückbleiben wollen, müssen wir unsrer „Sprache Hülfe geben*." So schleppet sich in Klotzens Deutschen Schriftchen der Periode manchmal, und der große Joh. Matth. Geßner empfand dies sehr wohl, da er in der Vorrede zu seinen Deutschen Schriften hierüber ein ungeheucheltes Bekänntniß abgelegt, das der Bescheidenheit dieses Mannes Ehre macht. Das wahre Deutsch unsrer Väter geht auch zu sehr von dem Latein ab, als daß sie neben einander seyn könnten. Unsre Seele bauet, mit

* Lit. Br. Th. 13. p. 120.

mit Montagne zu reden, diese Stockwerke über einander, und welches soll das unterste von allen, und die Grundlage seyn? — Eine fremde, oder die Muttersprache? — Die leztere ohne Zweifel; oder sie muß das Joch der Lateinischen tragen.

Wenn man nun diese Winke verfolgt, und die Geschichte der Deutschen Sprache durchgehet: sollte es so gar fremde seyn, daß sie durch die Lateinische Sprache gelitten; wenigstens, daß diese jener ein gewaltiges Hinderniß gewesen? —

3.

Aber man blicke etwas weiter: wenn die Lateinische Sprache, es sey die mittlere oder alte, sogar unsre Bildung fesselt, statt sie zu erheben; ja dieselbe Jahrhunderte durch gefesselt hat: sollte denn der Schade unbedeutend seyn?

So bald man es zu einem lezten Zweck macht, Lateinisch zu lernen, und diese an sich so angenehme und nüzliche Sprache nicht blos als Mittel gebraucht, um durch sie Geschichte zu lernen, in den Geist großer Männer zu blicken, und gleichsam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortreflichen Sprache sich zu eigen zu machen: so wird den Musen Latiums zu viel Raum in den Schulen, und zu viel Antheil an der Erziehung gelassen. Ich dehne dies bis auf einzelne Stücke aus: só bald die Erklärung eines Autors, oder der Autor selbst, der

Jugend nichts als Worte und mechanischen Stil zu lernen gibt: so bald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Uebungen, auch nur zum Hauptzweck hat, die Wahl und Stellung der Worte grammatisch genau einzuprägen: und wenn sogar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweisung ein gewisser Lateinischer Geist herrscht, der auf der andern Seite die größten Mängel nach sich ziehen muß: so opfert man der Lateinischen Sprache, sie sey so schön und nützlich, als sie wolle, zu viel auf.*

Zu viel von Seiten der Jugend. Es ist gewiß, daß das Gedächtniß unsrer blühenden Jahre allein fähig ist, Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen; und daß man diese Zeit also, die zu den nothwendigen Sprachen die einzige ist, nicht versäumen müsse. Ich gebe es auch gerne zu, daß jede Methode, die das Gedächtniß in diesem Frühlinge unfruchtbar und müßig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit verderbe, weil es wie ein unbesäter wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dies Wort.) Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfahrung gelernt, und nicht genug

* Wer von unsern Philologen ist ein Geßner, an Känntniß und Liebhaberei der Römer? und wie sehr er den Lateinischen Geist in unsern Schulen hasset, das mögen seine kleinen Deutschen Schriften beweisen.

überdenken kann: daß unsre Seele bei ihrem unendlichen Durst nach Wahrheiten, doch nie eine unendliche Menge derselben fassen kann: daß sie uns sehr bald wie ein beschriebnes Blatt vorkomme, wo man am Rande und zwischen die Reihen freilich noch vieles nützliche zuschreiben kann; aber der ganze Anblick des Blattes ist beschrieben; unglücklich! wenn man sagen muß, es ist beschmieret, oder verschwendet: alsdann läßt freilich der Rest es zu, zu bessern und auszustreichen; aber im Ganzen ist der Schade unersetzlich.

Es ist eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms werth wäre: daß manche Wissenschaft, manche Geschicklichkeit kein andres Opfer, als die Erstlinge unsrer Jahre, unsrer Munterkeit und unsrer Begierde, annehmen könne; daß zu gewissen Bildern und Begriffen ein gewisser erster Adlersblick nöthig sey, die man, wenn dieser fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denket, und im ganzen Umfange umfasset. Es kam auf den ersten allmächtigen Eindruck an; ist dieser verfehlet, so ist alles verloren: verloren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld und Fleiß ersetzt wird: verloren das große innerliche Gefühl eines Bewußtseyns, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren- und Eigenthumsrecht, mit diesen Begriffen schalten und walten zu

können; kurz, verloren das, was man Genie nennt.— Nachher kann man freilich viel lernen, aber nicht mehr mit der kühnen und muntern Anwendung auf sein Ich, daß man es, mit allem Nachdrucke, könnte fassen nennen: man kann allerdings viel andern nachdenken lernen, allein mit ihnen mitdenken, oder ihnen gar vordenken, wird man niemals mehr: kurz! man wird noch viel wissen, aber nicht mit dem Lichte der Anschauung und Selbstgefühl, daß dies Wissen auch bildete: ein Wort, das in unsrer Erziehung so oft genannt, aber wenig durchdacht, und noch weniger ausgeübt wird.

Ich muß diese Saamenkörner einer äußerst wichtigen und reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen, und mich zurückfinden. Wenn die lateinische Sprache Hauptzweck wird, so wird der Blick des Jünglings von allen diesen Aussichten abgewandt, und mit dem grammatischen Zepter, wie mit einem glühenden Eisen, auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatischen Sophisten gewöhnt: Falten, die er äusserst ungern annimmt, und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verschwinden können. Die erste Farbe, die unsrer Denkart aufgetragen wird, verliert sich nie; wehe uns! wenn sie uns unangenehm, oder gar verunzierend ist. Seufzen muß der Menschenfreund, wenn er sieht, wie in den Schulen, die mit dem Namen: Latei-

nische Schulen prangen, die erste junge Lust ermüdet, die erste frische Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es, wie eine gar zu lange zurückgehaltene Feder, seine Kraft verliert. Wer sollte je auf den Gedanken fallen, daß die Methode der Sprachenerziehung für die Jugend paßlich sey: wenn man sich nur einmal aus unsrer Denkart hinaussetzt; allein wie schwer wirds, sich da hinaus zu setzen? Und dann kann eine Betrachtung, wenn man sie auch als wahr erkennen sollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile zerstören, die den Erziehern zur andern Natur geworden? Kann eine kalte Wahrheit einem fühllosen Eigensinne Gefühl geben? Kann sie Pedantenseelen so ergreifen, daß sie, wenn sie sich auch in allem Lichte zeiget, ihnen auch den Willen einflößt, nach ihr handeln zu wollen; die Kraft einflößt, nach ihr handeln zu können; die Menschengüte einflößt, wider Gewohnheit und Beispiel nach ihr zu handeln? : : Unterdrückte Genies! Märtyrer einer blos Lateinischen Erziehung! o könntet ihr alle laut klagen! —

"Was ist denn aber an Genies gelegen?" desto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu diesen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geschicklichkeiten erfodert: eine gewisse Mittelmäßigkeit, die sich nicht zu Genies und Geistschöpfern hebet, und nicht zu dummen Dorfteufeln herabsinket: eine mittlere

Grösse, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trift. Von diesem Punkt aus werden die Linien zu Realschulen gezogen, die diesen Hauptzweck haben, brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen Plan zum Schattenrisse ihres ganzen Gebäudes haben: eine gewisse Temperatur, die die gemeinste, brauchbarste und glücklichste ist.

Realschulen müssen sich zuerst nach den meisten Subjekten richten; von da können sie am füglichsten auf beide Seiten auslenken: zu Genies und Blindgebohrnen. Sie müssen sich nach den meisten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meisten weder ein Maximum noch Minimum fodern, und leiden können. Sie müssen sich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da bilden sollen, weil wieder das recht Hohe und recht Tiefe gleich selten und gleich unbrauchbar ist. — Wenn nun diese glückliche Mischung das Meisterstück bei Erziehung und Unterricht ist (wie es einem jeden, der die Welt, die menschliche Seele kennet, überlassen wird zum Nachdenken), so kommt alles aus seinem Gleichgewichte, wenn wir für Latium erzogen werden, und die Lateinische Sprache der herrschende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen: hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind; eine, wo eine gelehrte und grammatische Känntniß des alten Roms gefodert wird.

Nun schränke ich mich drittens so gar auf die Sphäre eines Gelehrten ein; auch in seiner Bildung kann der Lateinische Geist fesseln, so gut als in der Bildung des Genies und brauchbaren Mannes. Ich setze hier schon wahre Bildung voraus, daß man ihn nicht blos mit den Worten, den Gebräuchen und Alterthümern; sondern mit dem Sinn der Römer bekannt mache, und diese ihm zum Muster der Nachahmung vorhalte — selbst hier setze ich eine kleine Einschränkung hinzu. Das ist doch einmal gewiß, daß die Römer auf einer andern Stufe der Cultur gestanden, als wir, daß wir sie in einigen Stücken hinter uns haben, und in andern, wo sie vor uns sind, nicht nachahmen können. Die Gestalt unsrer Literatur hat nicht blos eine andre Farbe, sondern eine andre Bildung, als die altrömische; und es bleibt also nicht schlechterdings ein Ruhm: dieser Dichter singt wie Horaz, jener Redner spricht wie Cicero, dieser philosophische Dichter ist ein andrer Lukrez; dieser Geschichtschreiber ist ein zweiter Livius. Ich sage: nicht schlechterdings! aber das ist ein großer, ein seltener, ein beneidenswerther Ruhm, wenn es heißen kann: so hätte Horaz, Cicero, Lukrez, Livius geschrieben, wenn sie über diesen Vorfall, auf dieser Stufe der Cultur, zu der Zeit, zu diesen Zwecken, für die Denkart dieses Volks, in dieser Sprache geschrieben hätten.

Das Letzte heißt: einen Alten nachbilden, und ihm nacheifern; das Erste, ihn kopiren, und ihm nachahmen. Das Erste ist leider! sehr selten, weil man dabei das beiderseitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, vergleichen, und so brauchen muß, daß keinem Zwang geschieht. Diese Kunst ist bildend für das Genie; weil sie es aber auch sehr oft unterdrückt; weil die, so die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden; so hat Young in seiner Schrift von Originalwerken* Recht, daß meistens das Lesen der Alten schädlich wird; er hat Recht, ohne doch daß das Lesen der Alten auch nur im geringsten Stücke deswegen abzuschaffen wäre. — Es erfordert noch eine eigne und sorgfältigere Betrachtung; ob dieser Schade nicht unter so vielen großen Nutzen verschwinde, ob wir denn Originalköpfe so nöthig brauchen, wie fern sie heut zu Tage möglich und zu hoffen sind u. s. w.

So bald wir aber die Alten loben, anbeten und knechtisch nachahmen, weil sie Alte sind: so bald man von ihnen abborget, oder sie bestiehlt, weil man alsdann eine neue Antike, oder ein Moderner nach altem Geschmack wird: so ist die Nachahmung un-

* Ich führe dies Exempel an, weil man den guten Young in Deutschland förmlich widerlegt hat: s. Rambachs Sendschreiben über die Frage, ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalscribenten Schuld sey.

leidlich: man betrachte diesen geplünderten Alten als einen Neuern und Fremden: so wird man das Zwangvolle sehen. Und stünde der Alte selbst auf, lernte uns kennen, und sähe dann die Heerde Nachahmer, die sich um seine Urne drängen: — über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er schreien, und das servum pecus von seiner Asche vertreiben.

4.

Meine Meinung von der Deutsch-Lateinischen Erziehung überhaupt habe ich gesagt: daß ein Lateinischer Geist in den Kern der Wissenschaften eingedrungen, läßt sich, wie ich glaube, von selbst einsehen. Man durchgehe z. E. die Lehrbücher der meisten Weltweisheiten: man wird eine wissenschaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe verwebt sind.

Ganze Jahrhunderte durch war die Lateinische Sprache das einzige vehiculum der Aristotelisch-Scholastischen Philosophie: man hat sie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angesehen; sie hat auch zur lehrenden Sprache der Weltweisheit unter allen Sprachen, die ich kenne, nach der Griechischen vielleicht die größten Anrechte, wegen ihrer Kürze, und des Nachdrucks in den philosophischen Kunstwörtern, über die man nur sehr langweilig spottet: sie ist lange im Besitz dieser Vorzüge: in ihr hat man die besten Schriften dieser Art, und

sie ist dieses philosophischen Ranges doch immer ungleich würdiger, als die französische, die jetzt neben ihr um den monarchischen Zepter der Literatur buhlet.

Aber diese lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Literatur gegeben, die dieser vielleicht nachtheilig ist. Ich führe einige Beyspiele an, und lasse einen jeden mehr suchen. — In der Schuloratorie und Schullogik bestand bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darinn, wie man einige rhetorische und logische Kunstgriffe, Werkzeuge und Spielwerke Lateinisch benennen sollte, und diese Terminologie verschlingt man oft so begierig, als jener Kranke, nach Hudibras Ausdruck, das Recept, statt der darauf geschriebenen Pillen. Dies bringt jene dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexicon von Namen zu lernen aufgiebt, und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweise mit Recht gesagt, wie Sokrates, da er durch einen Jahrmarkt voll Volk ging, zu seinem Begleiter: Freund! wie viel können wir entbehren?

Dazu kömmt zweitens dies, daß eine jede Schule gewisse Lieblingswörter sich gewählet, die sie als Spatziergänge gebraucht, um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man hat einige Grundfäden, „die zu allen Schriften dienen müssen, und in die „man nachher nur die veränderten Figuren hineinwürket.„ Hieraus entsteht eine gewisse Bequemlichkeit im Denken, man könnte freilich von allen

Seiten herumgehen, um den Gegenstand aus allerlei Gesichtspunkten zu betrachten; allein man sezt sich auf dies oder jenes Wort, als eine alte Ruhestätte, und sieht — was alle Menschen vor uns sahen und nach uns sehen werden. Oder man schichtet seine Materie nach gewissen alten Eintheilungen, die sich auf Schulen herunter erben, und ein Joch im Denken auflegen, weil der Zuhörer nicht vor sich über uns, sondern mit uns oder uns nach denken soll.

Daher entspringt der dritte Schade, der zu den bösen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heimlichen Orten gehört: nämlich ein Lawischer Aktien„handel in Worten, da man keine Idee, als nach „dem Werthe der Worte, hat.„ * Der Kunstrichter hält dies fast für nothwendig, und nennt es ** „äst„hetisch Gewäsch, wo immer Gedanke vom Aus„druck abgesondert behandelt wird.„ Er sieht aber doch dabei eine Schwierigkeit, die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir, sie kurz und gut darzustellen, und wenigstens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten: wie fern es nöthig und nüzlich; und wie fern es unnöthig und schädlich werde, daß der Gedanke am Ausdruck klebe — eine delicate Materie der philosophischen Sprachkunst! — Mein Spaziergang entfernt sich, aber endlich muß er doch in den Weg einschlagen, den ich verlasse.

* Lit. Br. Th. 17. p. 115. ** p. 114.

5.

Alles kömmt auf den Unterschied an; lernen wir die Sprache, oder erfinden wir sie uns selbst. Schriebe ich von dem letztern, wie ohngefähr bei den ersten Erfindern habe der Ausdruck am Gedanken kleben müssen: so würde ich einen andern Weg nehmen müssen, als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort wäre erst die ganze Zeichensprache des Menschen zu erschöpfen, die Beredsamkeit des Auges und des sprechenden Antlitzes: die unzählige Menge unartikulirter Töne bey einem thierischen Menschen, seine mimische Sprache, — eine Menge von Sprachmitteln, die an sich die kräftigsten, die ersten, und auf eine Zeit die einzigen müssen gewesen seyn — ehe der Mensch zur Sprache seine Zuflucht nahm.

Uns ist dieser ganze Wald ein böhmischer Wald: wir verstehen diese Zeichensprache nicht mehr, denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, sondern lehrt sie uns: man läßt nicht das Thier sich so lange entwickeln, bis es sich endlich dem Menschen von selbst nähert: sondern man erweckt eben Gedanken durch Worte: und diese ersten Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine aller unsrer Erkänntniß. Bei allen sinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungsideen verhält sich „der Ausdruck zum Gedanken, wie „die Haut zum Körper„ Man versuche es, die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles

wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkührlich wäre, alles dies wird meistens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer Jüdischen Republik die Gesetze, die zur äussern Bestimmung ihres Staats gehören, und andern willkührlich vorkommen müssen, drohender und schwerer, als die Gesetze des allgemeinen Naturrechts.

Da nun auf diesem Wege die menschliche Erkänntniß fortschreitet, mittelst Sachen zugleich Worte zu lernen, so möchten zweitens alle die Gegenstände des Lebens, die ich sinnlich klar unterscheide, ohne mir des unterscheidenden Merkmals deutlich bewußt zu seyn, noch den Gedanken mit dem Ausdruck paaren. Wer kann sich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenstände, mit denen er durch die Erziehung vertraut geworden ist, geläufiger und treffender ausdrücken, als der gemeine Mann von gutem gesunden Verstande? Aber nun versucht bei ihm den Gedanken vom Ausdruck zu sondern: ihr verstehet das Wort nicht, er soll euch seinen Begriff durch andre Worte erklären (ich meine nicht sinnliche Zeichen) so ist für ihn keine größere Mühe in der Welt; und für euch wirds ein lächerlicher Auftritt seyn, einen Worterklärenden Bauer zu sehen: seine Seele und seine Sprache sind zwo Schwestern, in Gesellschaft erzogen, zu einander gewöhnt, und unabtrennbarer, als

Julie und Clare für den philosophirenden St. Preux, wenn er mit der einen allein buhlen wollte.

Drittens, die feinere Sprache des Umganges macht zwar die Zunge freier, und bindet sie mehr vom Gedanken los (ich meine hier nicht moralisch, sondern psychologisch), daß sie sich zum Vernünfteln bildet. In dem großen Reichthume von Ausdrücken über „die Vorfallenheiten des Lebens, über Dinge, wobei abstrakte Untersuchungen wegfallen,„ wechseln wir mit Worten, wie mit Geldstücken: jedes soll seinen bestimmten Werth haben: aber ob es ihn hat, und ob der andre weiß, wie viel es haben soll; das ist eine ganz andre Frage. Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt, erzogen ist, wird über Dinge, die in ihrer Sphäre sind, mit einer Geläufigkeit, ungekünstelten Bestimmtheit, und naiven Schönheit sprechen, daß sie gefällt; kömmt aber ein Schulgelehrter, der ihre Worte wägen will, so wird sie schüchtern werden; will er philosophische Erklärungen und Bestimmungen; so wird sie stammeln — nochmals stammeln, und endlich dasselbe Wort wiederholen; will er jetzt aber grammatische Zierlichkeiten lehren, wie sie besser hätte sagen können, so wird sie sich loswinden, und ihn von weitem anhören:

als ob der graduirte Mann
mit einem Zauberfluche
sie zu beschwören suche.

Man erlaube mir hier ein Wort dazwischen von dieser sinnlichen Sprache. Der Weltweise darf nicht auf sie schimpfen, und mit hoher Miene einen Zaun zwischen der gemeinen, ästhetischen und gelehrten* Sprache machen: drei Wörter, die für mich immer unbegreiflich gewesen, wenn man sie neben einander stellet. Sie laufen in einander, ihre Zirkel durchschneiden sich, und sie haben ganz und gar nicht einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt: jede ihren Zweck, jede ihre ausschließenden Schönheiten und Fehler: die Sprache des gemeinen Lebens die ihrigen, die philosophische Sprache die ihrigen, die höchste Dichtersprache die ihrigen. Sich also einen Ton auf Kosten eines ganz unschuldigen Fremdlinges geben, der unter eine andere Obrigkeit gehöret, ist widerrechtlich: und ein gelehrtes Gehege ziehen, worinn blos eine gelehrte Sprache gilt, die nach lateinischen Ausdrücken deutsch gemodelt ist, wird oft lächerlich. Der Erfinder der Aesthetik, Baumgarten, vermuthete es vielleicht nicht, daß einige seiner Lieblingswörter und Eintheilungen bei seinen Nachfolgern Wortschranken werden sollten, wie z. E. seine Horizonte der Erkänntniß, Reichthum, Wahrheit, Größe, Licht, Gewißheit, Leben der Begriffe u. s. w.

Eine Anwendung des Gesagten kömmt hier vielleicht zu rechter Zeit. Wenn der ganze Schatz menschlicher Begriffe durch Worte gesammlet wird: wenn

* s. Meiers gelehrte Sprache. Litt. Br. Th. 17. p. 111.

in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens Gedanke am Ausdruck klebt: wenn selbst in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird — wie muß der Vortrag seyn, der sich in diese Sphäre passen soll? Unmöglich anders als in Worten, die dieser Mundart geläufig sind.

Alle Bücher, die in der Welt von Gegenständen, Verrichtungen und Vorfällen zu Hause gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können sich nicht in einer neuen Sprache brüsten, oder sie werden lächerlich, unverständlich und unnütz. — Wenn jene Fruchtbringende Gesellschaft der Katze und dem Schorsteine neue Namen geben wollte: so war sie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat sich über ihre Krankheit beinahe selbst krank gelacht. Aber wenn Halle über Künste und Handwerke eine neue Sprache redet: mit ästhetischen Umschreibungen und galanten Umschweifen uns eine wächserne Nase drehet: wenn er die Geschichte der Thiere nicht wie ein Lehrer der einfältigen Natur uns erzählet, sondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dies, bald das, als ein Schattenspiel an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an seinen Fingern sehen sollen: so ist das ein schöner Schriftsteller von Geschmack. — Ferner: wenn im gemeinen Leben eine Großtante nach der alten Welt höflich zu sprechen glaubt, wenn sie sagt: meine Füße mit Respekt zu sagen! oder die Straße ist salua venia unrein! so lachen wir über

die

die gute Frau. Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter für einem Barbarismus zittert; wenn er vor jedes zweideutige Wort, vt ita dicam etc. setzt: wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umschreibt, um nur zierlich thun zu können. — Möchten doch Schriftsteller dieser Art bedenken, worüber sie schrieben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge.

Zweitens: Ueberall wo ich zum gemeinen Mann rede: (ich meine hier jeden, der kein Büchergelehrter ist) muß ich in seiner Sprache reden, und ihn zu meiner Sprache nur allmählich gewöhnen: ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden, sondern auf seinen Grund und Boden treten, und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beispielen wähle ich die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann liest wenig, und noch weniger ist für ihn geschrieben. Dies Wochenblatt * soll für ihn geschrieben seyn? — Unmöglich! denn es ist voll Bücherwitz, voll gelehrter Gründlichkeit, in einer Sprache, die die Büchermotten verstehen mögen, aber

* Eine der schönsten neuern Wochenschriften, der Hypochondrist, hat mich wieder an den Einfall erinnert: wie eine Provinzialwochenschrift, die dies in hohem Verstande wäre, ein originales Werk seyn könnte, das blos mit den Sitten dieser Provinz unterginge, und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre.

nicht er, der statt Büchern unter Menschen wandelt, sie mögen seyn, von was Stande sie wollen. Der Mensch, der Mann, die Frau, der Gesellige, und wie der Leser weiter will, ist vor dem Pulte geschrieben, und hat nicht die Sprache in seiner Gewalt, die jeder Leser sich von der Zunge gerissen glaubt, in der er seine Worte und mit ihnen seine Ideen wiederfindet. Dies ist ein Wochenblatt zum Besten der Kinder? Sollen Kinder es lesen? Der Titel lügt, oder es ist ihnen mit allen seinen Abhandlungen, und Fabeln, und Gedichten eine Quaal! Sollen Eltern es lesen? Haben sie dazu Zeit? Ist dies ihnen zu wissen nöthig? Gibt es ihnen, worinn sie Rath wollen und brauchen, kurz und gut, Rath? Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein! Für Hofmeister mag das ein Buch seyn, die langweilig, wie die Verfasser, denken wollen! — Ich urtheile zu frei? wohl! so schenke man mir mehrere Beispiele, über die ich noch freier schreiben müßte; man höre, was ein Schriftsteller schreibt, den ich nicht genug lesen kann: *

„Es hat sich in der feinern Welt nach und nach „eine Sprache aus der Metaphysik und andern Wissen„schaften eingeführt; es haben sich Redensarten aus „andern Sprachen in die unsrige eingeschlichen, die „jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will, und „brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht ver-

* Abbt vom Verdienste, p. 349.

„steht, wenn er sie auch zu verstehen scheint. Er ist im„mer noch achtzig, hundert Jahre zurück; seine Bibel, „sein Katechismus, seine alten Bücher, sein täglicher „Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe „und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig sind. „Was davon abgehet, ist für ihn eine fremde Spra„che, die er weder Geschicke, noch Muße, noch Ge„duld hat, zu erlernen; — die ihm auch nicht nöthig „ist.„ — Nun gehe man nach diesem Gesichtspunkte die Wochenschriften, die Erbauungsbücher, die Predigten durch; alles soll für den gemeinen Mann seyn, und wenig ist für ihn. O eine Schrift, die das ist, was eine Erbauungs- eine Bildungsschrift für den größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Theil der Menschen, das Volk, seyn soll: — gebet mir, wenn ich Alexander wäre, einen goldnen Kasten her; ich weiß nichts bessers in demselben zu verwahren! — Doch nein! Ein Schriftsteller der Art wird mich mit dieser Ehre auslachen: er hat einen schönern Ort für sein Buch, den armen Kleiderschrank; und für die Lehren, die sein Buch enthält, das Herz des redlichen Lesers, der ihn theuer hält. Macht mich mit einer Schrift bekannt, die für den Menschen, den Bürger, für seine Denkart und für sein Herz, für seinen Stand und Bedürfniß geschrieben ist: die das saget, was er immer gedacht, und doch nicht gedacht, was er thun wollte und muß, und doch nie gethan,

worüber er Rath und Unterricht will, und wie er ihn will: die ihm in die Seele spricht, in der er sich finde, die ihm seine Worte von der Zunge, seine Einwendungen und Wünsche geraubt: die recht ein Buch für ihn ist! Wo ist ein Mann der Art:

Wo ist er? und der Kranz des Patrioten
soll sein ehrwürdig Haupt umziehn! —

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörsäle und Studierzimmer der Gelehrten, wenn es sich bilden will zu seiner Bestimmung, damit es seine Seele verschönere, und das Vergnügen des männlichen Geschlechts sey: damit es die Würde der Bürgerinnen, und Hausmütter, und Ehegatten, und Erzieherinnen erreiche: damit es alle die Talente ausbilde, die ihm die Natur gab, und die Pflichten fordern, das schöne Geschlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß also ein Lehrbuch zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch weniger nach gelehrtem Zuschnitt seyn: es muß statt eines Skeletts von Schulweisheit sich ihrem Verstande bequemen: und weil in der Welt der Damen immer die Worte gleichsam die Hüllen sind, in denen sie denken: so ist es das sicherste Zeichen, daß man für sie denken kann, wenn man mit ihnen zu sprechen weiß. Ob unsre Schulmethoden, unsre zerstückten Unterweisungen, unsre Kathedersprache,

unsre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich sage nicht: Unterricht!) passe? — können nichts als Versuche und Erfahrungen entscheiden. Lasset nun einen ehrlichen Schulrektor oder gelehrten akademischen Professor einen Lehrer in dem werden, was sie bilden soll und kann: gebet ihm die fähigsten Zöglinge: lasset eine Frauenzimmerakademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern bestünde, die selbst verständige, nicht aber gelehrte, und ja keine Daciers, seyn müssen; nun gebet Acht: sein gelehrter Vortrag ermüdet, er gibt auf zu lernen, Worte, die nie in ihre Sphäre gehören, Sachen, die sie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrsätze, die nicht für sie sind. — Haben wir daher eine Encyklopädie der Frauenzimmerwissenschaften? — die sich zu den bekanntesten Begriffen herabläßt, in denen sie erzogen worden, sie über Sachen unterrichtet, die rings um sie sind, die Empfindungen entwickelt, die in ihren Herzen schlafen, ihnen ihre ganze Bestimmung und Zwecke stufenweise entwickelt: von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und schönen Litteratur, von der Geschichte und den schönen Wissenschaften ihnen nur so viel vorhält, als nöthig ist, sie zur Schönheit des Geistes zu bilden, ihnen es in der Ordnung vorhält, die sie immer muntrer macht, und mit den Worten, die, ihren Lippen entwandt, den Weg wissen, in ihre Seele und an ihr Herz zu schleichen:

Haben wir im Deutschen ein solches Buch zur Bildung? Ich zweifle gar, daß eine Mannsperson es schreiben kann, und die französischen Philosophien in dieser Art sind als Bildungen für einen glänzenden Witz in der Gesellschaft, zum Zeitvertreibe für galante Toiletten, vortreflich: haben sie aber für den guten gesunden Verstand des Lebens geschrieben seyn sollen? Da nun die Franzosen in der Cultur des Frauenzimmers nach ihrem Ideal des gesellschaftlichen Tons uns weit voraus sind: — ihr Deutsche, wo haben wir sie denn? Ich würde mich ja schämen, einen Köster neben Fontenelle zu setzen!

6.

Jetzt bitte ich einige Dichter auf ein Wort beyseit. Wenn bei sinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten, und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdruck so sehr klebt: so wird für den, der meistens aus dieser Quelle schöpfen muß, für den, der gleichsam der Oberherr dieser Sphäre gewesen, (wenigstens in der alten sinnlichen Zeit der Welt) für ihn muß der Gedanke zum Ausdruck sich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut, die ihn umziehet, sondern wie die Seele zum Körper, den sie bewohnet: und so ists für den Dichter. Er soll Empfindungen ausdrücken: —

Empfindungen durch eine gemahlte Sprache in Büchern ist schwer, und eigentlich zu sprechen unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichensprache des Körpers — so spricht die Empfindung, und überläßt den todten Gedanken das Gebiet der todten Sprache. Und armer Dichter! und du sollst deine Empfindungen aufs Blatt mahlen, sie durch einen Kanal schwarzen Safts hinströmen, du sollst schreiben, daß man es fühlt, und doch dem wahren Ausdrucke der Empfindung entsagen; du sollst nicht dein Papier mit Thränen benetzen, daß die Tinte zerfließt, du sollst deine ganze lebendige Seele in todte Buchstaben schließen, und parliren, statt auszudrücken. — Hier sieht man, daß bei dieser Sprache der Empfindungen, wo ich nicht schreiben, sondern in die Seele reden muß, daß es der andre fühlt, daß hier der eigentliche Ausdruck unabtrennlich sey. Dichter! du sollst den natürlichen Ausdruck der Empfindung künstlich vorstellen, wie du einen Würfel auf der Oberfläche zeichnest; du sollst den ganzen Ton deiner Empfindung in dem Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken: ein Gemälde hinzeichnen, daß dies selbst zur Einbildung des andern ohne deine Beihülfe spreche, sie erfülle, und durch sie sich zum Herzen grabe: du sollst Einfalt und Reichthum, Stärke und Kolorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch sie zu bewürken,

was du durch die Sprache des Tons und der Geberden erreichen willst — wie sehr klebt hier alles am Ausdrucke: nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Theile, im Fortgange derselben und im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo noch die Seele der Dichter, die zu sprechen, und nicht zu plappern gewohnt war, nicht schrieb, sondern sprach, und auch schreibend lebendige Sprache tönete: in jenen Zeiten, wo die Seele des andern nicht las, sondern hörte, und auch selbst im Lesen, zu sehen und zu hören wußte, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen stand. Daher rühren jene Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln; die aber unsre süßen Herren verspotten und närrisch finden. Daher rührt alles Leben der Dichtkunst, was ausstarb, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde, da man ihn von dem, was er ausdrücken sollte, abtrennete: der ganze Verfall der Dichterei, daß man sie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunst brachte, und als eine Tochter der Künstelei ansah: der Fluch also, der auf dem Lesen der Alten ruhet, wenn wir blos Worte lernen, oder den Inhalt historisch durchwandern, oder ästhetische Regeln suchen, oder Beispiele ausklauben, kurz! wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten: nicht das schöpferische Ohr haben, das die Empfindung in seinem

Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes dichterische Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem sein Geist denket und spricht und handelt. „Daher rührt das ästhetische „Gewäsche, wo immer Gedanke, vom Ausdrucke „abgesondert, behandelt wird *:„ und der Unsegen, daß es uns schwer wird, wie die Alten zu denken, weil man das Denken ohne Ausdruck erhaschen wollte, und wie die Alten zu sprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgesondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nützlich, ja für nothwendig habe halten können, in Poesien Gedanken und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poetiken unverbunden zu lehren, und in Alten unverbunden zu zergliedern: desto fremder kömmt mir diese Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er sich hier wie ein Kleid zu seinem Körper? Das beste Kleid ist bey einem schönen Körper blos Hinderniß. — Verhält er sich, wie die Haut zum Körper? Auch noch nicht genug: die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe, seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget: wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mittheilen; ein Paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen, sich lieben und begleiten wie Shakespears

* Lit. Br. Th. 17. p. 114.

Freundinnen? Diese Bilder sind bedeutend, aber, wie mich dünkt, noch nicht vollständig. — Wohl! es fällt mir ein Platonisches Mährchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer schönen Seele sey, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne, und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert: ich setze diese schöne sokratische Bilder zusammen, und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zu einander verhalten, wie Platons Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Lesern, der bei den Werken der Alten in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt gewesen ist, sich bei meiner Erzählung dessen erinnert, was er hier in diesem Elysium für Gedanken gesehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide in einander geflossen sind: wie würde ich mich freuen, wenn einer von diesen mir Recht gäbe, und damit mich schadlos hielte, daß zehn schöne Geister, die sich in das schöne Kleid, und den Putz des Costume, in die schönen Fingerspitzen der Chineserschönheiten, in das blendende Teint französischer Wendungen, oder in das oft überladene Kolorit brittischer Bilder verliebt haben, mich für einen Träumer und Enthusiasten schelten werden.

Aus dem seligen Reich der Götter ward die Empfindung, wie bei Plato die Seele, heruntergesandt in den Schoos der irrdischen einfältigen Natur. In dem Schoos dieser gesunden, und starken und fruchtbaren Mutter sollte die Bewohnerinn des Himmels einen schönen und blühenden Körper sich zum Wohnhause bereiten: daher nahm sie das zarteste und feinste Geblüt ihrer Mutter zur sanften Hülle, und ward die Schöpferinn des Gebäudes rings um sich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blizstrahl von ungesunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches sie ohne Gefühl gewaltsamer Störungen ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug, als das Bild einer Freundinn der Götter und Gespielinn der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung: sie brachte die Frucht zur Reife: sie vollführte den Pallast ihrer Wohnung: ihr gelang das Bild ihrer selbst, das von ihr zeugen sollte. Kurz! der himmlische Gedanke formte sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, sie aber in den schönsten Jahren seiner Mutter: er ward in ihrem Schooße reif, ohne gewaltsame Gährungen, und mit einer stillen Größe vollendet. Er wand sich seiner Gebährerinn sanft vom Herzen, und bei seiner Geburt beglückten ihn die Grazien und Göttinnen lächelten ihn an.

Nun steht dieser Körper vor dir: willst du ihn als ein todtes Kunststück betrachten, blos seine Farbe

lieben, blos seinen Putz anbeten, seine Nägel an den Füßen bewundern, und umarmen eine kalte Bildsäule: willst du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden! — Elender, fühlloser Betrachter! siehe diesen Körper an als ein Sinnbild der Seele, die ihm blos so viel körperliche Reize gab, als erfordert wurden, um ihn deinen irrdischen Augen sichtbar und schön darzustellen. — Begnüge dich also nicht mit grammatischer Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte und des todten Rhythmus; denn wenn du da trockne Richtigkeit suchest, wo Schönheit dich erfüllen soll: so liesest du wie ein Meßkünstler und Handwerker, oder Taglöhner.

Aber siehest du den Ausdruck als ein Geschöpf, das sich die Empfindung geschaffen, als ein Sinnbild, in dem sich ihr Bildniß abdrucket, als einen Boten des Gedankens, und als den Pallast, den seine ganze Größe erfüllet: so wirst du mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte; mit denen Winkelmann siehet, wenn er bei dem Apoll, oder dem Herkules im Torso, oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen geräth; du wirst mit dem Auge sehen, mit welchem Mengs die Hand seiner Schüler leitet.

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, sondern

von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der ältesten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftstellers mir zu einem Ganzen bilde. Wenn hier die Stärke der Gedanken sich mit dem starken Ausdrucke paaret: so steht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriß des Körpers für mich blos ein Zeuge jenes Gedankens ist, der sich denselben formte: die äußere Gestalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der sich hier in seinem Werke spiegelt: die freie Stellung redet von dem Werkmeister, der dies Werkzeug so leicht zu brauchen wußte: die Macht, die nichts Leeres übrig läßt, ist eine Hülle des großen Bewohners: alles wird ein Gegenschein von seinem Urbilde, und eine Morgenröthe, die sich in Strahlen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanken zusammen betrachte: soll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; diesen allein? — eine Seele ohne Körper. — Und wohnt sie in einem wüsten, ungestalten Hause, wo sie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt, wo Sehnen wie Stricke, und Adern wie unreine Kanäle sich erheben, und sichtbar fortlaufen: wo ein dürftiges mißgebohrnes schmachtendes Werk uns Zittern, oder Eckel, oder Abscheu erwecket: so muß uns der Traum des Plato beifallen: in dieses Gefängniß ward der Gedanke gesandt, zur Strafe für die in der Oberwelt begangenen Verbrechen. — So wenig ist

in der wahren Dichtkunst Gedanke und Ausdruck von einander zu trennen: und es ist beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poesie, wenn sie gar zu leicht zu übersetzen ist.

7.

Ich thue noch einen Schritt: wenn in der Poesie der Gedanke und Ausdruck so vest an einander kleben, so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich Ansehen und Gewalt über die Worte, die grösseste Känntniß derselben, oder wenigstens eine Gewißheit habe, daß meine Freiheit noch nicht Gesetzlosigkeit werde — ohne Zweifel ist dies die Muttersprache. Sie druckte sich uns zuerst, und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worte in unsre Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammleten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird. In ihr muß er also mit der größten Leichtigkeit nachsinnen, und Ausdrücke finden: in ihr den Reichthum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nöthig ist: in ihr die Donnerkeulen und Blitzstrahlen finden, die er als Bote der Götter wirft; denn in sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzet, und unsre Seele und Ohr und Organe der Sprache sind mit ihr gebildet. — Wo werde ich mich also besser ausdrücken, als in der Muttersprache? Sie übertrift, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrigen, in den Augen dessen, der der

Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zögling ihrer Hände gewesen. —

Die Sprache, in der ich erzogen bin, ist meine Sprache: denn so wie, nach Montesquieu Anmerkung, alle unsre Begriffe von Schönheit sich auf den ersten mächtigen Eindruck beziehen, auf den die Seele nachher jedes Bild, das sie gewahr wird, schnell zurückführt, und daher oft den liebenswürdigen Eigensinn schön findet, der mit ihrem Urbilde des Eindrucks übereinstimmet — so ist auch die Muttersprache selbst mit ihren Idiotismen voll Eigensinn, und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe für uns ein Bild der Schönheit. So wie ein Kind alle Bilder und neue Begriffe mit dem vergleicht, was es schon wußte: so passet unser Geist insgeheim alle Mundarten der Muttersprache an: sie behält er auf der Zunge, um nachher desto tiefer in den Unterschied der Sprachen einzudringen: sie behält er im Auge, daß, wenn er dort Lücken und Wüsten, hier Reichthum und Ueberfluß in fremden Sprachen entdecket, er den Reichthum der seinigen liebgewinnen, und ihre Armuth, wo es seyn kann, mit fremden Schätzen bereichere: sie ist der Leitfaden, ohne den er sich im Labyrinth vieler fremden Sprachen verirrt: die Rinde, die ihn auf dem unermeßlichen Ocean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahret: sie bringt in die sonst verwirrende Mannichfaltigkeit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen,

lerne ich andre Sprachen, nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisirter Fremder: denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe blos durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen: ich sehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimath entziehe, und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleists Bienen nach,

. . . die in zerstreueten Heeren,
Die Luft durchsäuseln, und fallen auf Klee und blühende Stauden
Und dann heimkehren zur Zelle mit süßer Beute beladen
Und liefern uns Honig der Weisheit.

Ich setze zwei Schriftsteller zusammen, von denen der eine in seiner Sprache, der andere in einer fremden todten Sprache schreibt: wer von ihnen kann größer werden?

Wenn der, so in einer fremden Sprache schreibt, die Muttersprache verachtet, in der er erzogen ist, so muß er von ihr übel erzogen seyn, daß die ersten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn sonst sind die Spuren dieses frühen Gepräges der Seele unauslöschlich. — Wie viel verliert ein Schriftsteller hiebei, dessen

Geist nicht durch seine Sprache mächtig geformt ist! alle sein späteres Lernen bemahlt die Oberfläche der Denkart: er irret in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter.

Ein Originalschriftsteller im hohen Sinne der Alten ist, wenige Beispiele ausgenommen, beständig ein Nationalautor. Ein Mann, dessen Seele, von Gedanken schwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf, wie ein ästhetischer Regelnschmid einst an ihm sitzen wird, um Beispiele des Ausdrucks zu seinen Schulgesetzen auszuklauben: und es wird ihm also unmöglich, den Ausdruck abgesondert vom Gedanken zu behandeln, zu ordnen, zu wählen. Er bildet sich das Ganze des Gedankens in seinem Geiste, stellet jeden Theilbegriff schnell an seinen Platz, in sein gehöriges Licht, zu seinem eigenthümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaaße: das Bild schaffet sich in seinem Kopf und tritt, vollständig an Gliedmassen, und gesund an Farbe, mit glänzenden Waffen gerüstet, hervor, und wird Ausdruck. Dieser ist eine sichtbare Wohnung, in die sich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles an ihm belebte und zusammenfügte. Da steht er nun sichtbar und hörbar, wie ihn der Andre unsichtbar dachte: soll ich den Ausdruck ändern, so schwindet der Gedanke: habe ich den Gedanken gefasset, und will ihn sagen: da steht wieder das Wort! Der Schriftsteller dachte

Worte, und spricht Gedanken. Er wollte sich nicht um den Ausdruck allein bekümmern, ihr seine beurtheilenden Schulmeister: er hat nicht geschrieben, um euch ein Exempel-Magazin zu liefern: er gönnt euch die Freude, ihm hier unsichtbare Fehler des Stils abzulauern; er gönnet euch, ihr Groß- und Kleinmeister der Schreibart, die Ehre, an ihm berühmt zu werden, und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig zu verdammen, und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig loszusprechen; er gibt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrsamkeit die Macht, ihn hier der Dunkelheit, und wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anspielungen, und wo ihr sie versteht, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges, und wo ihr seinen Zweck erreicht, des Nahrhaften; kurz, aller gegeneinander laufenden Fehler des Ausdrucks und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen: er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck: mit diesem hadert! Jura negat sibi data--

Aber man siehet, daß, wenn dieser Schriftsteller nicht mißrathen will, so muß er in seiner Muttersprache schreiben; denn wenn der Gedanke den Ausdruck formen soll, muß der ganze Umfang der Sprache so unter mir seyn, als das Feld von Gedanken: sonst drücke ich mich entweder nicht aus, oder sündige unaufhörlich wider die Sprache. Ich will diesen großen

Gedanken in seiner ungeheuren Gestalt zeigen: schreibe ich in meiner Sprache, so stößt er sich selbst in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er vielleicht ein Barbarismus, bei dem die Ohren gellen. Dieser neue Gedanke drängt sich in meiner eignen Sprache in alle sein Licht, daß er gesehen werden muß; unter einem fremden Volke hat er nicht die Freiheit, oder paaret sich vielleicht mit einem derben Solöcismus. Dieser fruchtbare Gedanke will mit allen seinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele: meine Muttersprache steht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebote; aber in einer todten Sprache muß er betteln, trift vielleicht arme Hütten an, und wird bei reichen Pallästen zurückgewiesen oder herausgestoßen. Kurz! seiner Seele den Zügel und den Gedanken den Lauf lassen, ohne auf eine bekannte und sichere Mutter Erde sich verlassen zu können, macht mißrathene Schriftsteller, die in einer Gegend sich verirren, in die sie nicht zu Hause gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich sein Ausdruck.

Das ist doch gewiß, daß eine todte Sprache, die ich nach Regeln der Grammatik lerne, nothwendig äußerst einschränket, weil nach diesen Gesetzen der Gedanke sich richten muß, dagegen in lebendigen Sprachen schon eher das Gesetz sich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht: so scheint es rasend, reißt alles nieder, und schreckt Gelehrte und Ungelehrte,

furit, ac velut ursus,
obiectos caveæ valuit si frangere clathros,
Indoctum doctumque fugat —

Oder auf der andern Seite, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, so thut sie Gewalt an. Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftstellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftsteller unter uns; ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unsrigen, lasse unsre Sprache sterben, und wecke sie aus ihnen wieder auf? Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde, und uns doch Weisheit dünkt, wenn wir naturalisirte Römer sehen, die in der Lateinischen Sprache — schreiben; Gedichte schreiben und Horazische Oden schreiben: vielleicht die höchste, schwerste und künstlichste Art des Vortrages. Nun setze ich würklich ein Genie, von der Größe, als Horaz in seiner Sprache war: es hätte allen innern Reichthum, Fülle, Größe und Feuer der Gedanken in seinem Lande, nach seiner Cultur, nach der eigenthümlichen Wendung seines Geistes: dieser Horaz, von einem würdigen Gegenstande aufgefordert, von der Muse gesalbet, von edlem Feuer durchdrungen, greift nach der Leyer des Venusischen Dichters; er würde Horaz seyn, aber nun singt er in Horazens Sprache. Sogleich wird der Gedanke vom Ausdrucke gefesselt; das Bild soll

in seiner Schönheit erscheinen, und hat Flecken, die den Glanz beschimpfen: es soll reich an Nebenbegriffen seyn, und diese Nebenideen erniedrigen es: es soll groß erscheinen, und wird gezerret, es soll mit einemmal überraschen, und schlägt uns ins Antlitz: es wird mit Putz überladen, und erscheint klein. Gedanke und Ausdruck sind wie jene zusammengewachsene Misgeburt, die mit einem Haupte lachte, mit dem andern weinte, mit dem Rücken an einander stieß, sich fortzerrete, und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich! der Dichter muß seinem Boden getreu bleiben, der über den Ausdruck herrschen will: Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennet das Land! Hier kann er Blumen pflücken; denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben, und Gold suchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten: denn er ist Hausherr. Die wahre Laune drucket sich blos in der Muttersprache ab, und ich schäme mich nicht, die Schwäche meiner Seele zu gestehen, daß ich mir Lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache vollkommen fassen zu können: ich meine aber unter dem Wort vollkommen so viel, daß drei junge Herren, die vor mir stehen, und mir Französisch, Italiänisch und Englisch, und drei Schulmeister, die mir Lateinisch und Griechisch und Koptisch, mit großer Geläufigkeit vorsprächen, mich noch nicht widerlegten. Ich würde jedem Glück wünschen, daß er vielleicht in drei Sprachen nichts

sagen könne, als was andre vor ihnen, und vielleicht besser, gesagt, und jeder andre nach ihm sagen kann: würde sie aber verlassen, und den Dämon des unwissenden Sokrates citiren, um ihn zu fragen, ob jemand in mehr als einer Sprache ein gleich vollkommener Homer, in einer todten Sprache ein Pindar oder Horaz, und in einer andern als seiner Muttersprache, ein Shakespear seyn könne? — Alsdann würde ich niederfallen, wie Brutus, und die Erde umarmen, die meine Mutter ist, und ihre Sprache soll meine Muse seyn!

8.

Ich habe die Sache blos von einer Seite betrachtet: daß in fremden todten Sprachen der Gedanke verliere; aber, wenn es Schriftsteller gibt, die von dieser Höhe herunter steigen und blos durch den Ausdruck gewinnen wollen — blos durch den Ausdruck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennet! Doch ich will zuhören:

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an sich schöner ist? so denken blos die Schulmeister, die aus den Alten Phrases aufjagen, Lexicon und Grammatik plündern, und sich ein buntes Kleid zusammen sticken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu seyn. Aber wenn junge Zöglinge aus den Alten Phrases aufjagen, Lexicon und Grammatik plündern, und sich von lateinischen

Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zusammen flicken müssen: so wird aus dem lächerlichen ein Thränenwerther Anblick. Ohne Zweck ist die Lappländische Sprache so gut, wie die Römische.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter ist? — so denken blos die, so zweitausend Jahr zu spät gebohren sind, und auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und Properz ihre Centonen aufweisen zu können. Nun bin ich zwar kein blinder Wahrsager des jüngsten Gerichts, wie andre größere Leute; aber doch möchte ich nicht dabei seyn, wenn Horaz unsern Rollers, Klotzen und andern Schulpoeten ihre Exercitien corrigiren müßte zu Ehre der Deutschen Nation — Eben weil die Sprache so alt und verlebt ist: so wüßte ich nicht, ob die Römische Sprache nicht immer germanisirt, wenigstens in eine Deutsche Denkart eingekleidet werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Belesenheit zeigt? — Es kann seyn, aber je mehr Schriftsteller ich gelesen, je mehr ich aus ihnen Nahrung gezogen, desto unbestimmter muß meine Schreibart werden, und ihren Charakter verlieren! Wenn ich hier einen Kernausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort Blumen aus Horaz, Virgil und Juvenal breche und dazwischen knüpfe: so kann dies freilich ein Kranz werden, der mich als einen Kenner des Alterthums

bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer spräche, wenn er einen so ungleichen holprichten Stil erblickte, kann ich nicht sagen. Mir ists freilich, wenn ich einen alten Autor eine Zeitlang gelesen, und schnell einen neuern Homerischen Briefsteller erwischt, manchmal vorgekommen, als wenn ich einen Cento von Redarten läse: aber ich kann überhaupt über eine todte Sprache nicht so gewiß urtheilen, als andre. Wäre ich ein Lateinischer Dichter; mir würde jenes Virgilianische Mistrauen eindrücklich seyn: " Auch mich „nennen die Hirten einen Dichter; aber so leicht „glaube ich ihnen nicht: noch scheinen mir meine Ar„beiten nicht eines Varus oder Cinna würdig; „vielleicht klingt mein Gesang, wie unter Schwänen „das Schnattern der Gänse.„

Gewinnt der Ausdruck, daß ich doch Lateinisch einen Lateiner besser nachahmen kann, als Deutsch? Es scheint! aber was heißt besser nachahmen? Mit seinen eignen Worten; das heißt, grammatisch! Ausdrücke zusammen fädeln, ist alsdann blos Handwerk; und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines Schriftstellers einkerkern kann, ohne äußersten Zwang, so muß ich wieder fürchten, selbst in der Schreibart ungleich zu werden. — Aber nachahmen, um den Ton eines Alten zu lernen? Diese Nachahmung ist schon höher, und eine Arbeit des Geistes. Wenn man einen Autor mit dem Feuer lieset, mit dem er geschrieben

hat, so muß er uns so beseelen, daß wir eine Zeitlang gleichsam verzückt in seine Sphäre der Gedanken sind: sein Ton schallt noch in unsern Ohren; wir sehen mit seinen Augen, wir athmen in seiner Denkart wie in unsrem Elemente: die Saite der poetischen Empfindungen tönt in uns, erweckt von der seinigen, mit ihr zusammen: die Worte formen sich nach der Wendung seines Geistes: wir lesen usque ad scribendi sollicitudinem — und schreiben. Nun lebt noch seine Sprache in uns, sein Rhythmus tönt noch in unserm Ohre, die Reihe seiner Bilder steht noch vor unserm Auge: wir ahmen in seiner Sprache, in seinem Sylbenmaaße, in seiner Composition der Gemälde nach, und zeigen uns also als Virtuosen.

Ich setze dazu: sein Feuer facht unsern Geist an, wir schaffen in seine Bilder neue Züge und prägen seine Ideen um, wir bilden uns nach seiner Form neue Figuren, ein Ausdruck gelingt uns vor ihm; eine Wendung glänzt hervor; ein Gleichniß mahlen wir besser aus — wir werden mehr als Nachahmer, wir werden Nacheiferer. Unsere Nachbildungen werden für uns angenehme Denkmale, die uns an die süße Stunde der Begeisterung zurück erinnern, da die Muse eines alten Schriftstellers vor uns stand, und auf den Flügeln seiner Ideen uns in die Gefilde ihrer Lieblinge führte. Für das Publikum sind diese Stücke Pfänder von dem Werthe eines Mannes, der

sich so vorzüglich nach den Alten gebildet, der ihren Geist kennet, der den Geschmack der antiken Schönheit in sich gesogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann — sie sind also als Mittel zu gewissen Zwecken vortreffliche Dinge; aber als Zwecke? —

Als vollendete Werke des Zwecks reichen diese Stücke wohl an die Alten? Der Sprache nach? — Wollt ihr dies wissen, so

schifft euch in Charons Kahn,
steiget zu der Sternenbahn,

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten! — Reichen sie an die Alten, als Kunststücke? — Nicht so recht! Denn es ist immer schwer, sich mit einem zu messen, mit dem man nicht auf gleichem Boden stehet! Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge unbekannt sind; worauf Horaz vielleicht hiemit gezielet, auf wen er dort angespielet, was in seiner Zeit den Lesern hiebei beifallen mußte, was dort für verdeckte Züge hervorschimmern, was hier für viele reiche Nebenideen sich zusammengesellen — kurz, die ganze Seite, die sich auf einzelne Fälle gründet, auf seine Gelegenheit und Umstände beziehet, sie einem Römer vorzüglich schätzbar macht, diese ganze Seite ist für uns oft dunkel: und die beste Horazische Satyre läuft Gefahr, von ihrem Urbilde vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpassend zusammen zu setzen, und also als Kunststück betrach-

tet, weit hinter dem Originale zu stehen. — Jetzt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genies? Hier entfernen sich die Parallelstriche immer mehr. Mit einer todten Sprache ist uns alles ausgestorben, was der Dichtkunst Leben und Nerven gibt. — Die Lage von Vorfällen, über die jener schrieb, aus denen sein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinsten Umstände nutzte, durch welche es sich seinen Lesern so sehr empfahl, so unvergeßlich machte, so nahe in ihre Seele ging — ist ausgestorben. Was hilft es mir, daß meine Gelegenheit im Ganzen mit des Horaz Vorfall stimmet? Stimmet sie auch in Theilen, daß ich dies und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche, als mein Vorgänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten; und er sang in seiner Sprache, um ganz diesen Vorfall zu nutzen; ich singe über einen ganz veränderten Umstand, und muß mit meiner Sprache die kleinen Züge verlieren, die mein Gedicht bestimmt machen; ich singe aus Horaz, statt aus mir zu singen! Ich wollte gern einen Commentar über Horaz lesen, und mit ganzer Seele durchstudiren, wo er nicht als ein classischer Autor behandelt, sein Gedanke langweilig und ungefähr bestimmt, sein Ausdruck abgetrennt vom Gedanken zergliedert und verdolmetschet, wo er mit den Regeln neuerer Aristarche verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigensinnig genug sind, und nie seine Schön=

heiten erschöpfen oder sichtbar machen. Einen Commentar wollte ich wünschen, wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete, der über diesen Vorfall zu diesem Zwecke so schrieb, und schreiben mußte, wo er als ein Höfling erschiene, der voll feiner und galanter Scherze, Gedanken und Anspielungen ist, die gleichsam ihre Welt haben müssen, in der sie leben, aus der sie ihre Reize nehmen, ohne die sie todt sind. Das hieße Horaz erwecken, seine Gedichte in seine Person verwandeln, und mündlich von ihm lernen: das hieße, den Ausdruck aus dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären, und alle drei beleben! So lange das aber ein Projekt, bei allen Werken des Alterthums schwer, und bei einigen unmöglich bleibt: so lange man die Alten als todte Männer behandelt, die als Schulmeister schrieben, damit sie einst in den eisenharten Händen eines Schulmeisters classische Autoren würden: so kann man sie freilich ungestört und zum Lobe classisch nachahmen! Wie vieles stirbt außerdem mit einer Sprache? Zwischen diesen Wörtern ist ein Unterschied in der Würde; er ist verlohren; ich brauche eins fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernsthafteste Stelle lachen! — Zwischen diesen ist ein Unterschied in der Bedeutung; ich sage das schielend, was der Römer ganz sagte! — Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht bei-

fiel, oder das nicht in diesem Autor steht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. — Und dann? wo haben wir das Griechische oder Römische Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach grammatischen Regeln, oder halten ihn, welches noch ärger ist, für ganz und gar frei und willkührlich? — Und wo haben wir den lebendigen Wohllaut in unsrer Gewalt, die wir nach prosodischen Regeln schreiben, bald es für Kunst halten, ohne Elisionen, bald es für erlaubt halten, mit den härtesten Elisionen zu schreiben, nicht den hohen Wohlklang hören, in dem die Alten sangen, und ihn also auch nie so genau treffen können, nicht das Geheimniß des prosaischen und poetischen Perioden verstehen können, weil wir blos aus todten Buchstaben lernen, nicht die stolze Anordnung der Bilder verstehen, die Leben in die Sprache bringt. Würde sich nicht oft ein Römer quälen müssen, um unsern neuern Perioden zu lesen, unsern nachgeahmten Rhythmus schön zu finden, und unsre jüngere Bildercompositionen in seiner Sprache zu bewundern. Sollte ich zu eigen seyn, so weise man es mir; aber nicht durch entscheidende Aussprüche: sondern durch eine gründliche Untersuchung der schweren Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verlohren, und was bleibt? Was bleibt, um sie verstehen, beurtheilen und nachahmen zu können?

2.

So dörfte also der Ausdruck leiden müssen, und ihm opfert man doch bei dieser Art von Gedichten den Gedanken auf? — ihn sahe man als die Hauptschönheit an? — „man glaubte in dieser Sprache etwas so schön sagen zu können, als es in andern Sprachen nicht anginge:„ diesem Glauben zu gut glaubte man das zweite: „daß die Alten alle Schönheiten dieser Art erschöpfet hätten:„ diesem Glauben folgte noch ein schwererer: „daß alle diese erschöpften Schönheiten auf uns gekommen, daß sie in einigen Büchern vor uns liegen, daß wir aus diesen wenigen Büchern den ganzen Umfang einer todten Sprache in unsere Gewalt bekommen hätten!„ und diesem endlich der schwerste von allen: „daß es wohl anginge, wenn man ihren Ausdruck nur gefasset, auch ihren Geist, ihren ganzen Geist zu haben, und sollte uns von diesem auch etwas entgangen seyn: so halte uns jener für diesen Verlust schadlos!„ — Und nun entschloß man sich, des Ausdrucks wegen in der Sprache der Alten zu schreiben: natürlich wars, daß, da dieser der Hauptvortheil und der Hauptzweck war, daß man alles Unclassische vermied, um nicht von den Alten abzuweichen; also entsagte man seiner Eigenheit, man opferte alles auf, das uns den Namen Classisch streitig machen könnte; und ward ein classischer Nachahmer! — O das verwünschte Wort: Clas-

sisch! Es hat uns den Cicero zum classischen Schulredner, Horaz und Virgil zu classischen Schulpoeten, Cäsar zum Pedanten, und Livius zum Wortkrämer gemacht. Das Wort: Classisch! hat den Ausdruck vom Gedanken, und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit gesondert, und uns gewöhnet, nach Horaz Exercitien zu machen, und ihn in seiner Sprache übertreffen zu wollen. Dies Wort wars, das alle wahre Bildung nach den Alten, als nach lebenden Mustern, verdrängte, und den leidigen Ruhm aufbrachte, ein Kenner der Alten, ein Artist zu seyn, ohne daß man damit höhere Zwecke erreichen dörfte: dies Wort hat manches Genie unter einen Schutt von Worten vergraben, seinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht, und auf ihn die Last einer todten Sprache, wie einen Mühlstein gewälzet: es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen; da stehen sie nun auf fremdem Boden, und trauren mit halbverwelkter Blüthe und sinkenden Blättern, statt daß sie uns Bäume hätten seyn sollen, unter denen ihr Geschlecht wohnen könnte:

Πολλας δ' ιφθιμους ψυχας αϊδι προιαψεν
Ηρωων, αυτους δ' ελωρια τευχε κυνεσσιν
Οιωνοισι τε πασι.

Will ich die Sprachengelehrsamkeit verläumden? der lateinischen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdiensten absprechen? Gar nicht! Sie soll

unsre gelehrte Sprache bleiben, die ein Band der Nationen ist; — sie soll die Sprache der Forscher des Alterthums bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick seyn würde, einen griechischen oder lateinischen Autor mit deutschen Noten und einer deutschen Vorrede in die Büchersäle der Gelehrten zu senden: sie soll die akademische Sprache bleiben, weil sonst eine allgemeine Barbarei erfolgen würde, wenn wir uns auf andre verlassen, und es blos einem Triumvirat von Schriftstellern in einem ganzen Lande aufgeben, die lateinische Sprache zu erhalten: sie soll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt, und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden: kurz! sie soll das Werkzeug der Gelehrsamkeit bleiben, das seit so vielen Jahrhunderten diese Ehre gehabt, und mit dem so große Dinge ausgeführet worden sind.

Aber die eigentliche Sprache des Geschmacks, der Künste, der Schönheit muß sie nicht werden; nicht einer Nation die Originalschriftsteller in ihrer eignen Mundart rauben: nicht die Ehre sich anmaßen, auf dem Throne der Dichtkunst zu thronen, und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig schönen Schriftsteller, oder derer zu werden, die mit ihren Schriften bilden wollen. Diese sollen vom Sokrates lernen, Patrioten zu seyn, und Nebenabsichten dem Hauptzwecke auf-

zu-

zuopfern: denn dieser wußte es genau zu unterscheiden:

patriae quid debeat, —

Sie sollen aus verunglückten Beispielen sehen, daß, wenn man den Ausdruck unglücklicher Weise vor dem Gedanken behandelt; alsdann leicht jene todte Bildsäule des Styls daraus werde, die ohne Fehler und ohne wahrhaftig eigne Schönheiten, ohne Leben und ohne Charakter dasteht, für langweilige Leser eine Augenweide, die Bewunderung des regelmäßigen Dummen, allein der Kluge geht vorüber. Sie sollen aus Beispielen sehen, daß, wenn man sich begnügt, was zehn andre vor uns gesagt, auf eine so Gott will! schöne Art zu sagen, ein Alltagsgesicht daraus werde, — eine Alltagscomposition von hundert hübschen Stellen und Gedanken und Flickgen, die nicht helfen noch schaden, aber doch ins Auge fallen: — daß, wenn man sein vornehmstes Verdienst in den schönen Ausdruck einer fremden Sprache setzt, zuerst unsre Denkart, nachher selbst unsre Sprache, und wenn dieser Geschmack herrschend wird, endlich die Denkart und die Sprache der ganzen Nation zurückbleibe. Alsdann wird vielleicht einst ein unpartheiischer Nachkomme uns die Grabschrift setzen:

tu quoque, tu in ſummis, o dimidiate Menander
Poneris et merito: puri ſermonis amator.
Lenibus atque vtinam ſcriptis adjuncta foret vis

- - - vt aequato virtus polleret honore
cum Graecis: neque in hac despectus parte jaceres:
Vnum hoc maceror et doleo tibi deesse - -

10.

In der Sprache der sinnlichen Welt, überall, wo ich blos klar denken muß, ohne doch immer des Unterschiedes mir bewußt seyn zu dörfen; vorzüglich in der Dichtkunst, wo der sinnlich lebhafte Ausdruck alles ist: klebt also der Gedanke sehr am Worte — aber jezt treten wir auf ein Feld, wo sich alles verändert zeigt — die Weltweisheit: wiefern kann und muß in ihr Gedanke am Ausdruck haften. Fragmente liefern keine Abhandlungen, ich zeichne also Gesichtspunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen, sinnlich, wo man mit dem anschauenden Blicke zugleich den Namen verbindet: dieser Weg, zu Begriffen zu gelangen, ist offenbar nicht die Straße der Philosophie: sie verirrt sich unter qualitates occultas, wenn sie mit dem Verstande empfinden will, und das Empfundene mit einem von ihm unabtrennbaren Namen umgibt. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug erkläre: damit man nicht glaube, ich wollte die Weltweisheit dem Boden der Beobachtung entwenden. Ich sage nur: jeder Begriff, den ich glaube anschauend zu erkennen, da er doch blos eine Würkung der Abstraktion ist, ist

ein Scheinbegriff in der Philosophie: und wenn ich ihn mit einem Namen gatte: so ist dies ein leerer Name, den ich nicht entwickeln, und der andre also sich nicht erklären kann, auf gut Glück annimmt, und ein Wort spricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Theil der scholastischen Wortkrämerei kam daher, weil sie abstrakte Begriffe, wie anschauende Gedanken, sich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten, was sie schlossen, und sich unter unerklärliche allgemeine Namen versteckten. Wenn eine neuere Philosophie fortfährt, die Wahrheit wie eine Farbe anzusehen, und es zum obern Grundsatz des Denkens nimmt: was ich nicht anders, als wahr oder falsch denken kann, das ist wahr oder falsch — wenn man den Grundbegriff der ganzen Aesthetik, die Schönheit, in ein Ich weiß nicht was? des Geschmacks verwandelt: und die Grundlage der Moral in ein Gefühl, oder Gewissensempfindung, oder gar in einen angebohrnen Gehorsamstrieb setzet, um es zu bestimmen, was gut ist: — ich sage, wenn dieser Weg die philosophische Methode wird: so sind wir wieder in dem Labyrinth unerklärlicher Worte, wo der Gedanke am Ausdruck haftet, aus welchem uns Baco, Locke und Leibnitz haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen, wörtlich, wenn der Name genetisch und aus dem Wesen der Sache hergenommen ist. So sind aber blos Wort-

erklärungen, wo ich willkührlich zusammengesetzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleichsam darstelle. Dies ist noch nicht die eigentlich philosophische Methode, zu Begriffen zu gelangen: denn es sind wenige Namen in der Philosophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden sind, weil bei dieser Art der Verbindung zwischen Gedanke und Wort beide unter der Gewalt ihres Erfinders stehen müssen, der sie beide schuf und paarte. So sind nicht die Worte des gemeinen Lebens, denn die Erfinder der Sprache waren selten Philosophen; sondern meistens die eigentlichen Kunstwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts gelten; weil der Erfinder nichts anders im Sinne hatte, als mit ihnen, wie mit Werkzeugen, höhere Endzwecke zu erreichen. Ist also eine Weltweisheit mit solchen Kunstwörtern überladen, ohne daß man diese Kunstwörter anders gebrauchet, als zum Beschauen: so verwandelt sich mit einemmal das, was bei den Erfindern eine Rüstkammer zum Gebrauch gewesen war, in eine Galanteriebude, wo man eins nach dem andern besieht, auskramet, und höchstens hier und da etwas putzet. So ist die gemeine Art, Philosophie zu lehren, die eine abgezählte Menge philosophischer Worte hat, sie ihren Schülern vorzeigt, erklärt, und dieselbe höchstens mit einigen Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geist der Weltweisheit aber ist nicht, wie ich glaube, zu wissen,

was andre vor uns gedacht und gesagt: sondern es sich eigen zu machen, wie sie es gedacht und gesagt. Wer Philosophie versteht, erläutert und vorträgt, ist vielleicht noch kein Philosoph, und einen jungen Kopf blos auf diesem Wege fortführen, heißt noch nicht ihn denken, sondern andern nachdenken lehren. So viel halte ich von einer Methode, die da glaubt: Gedanke klebt am Ausdruck; und sich zum einzigen Zweck nimmt, Worte zu erklären, damit man Gedanken blos verstehe: das heißt, Weltweisheit lerne.

3. An grammatische Entzifferungen der Worte lohnt es hier kaum zu denken; denn sie sind gewiß nur am Rande der Philosophie. Nicht, wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten, und analytisch bestimmen läßt: sondern wie er gebraucht wird, ist die Frage. Ursprung und Gebrauch sind oft sehr verschieden, und die Untersuchung des erstern ist nichts, als ein Mittel, den leztern genauer zu erforschen.

Wie klebt nun in der Philosophie Gedanke am Wort? so wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken sinnlich klar erkenne, und an dieser klaren Erkänntniß genug habe? — Nein! denn ihr Geschäffte ist, sinnlich klar, aber verworren mit den Worten uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dies ist der erste Gesichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Worte technisch, damit, wenn ich Worte in ihrer Bedeutung lerne, ich zu

gleich die Gedankenlerne? Die Gedanken wohl, aber denken zu lernen, wird diese technische Verbindung blos zu einem Werkzeuge.

Klebt der Gedanke am Worte bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anschauen seiner Figur? Noch weniger! denn grammatische Auflösungen eines Worts sind selten der Art, daß sie die Begriffe uns eben damit vorbilden: weder wie sie entstanden sind, noch wie sie zusammen ein Ganzes bilden. — Nun wende ich an: -

---

II.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt: sie ist also ein Schatz von Begriffen, die sinnlich klar an den Worten kleben, und vom gemeinen Verstande nie getrennet werden. Nun kömmt die Weltweisheit, um die Beschaffenheit der Dinge zu erforschen; das ist, sie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn also eine philosophische Methode unsrer Erziehung und Bildung analogisch seyn soll: so nimmt sie die Gegenstände, die wir schon durch Hülfe der Worte sinnlich klar kennen, setzt die bekanntesten Ideen auseinander, die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand läugnen kann, steigt zu denen immer feinern, bis sie endlich zur Definition kömmt: jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Theilbegriff, und da wir vorher blos

unterschieden, so fern wir mit dem Wort einen klaren Begriff verbanden: so erkennen wir jetzt den Unterschied, weil wir uns der Merkmale bewußt sind, die beide Sachen unterschieden.

Die wahre und einzige Methode der Philosophie ist also die analytische: diese muß nothwendig die Begriffe des gesunden Verstandes zum Grunde legen, und von hier sich zu den Höhen der abstrahirenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philosophischen Begriffe sind dem Weltweisen gegeben; er kann sie also nicht in einem Verstande nehmen, wie er will, und willkührliche Worterklärungen von Raum, Zeit, Geist, Tugend u. s. w. voraussetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie sind ihm sinnlich klar gegeben, und jeder gute gesunde Verstand muß also durch die Philosophie gleichsam höher geleitet werden. Sie sind ihm aber verworren gegeben, er soll sie durch die Abstraktion deutlich darstellen, und zergliedert sie also, so weit er kann.

Man sieht bei dem ersten Anblick, daß alle Weltweisheit ertödtet werde, wenn man sich begnügt, den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ich ihn absondern, ihn in andre kleinere Bestimmungen auflösen, ihn immer in verständlichen, aber nach und nach in vernünftigern Worten zeigen, bis die Seele sich endlich gleichsam erinnert, was sie

mit dem Worte gedacht hat, und vorher nicht sagen konnte, was sie in Platons Reich der Geister sahe, und jetzt nochmals siehet, was in ihr schlummerte, und jetzt erwachet. — Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können: so ists eben der Zweck der Weltweisheit, die blos verständlichen Worte so lange umzusetzen, und zu wechseln, bis sie deutlich werden; der Unterschied dieser beiden Ausdrücke ist eben dadurch geschwächt, daß wir im gemeinen Leben verständlich und deutlich für einerlei halten, weil wir vom Letztern in ihm wenig wissen.

Die Weltweisheit also, die von eigensinnigen Bestimmungen anfängt, sich hernach sogleich hinter barbarische Kunstwörter versteckt, um ihren vorangesetzten Eigensinn zu beweisen, ist nicht meine Muse, denn sie verachtet den gemeinen Verstand, dessen Worte sie verwirft: sie hat sich aus der Sphäre des Lebens in die Atmosphäre der Katheder versetzt. Bildend ist sie nicht, und wenn sie auch wahr wäre, unnützlich. — Aber die Weltweisheit ist die Abgöttin meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leitet, sich zu seiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, ihn nach und nach mehr erhebet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erscheinet und verschwindet.

Daß diese Art zu philosophiren schwer sey, ist

offenbar, denn sie kann nicht mit Worten spielen, wie die Arithmetik mit Zeichen, wobei man die bezeichnete Sache vergessen kann. Sie soll den Begriff eben von seiner Hülle absondern, in der man ihn zu sehen gewohnt ist, und von Jugend auf zu sehen gewohnt war. Er sträubt sich, und wenn wir ihn mit Gewalt entkleiden, so entwischt er, und läßt uns das Kleid in der Hand; oder wir verunstalten ihn, haben ihm mit seinem Gewande zugleich seine Haut zerrissen: da steht er unkenntlich und verwundet in philosophisch-barbarischen Hüllen. In der That, die Mühe ist nicht so leicht, immer den Gedanken zum Augenmerk zu haben, ihn von den Worten zu entkleiden, in denen wir ihn kennen, aber nicht nackt erkennen: ihn in das Licht der Deutlichkeit zu zaubern, daß jeder spricht: das ist er! und genau sagen kann: warum ers ist?

Man sieht auch, daß dieser Weg zu philosophiren Schranken habe: denn es muß endlich unzergliederliche Begriffe geben, die von den einfachsten Worten nicht mehr zu trennen sind, und deren muß es vermuthlich mehr als einen geben. Eine Schule der Weltweisen glaubt, daß sich alles auf Gedanken, und selbst der Begriff des Seyns dahin zurückleiten lasse: dies sind ohnstreitig die Grundsteine unsrer Erkenntniß. Allein unter dem Begriffe des Seyns stehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum

und Zeit und Kraft: das ist, neben, nach und durch einander. Für mich wird es also schwer, es zu begreifen, daß, wo etwas ist, ein anders neben ihm sey? wenn etwas ist, ein anders nach ihm sey? wie etwas ist, das andre durch dasselbe sey? Ich sage begreifen: nicht aber mit Worten zu spielen, daß eins im andern enthalten sey, daß diese Begriffe verwandt sind u. s. w. — Eben so ists für mich einer der größten Knoten, den Begriff des Schönen und des Guten auf den Begriff des Gedankens zu reduciren, daß ich aus ihm begreifen könne, wie das Anschauen des Einen im Mannichfaltigen, das ist, der Begriff der Schönheit, Vergnügen, und die Erkänntniß der Vollkommenheit, Wollen würke. — Ich führe einige der wichtigsten Grundbegriffe an, die sich nicht weiter entwickeln lassen: "hier muß der „Gedanke am Ausdruck endlich kleben bleiben.„ Aber dies hier und dies endlich kann man nicht nach Belieben hinsetzen, wohin man will: sonst verfällt man in eine Philosophie der Faulen.

2. Ich habe jetzt die Materie der Philosophie erwogen, von der Form kann ich kürzer seyn. Will man jene Metaphysik nennen, so gibt es eine Grundwissenschaft der Physik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieser Wissenschaften von ihrer klaren Verständlichkeit bis zur einfachsten Deutlichkeit fortführt, und also ein Schatz deutli-

cher Begriffe ist. Die formelle Philosophie hat es zum Zweck, daß, indem wir nach und nach zu jenem Schatze gelangen, wir selbst denken, und da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es schon einleuchtender, daß ich dies auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meistern mit-, daß ich aber auf keine Art so leicht diesen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen blos nach- denke. Mit dem ersten rechtfertigen sich auf einmal die Kunstwörter der Philosophie gegen alle Spöttereien der Unwissenden: sie sind nöthig und nützlich, denn an ihnen klebt der Gedanke großer Philosophen, in deren Geist ich mich durch diese Worte setze, mit ihnen denke, schließe, beweise, eintheile, und also denken, schliessen, beweisen, eintheilen lerne. Aber Zwecke müssen sie nicht seyn, daß ich blos diese Worte verstehen und ausdrücken könne: wer dies zu seinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpres der Philosophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften, und berühmt im Vortrage seyn; aber im schärfsten Verstande so wenig ein Philosoph, als Warburton und Johnson Poeten sind, weil sie über Pope und Shakespear commentiren. Reiflich erwogen ist der Name eines wahren Weltweisen, eines Erfinders in der Philosophie so eine Seltenheit, als der Name eines wahren Dichters: nur daß freilich unsre Zeit geschickter ist, jenen, als

diesen, hervorzubringen. Selbst unter den Deutschen ist ihre Mutter, die Philosophie, so fremde geworden, daß man höchstens einige akademische Thyrsusträger sieht, die sich Bacchus zu seyn glauben. Sie lernen Worte und glauben: "mit „ihnen haben sie Gedanken.„

Genug! in der Weltweisheit Ausdruck **statt** Gedanken nehmen, ist verderblich; den Gedanken blos **im** Vehikulum des Ausdrucks verschlingen, ist unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln und deutlich machen: das ist Philosophie. — Nun sollte ich mein Fragment mit den wahren und gründlichen Bemerkungen unsers philosophischen D. krönen, ob wir ohne Worte denken können?* — von der Nothwendigkeit der symbolischen Känntniß** — von Leibnitzens allgemeiner philosophischer Schrift und Sprache***, und andre Materien, die ich in einer Abhandlung vorausschicken müßte, aber in Fragmenten von dieser Art blos citiren darf: denn vielleicht sind mehrere, die mit mir von diesem Weltweisen denken, was dort Antimachus zum Plato sagte, da dieser seinen ganzen Lehrsaal füllte: Plato ist mir statt vieler! Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citirten Stellen lesen.

* Lit. Br. Th. 9. p. 43.

** Th. 13. p. 21.

*** Th. 4. p. 234.

12.

Ich habe in einem Labyrinth von verschiedenen Aussichten umhergeschwärmt; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß die Lateinische Sprache einigen Eindruck in das Innere des wissenschaftlichen, insonderheit philosophischen, Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrsche.

Ob sich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um sie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß sagen lassen; so daß es nachher blos die Pflicht der Sprachweisen ist, die Sprache dazu zu schaffen, daß sie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich sage: so rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerfe bei Lehrbüchern nicht nur nicht die Lateinische Sprache: sondern wünsche ihr aus guten Ursachen, die Ehre wieder zu erobern, die Sprache wahrer Systeme, und das allgemeine Band der Gelehrsamkeit zu seyn. Seit dem man von ihr abgewichen: so sind jene neumodischen Lehrbücher erschienen, die ästhetische Kabriolen schneiden, wo sie mit vestem philosophischem Tritt einhergehen sollten. Ich gebe es also zu, daß, wenn ein blos dogmatisches Buch durch eine Lateinische Uebersetzung viel von seinem Innern verliert, so sey das Abgegangene gewiß

Schlacken, sie mögen so glänzen und locken, als sie wollen. Ich gebe es zu, daß jeder Lehrer seinen Lehrbegriff in aller Kürze und Strenge überschauen müsse, und wenn die Lateinische Sprache zu dieser Kürze und Strenge hilft und bildet, so müsse er sie ganz in sich gesogen haben. Ich gebe es zu, daß wir uns unsre Gelehrsamkeit weitläuftiger und schwerer machen, wenn jede Nation allgemeine dogmatische Wahrheiten in ihrer Muttersprache schreibt, und daß, wenn die Litteratur auf diesem Wege fortgeht, wir bald nicht blos Französisch, Englisch und Italienisch, sondern auch Schwedisch, Dänisch, Holländisch, Spanisch, Rußisch u. s. w. werden lernen müssen, wenn wir die Erfindungen werden wissen wollen, die dem ganzen Markte der Gelehrsamkeit zugehören. Ich sage also mit Geßner: An uti Germanica lingua conveniat in prælectionibus Academicis? Serum est interrogare. Quæramus potius, an non in aliquam partem honoris sui restitui possit Latina?

Hievon rede ich nicht, sondern frage: ob diese Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweise, über Eintheilungen und Unterschiede, ja gar über Methode und Denkart eine Zauberkraft habe? Wäre dies, so kann man in reinem Deutsch doch Lateinisch denken, seinen Vortrag doch nach dieser Sprache modeln, und also noch immer Gefahr laufen, Worte statt Sachen, Lehren statt Wahrheiten, Ka-

thederwissenschaft statt Weisheit, und Ausdruck statt Gedanken, auf gute Treu und Glauben zu verkaufen.

Unsere Wissenschaften wachsen sämtlich und besonders nicht auf unserm Grund und Boden: Jahrhunderte durch sind ihre Wurzeln in die Abgründe und Adern der Lateinischen Sprache verwachsen: wir müssen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr studiren, unsere Gelehrsamkeit weit und breit zusammenholen: und nun begeben wir uns zu schreiben — Es sey eine Sprache, welche es wolle, wir werden etwas von diesem Zwange in sie bringen. Wer kann es also einem gelehrten und sehr verdienten Gottesgelehrten, wenn man nicht selbst ein Schwätzer ist, denn so bitter verargen, wenn sein Vortrag, unter eine Last Lateinischer Literatur gekrümmt, sich mühsam fortziehet. Freilich wäre seine Geschichte der Glaubenslehren ein anderes Werk, wenn man sie in das natürliche Deutsch einer Winkelmannschen Geschichte der Kunst übersetzte: aber beklaget sie vielmehr, die Baumgartens, die Semler, die Heilmanns, daß sie nach der Lage der Gelehrsamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläuftigen Wanderungen anzunehmen. Man spottet so häufig über den akademischen Styl in Paragraph-langen Perioden: man hat Recht, ihn zu tadeln: aber die eisernen Ketten, unter denen er einherschleicht,

sind freilich oft geschraubte Mühsamkeit, oft aber offenbar aus dem Lateinischen übertragen.

Ferner: es sind in dem Anblick der Wissenschaften und der Weltweisheit vielleicht fremde Vorstellungsarten, und Gesichtspunkte, aus fernen **Völkern, Zeiten** und **Situationen**, die uns nicht mehr wundern, weil man uns gleich vom Anfange der Unterweisung in sie gleichsam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Literatur als Fremdling studiret, so fremde und buntschäckig vorkommen, als in dem altgalanten Stil die Lateinischen Wörter. Diese entfernten und veralteten Vorstellungsarten geben dem Ganzen des Vortrags die Miene des **Gelernten**: sie öffnen dem gelehrten **Psittacismus** die Thüre, der sich ihnen bequemt, und Worte nachplaudert. Sie sinds eben, die den Bücherphilosophen von der Weisheit des Lebens getrennt, da er sich doch auf sie **mächtig stützen**, und jederzeit von ihr ausgehen sollte, um nachher seine eigne Sphäre zeitig genug zu finden. Sie sinds, die den philosophischen Magisterton aufgebracht, der Ballast statt Gold führet, und von Weisheit strotzet, die nicht eine einladende Miene hat. Welch ein **Unterschied** zwischen einem **Moses** und **Kölbele**!

Ohne Zweifel ist auch selbst zu Lehrbüchern die Sprache des **gesunden Verstandes** die beste, die sich gelegentlich der wissenschaftlichen Vernunft mitzutheilen weiß. Es führen hierin aber andere das

Wort

Wort statt meiner schwachen Stimme, und man muß überhaupt dem Lobe beistimmen*: "wenn es „dem Reiche der Wissenschaften zuträglich gewesen, „einem mit willkührlichen Begriffen, Hypothesen „und Schlüssen offenbar zu weit getriebenen und zu„letzt nur in bloße Schalen einer kernlosen Methode „verwickelten philosophischen Geschmacke sich entgegen „zu setzen, so hat Göttingen Antheil an der Ehre „eines gebesserten oder geretteten Geschmacks."

* Pütters Geschichte der Akademie zu Göttingen.

II.

Vom neuern Gebrauche der Mythologie.

1.

Von hieraus gehe ich, wie ich glaube, den sichersten Weg einer Materie entgegen, die in einer der neuesten und feinsten critischen Schriften* unter uns von neuem rege gemacht ist: wie weit wir die Mythologie nachahmen können, und müssen? Kloß nehmlich, in seinen Epistolis Homericis, untersucht diese Frage im Vorbeigehen, und so wie dieser Verfasser überhaupt in seinen Parenthesen unterhaltender seyn möchte, als in den Sachen, die er zweckmäßig abhandelt: so gebe ich auch der exempelreichen Abhandlung, daß die Mythologie nicht in geistliche Gedichte der Christen zu mischen sey, meinen ungetheilten Beifall.

Aber wie fern uns die Mythologie im Ganzen, erlaubt, nützlich, ja nothwendig zu brauchen seyn möchte: hier scheint seine Calliope, die er vor dieser Betrachtung anruft**, ihn etwas zu weit verführt zu haben; oder er ist undankbar gegen seine Führerin, die ebenfalls zur Mythologie gehört, und ihren Schüler also verlassen mußte,

* Klotz. Epistol. Homer. Epist. 11.

** Epist. Hom. p. 124.

da er der Mythologie zu nahe trat. Wir wollen ihm nachschleichen, und ihn etwas zurück zu locken suchen.

"Warum, frägt er, ist Neptun ein Gott des „Meers, Pluto der Hölle u. s. w. man kann nichts „bei allen diesen Fabeln zur Ursache angeben, als „weil es den Griechen und Römern so gefiel*!„ Freilich, der Name ist willkührlich! und meinetwegen mag statt Jupiter, Neptun und Pluto, auch Perkunos, Pikollos und Potrimpos, oder Odin, Thor und Locke stehen, nur müssen diese Namen, so durchgängig bekannt, mit so hohen poetischen Begriffen gleichsam verknüpft, und unsrer Sprache so angemessen seyn, als die Griechischen und Römischen Namen der Götter. Alsdann ist uns nichts daran gelegen, ob sie von den Griechen oder Scandinaviern, den Römern oder alten Deutschen erfunden sind. Nur, ich wiederhole es nochmals, sie müssen so durchgängig bekannt, mit so vielen dichterischen Erzählungen ausgeschmückt, und an Tönen nicht rauh seyn. Der Dichter und Artist braucht, um seine vollkommen sinnliche Schönheit zu erreichen, oft solche personificirte Stücke der Natur: hier einen Wasser- dort unterirdischen Gott, wo der Begriff von Meer nicht paßlich, und die Idee vom Teufel nicht edel genug war. Hier hat der Verfasser die Ursache, warum

* Epist. Hom. p. 124.

ein Neptun und Pluto nöthig waren, blos als poetische Geschöpfe, nicht Namen.

Er fährt fort*: "die Mythologie beruht auf „nichts, als dem Irrthum und dem Aberglauben „der Alten!„ Gut! Religionsbegriffe, Bilder der Wahrheit muß sie also uns nicht geben, aber wir nützen sie auf einer andern Seite, der sinnlichen Schönheit wegen. Wenn ich mythologische Ideen und Bilder gebrauche, so fern gewisse moralische, oder allgemeine Wahrheiten durch sie sinnlich erkannt werden: so sind mir ja mythologische Personen erlaubt, die durchgängig unter einem bestimmten und dazu sehr poetischen Charakter bekannt sind, oder in der Fabel Aesops müßten die Thiere nicht mehr sprechen, und in keiner Fiktion müßte ich erdichtete Personen gebrauchen können — warum? weil sie der Wahrheit entgegen sind. — Der Wahrheit wegen brauche ich sie auch nicht; aber ihrer poetischen Bestandheit: und wenn es personificirte Dinge sind: der sinnlichen Anschauung wegen. Freilich, die die mythologischen Namen blos "als leere Schälle** gebrauchen,„ die können ihrer entrathen; sind das aber Dichter? Weiter: "es ist ein sehr mittelmäßiger „Kopf, der nichts selbst in Vorrath hat, sondern hundertmal wiederholte Bilder wiederholen muß***!„

* pag. 125.

** pag. 126.

*** pag. 127.

Nicht blos ein mittelmäßiger, sondern ein schlechter Kopf ist, der nichts im Vorrath hat, der blos wiederholt; aber wer hundertmal auf einerlei Art gebrauchte Bilder, auf eine neue Art braucht, wer hundertmal gebrauchte Personen zu Maschinen einer im Ganzen neuen Fiktion braucht, wer in hundertmal gesehene Körper einen neuen Geist hauchet, daß sie ihm zu großen Zwecken dienen, und in einer neuen Sphäre, ihrem Charakter gemäß, poetischschön handeln, der ist mehr als mittelmäßiger Kopf. Nicht darin besteht sein Verdienst, daß er sie brauchet, (weil er damit seine Känntniß zeiget) nicht darin, daß er die Schwürigkeiten ihres abgenutzten Alters zu überwinden wußte, denn warum ließ ers, wenn dies sein einziges Verdienst war, nicht gar bleiben? sondern weil er sie zu schönen poetischen Zwecken schön zu brauchen wußte.

Ich will ein Zeugniß anführen, dem der Verfasser vielleicht glauben wird: es erlaubt zwar allein den Künstlern die Mythologie: wenn sie der Dichter aber zu eben den Zwecken brauchen kann, und nöthig hat; warum sollen wir hart, oder eigensinnig seyn, und sie ihm denn versagen? Ich setze meines Zeugen eigene Worte her, damit der Leser nichts vom schönen Ausdruck verliere, oder ich untreu würde: artificum ratio hujus disputationis severitatem refugere videtur. Nam ut in sermone verba, sic in

pictura ſigna quædam ſunt, ab antiquis temporibus, atque ex mythologia profana repetita, quæ quaſi verborum ſermonisque vim nacta ſint. — Porro harum allegoricarum figurarum ope illud commodi nanciſcuntur artifices, ut in una tabula complures res exponere queant, quarum ſingulæ ſingulas tabulas poſtularent, ſi ab hac ratione recederent. — Præterea res, quæ in ſenſus non cadunt, hoc modo ante oculos ponuntur, et obmuteſcenti quaſi hiſtoriæ ſuccurrit allegoria: attentio igitur conſervatur, et dum omnia videmus, lætamur. — Wozu braucht ſie alſo der Künſtler? Zuerſt wegen ihres beſtimmten Charakters, da ſie bedeutungsvolle Worte ſind: ferner, durch den Reichthum von Ideen, der ſie begleitet; drittens, ſie mahlt abſtrakte Begriffe ſinnlich. Nun! und wenn ſie zu dem allen der Dichter brauchen kann, und muß: um ihrer allgemeinen Beſtandheit, um ihrer hohen poetiſchen Nebenbegriffe, um ihres Lichts der ſinnlichen Anſchauung willen: damit er allen verſtändlich, damit er poetiſch-edel, reich und ſchön, damit er für die anſchauende Phantaſie rede: wer ſoll ſie ihm verwehren? Unſer Verfaſſer nicht, denn er erlaubt ſie ja deswegen dem Künſtler; ich auch nicht, da ich für ſie rede; der Verfaſſer der Homeriſchen Briefe auch nicht, denn das angeführte Zeugniß iſt ſein eigenes*, aus

* ſ. Epiſt. Homer. 2. p. 129.

demselben Briefe, und in derselben Sache. Ich habe ihn durch sich selbst zurückgeführt: vorher hat er blos die Mythologie zu einseitig angesehen. Nicht wie Griechen und Römer sie brauchen †, (als Religions- und Historienwahrheiten,) nicht, wie sie die Reformatoren nach der Barbarei oft beibehielten ††, (als eine heilige Antike, aus einem Vorurtheile des Ansehens,) nicht, wie sie gehirnlose Köpfe brauchen *, (als einen leeren Schall,) nicht, wie sie elende Schwäzer brauchen **, (um neun und neunzigmal gebrauchte Gleichnisse, statt eines neuen, das Kopfbrechens macht, hinzustellen,) sondern mit einer neuen, schöpferischen, fruchtbaren und kunstvollen Hand — und zwar blos, wenn er sie nöthig hat, und zu den angezeigten großen Zwecken gebrauchen kann.

2.

Ganz nothwendig für einen jeden Dichter schlechthin, ist die Mythologie gar nicht. Ich sehe die Ursache, womit ein Kunstrichter *** Klotzens Meinung begegnet, für gar keine Ursache an: „der „Dichter überzeugt uns durch seine Mythologie, daß „er mehr als bloße Verse machen kann; er gibt ei„nen überzeugenden Beweis, daß er ein Gelehrter „ist, der sich in den Werken des Alterthums um-

† pag. 132.
†† pag. 125.
* pag. 126.
** pag. 127.
*** s. Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. pag. 203.

„gesehen hat, oder noch umsehen kann, welches unsre „Poeten als was ziemlich Ueberflüßiges anzusehen „anfangen.„ Der Recensent, dessen dies Urtheil ist, will uns damit vielleicht überzeugen, “ daß er mehr, „als bloße (d. i. nackte) Recensionen schreiben „kann; er will uns damit einen überzeugenden Beweis „geben, daß er ein Gelehrter ist, der sich in den „Werken des Alterthums umgesehen hat, oder NB. „noch umsehen kann, welches unsre Recensenten als „was ziemlich Ueberflüßiges anzusehen anfangen.„ Dessen hat er mich auch überzeugt, aber nichts mehr. Durch den Gebrauch der Mythologie lernt man nicht gleich mehr als bloße Verse machen: wer ein Compendium der Mythologie durchgelesen, ist noch kein Gelehrter, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen haben muß: ein Gelehrter ist noch kein Dichter, und ein Alterthumskenner kann sich eben, wenn er sich im Staube der Alten umsieht, das poetische Auge verderben: und dann, um sich in den Alten umsehen zu können, lieber Gott! dazu braucht man ja nicht mythologische Gedichte gemacht zu haben; so wenig als der Recensent mythologische Gedichte darf vertheidigt haben, um sich in den Werken der Alten umsehen zu können.

Aber noch eine Ursache von ihm *: „wenn die „Mythologie aus der pindarischen oder horazischen „Ode verwiesen werden sollte: so sehe ich gar nicht,

* s. Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. p. 204.

„wie sie den Namen einer pindarischen oder horazi=
„schen Ode verdienen könnte. Der Begriff von bei=
„der Art Oden involvirt die Mythologie, ohne selbige
„ist es nicht möglich, einen vollständigen Begriff da=
„von zu geben, oder wenn Sie das nicht zugestehen
„wollen, Herr Kloß: so müssen Sie 2c.„ O ja, lieber Herr Präceptor, auch ich will Ihnen alles zugestehen, wenn Sie mir etwas, was für mich sehr schwer fällt, den Begriff, den vollständigen Begriff einer pindarischen oder horazischen Ode geben, und sich herablassen, mir in ihm die Mythologie zu evolviren, die Sie involvirt haben. An meinem schwachen Verstande liegts vermuthlich, daß ich diesen Begriff noch nicht vollständig auseinander setzen kann, so genau ich ihn zu bemerken und mindestens zu empfinden gesucht; daß ich nicht so entscheidend behaupten kann, dies gehört zur pindarischen und horazischen Ode wesentlich, und dies zufällig; dies muß, und jenes darf nicht nachgeahmt werden, in einer fremden Sprache, bei einer ganz verschiednen Religion, auf einer ganz verschiednen Stuffe der Literatur, unter ganz andern Umständen und zu ganz andern Zwecken. Ich habe nach dieser schwachen Blödigkeit endlich geglaubt, daß der Charakter Pindars und Horazens am sichersten, nicht in dem, was, sondern wie sie es singen, ertappet werde, daß es nicht darauf ankomme, ob sie eben diese Materialien zu ihren Farben nähmen, sondern, daß hier die Ma=

nier zu mahlen in Betracht komme. Ich habe geglaubt, daß man, um ihren Geist zu erforschen, genau darauf Achtung geben müsse: wie sie die Umstände ihres Helden oder Vorfalls nützen, wie sie in der Anlage des Plans, in der Fortführung der Ideen, der Art, Gleichnisse zu mahlen, und sie zu stellen u. s. w. sich charakterisirten. Ich glaube, daß eine Nachbildung schon den Namen einer pindarischen oder horazischen Ode verdiene, (etwas, was ein Römer oder Grieche allein entscheiden müßte, der uns kennete,) die damit ich das Gleichniß von einem Gebäude gebrauche, die Materialien, die sie gebrauchen könnte, nach der Bauart, Form, den Theilen, und der äußern und innern Zierlichkeit einer griechischen oder römischen, aufrichtete: ich glaubte dies nicht allein, sondern ein andrer *, der schon seinen Mann besser kennet, sagt sogar: „seit dem Homer hat „man geglaubt, daß die Zusammensetzung der Haupt„züge eines bestimmten Subjekts nach den Regeln „der Uebereinstimmung, und nach der Beschaffen„heit des Zwecks, den man hat, den Plan eines „schönen Werks ausmachten, so wie die Grundrisse „der Zeichnung und die Stellung der Figuren gegen „einander den Plan eines Gemäldes darlegen.„ Alles dies glaubte ich, und wünschte also unsern Homers, Pindaren und Horazen mehr die Art, wie jene die Mythologie nutzten, anwandten und zum

* Lit. Br. Th. 19. p. 97.

Theil erfanden, um dieses Namens würdig zu seyn, als die Mythologie selbst; aber —

Nun höre ich so viel Aussprüche neuerer Kunstrichter, die mein ganzes Ohr fühlet, und meine Zunge kaum nachstammelt: z. E. * „Machen Sie mir doch „einmal ein Heldengedicht, ein Deutsches, aber nach kei„nem Griechischen oder Lateinischen Maaßstabe; oder „eine Ode; aber das versteht sich, weder nach Grie„chischen noch Lateinischen Mustern. Ich möchte „dergleichen wohl sehen!„ Hier lief mir ein Schauder über den Leib, und meine Hände sanken. Mir strichen zwar Fingal, und Regner Lodbrog und die Skaldrischen, und Bardengesänge, und die Psalmen Davids, und arabische Gedichte, durch die Seele, aber in der Angst schnell und verworren. Ich wagte nichts hervorzubringen, denn das gravitätische Kopfnicken des Präceptors, bei den Worten: „ich möchte das wohl sehen!„ schreckte mich. „Ei! dachte ich, diese Leute haben vielleicht die Punk„te, welche die Alten festgeheftet, vielleicht un„wissentlich aus einander gerissen, und dies ist als„dann ein neuer Geschmack, der nothwendig ver„kehrt seyn muß, — weil er von den Regeln des „weisen Alterthums abgeht**.„ Nun entfiel mir aller Muth zu hoffen, daß, da wir Helden haben, größer als die Helden Pindars, und Könige, grösser als die Mäcene des Horaz, wir weit leichter, und

* Lit. Br. Th. 21. p. 45. ** Ebendas. p. 44.

paßlicher Stoff zu Oden für Pindars und Horaze hätten, als für Homere und Virgile: mir entfiel der Muth, es zu versuchen, ob nicht eine pindarische neuere Ode sich so unter die Heldenthaten und Vorfahren eines Königes verirren könnte, wie der alte Thebaner in seine Mythologie, die national und verwandt mit seinen Helden war; ich gab alles auf, und entschloß mich zum sichersten, meinem Lehrer die Oden Pindars und Horazens selbst zu zeigen, ohne an Nachbildungen zu denken, und da war es freilich wahr: „wenn die Mythologie aus ihnen „verwiesen werden sollte, so sind sie freilich (p. princ. „contrad.) nicht mehr ohne Mythologie, was sie „mit Mythologie waren, pindarische und horazische „Oden. Q. E. D.„

Ich finde mich zum Verfasser der Homerischen Briefe zurück. Ich glaube erwiesen zu haben, daß der Gebrauch der Mythologie an sich nicht ganz verwerflich sey: nun bleibt die große Frage übrig: ist er denn so nützlich?

3.

Es ist eine leere Furcht, ohne alte Mythologie werde man schlechtere und frostigere Verse machen: Tantam rerum, quae hodie est, facies sententiarum novarum et imaginum copiam praebet, ut homini ingenioso nunquam deesse possint, quibus

exornet carmina *. Hier muß ich erst wissen, was fodert die Dichtkunst; und wie weit kann ich ohne Mythologie dies erreichen? Man denke nicht, daß ich aus der Erklärung der Poesie das Ideal im Allgemeinen bestimmen werde; ich sehe blos die Foderungen der Poesie an, so fern sie mit der Mythologie gränzen, oder nicht. So bald es in der Dichtkunst auf mehr ankömmt, als auf Versemachen, und fließend reimen: so kann sie entweder für den Verstand reden oder für die Einbildungskraft: für diese, um sie blos kalt zu vergnügen, oder zu rühren und gleichsam zu täuschen. Dies, glaube ich, ist die psychologische Eintheilung derselben.

Wenn die Dichtkunst für Vernunft redet: so ist das Ganze ihres Inhalts Wahrheit: was sie dazu thut, sind blos kleine Auszierungen, und Schnitzwerk: das Allgemeine ist ihrem Gebiete gleichsam entnommen. Da ich unsre geistlichen Gedichte gleich ausgeschlossen: so bleiben mir hier philosophische Lehrgedichte übrig; in diesen kann nie die Mythologie mehr als Schmuck und Erläuterung seyn, ohne zur Bildung des Ganzen was beitragen zu wollen. Allein, in dem angezeigten engen Gesichtspunkte, wer wollte sie ausschließen? Wird sie blos zu verdunkelnden Anspielungen angewandt, so ist sie verwerflich — aber zu Beispielen, zu Vergleichungen, zu einzelnen Bildern, da

* Epist. Homer. p. 136.

betrachte ich sie auf dem Rande der Geschichte, als eine Quelle von poetischen Exempeln, (würde ich historische Wahrheit immer verlangen, so könnte ich ja auch wenig aus der alten Geschichte, die immer halb Fabel ist, anführen,) prächtigen Farben, und redenden Bildern: und hier lasse ich sie mir nicht nehmen.

Wenn die Dichtkunst für den Verstand redet, durch die Fabel, von der Aesop der Urheber ist: so kann ja die Mythologie handelnde Subjekte liefern, die uns in einem einzelnen Fall, der als würklich vorgestellet wird, einen gewissen allgemeinen Satz anschauend erkennen lassen: und warum sollte sie nicht die Quelle mancher Fabeln seyn können? Wenn man einige Geschichten aus Bacons Weisheit der Alten von der gar zu vielen Kunst entkleidete, die er tiefsinnig in sie legte — wenn man sie aus der Dämmerung der Allegorie, in der sie bei ihm stehen, mit dem Licht einer Geschichte völlig bekleidete: so würden doch wohl einige so schöne Fabeln daraus, als Leßings 5te im 1sten Buche, seine 10te, 18te, 23ste, 28ste, im zweiten: und diese so schöne Fabeln will mir der Kunstrichter rauben, die unter den Lessingschen gewiß zu den besten gehören? wie viele werden wir aus Gellert, Gleim, Hagedorn, Lichtwehr verlieren? Hier sind ja die mythologischen Personen nicht leere Schälle, sondern handelnde Wesen; nicht bloße Namen, son-

dern Wesen von einem beständigen Charakter; nicht gedankenlose Wiederholungen, sondern ein künstlicher Gebrauch edler Personen, die mir einen allgemeinen Satz handelnd zeigen: kurz! alles was nur der strengste Kunstrichter der Fabel von ihr fodern kann.

Hier steht die artige Fiktion des Sannazars an ihrer Stelle, die K. angreift *: sie läßt einen allgemeinen Satz: Venedig übertrifft Rom, anschauend erkennen: und wäre Handlung in ihr, so gäbe ich ihr (nicht wie der Venetianische Rath Geldsäcke: denn dies war mehr für die Materie, als die Form,) sondern einen ungehinderten Platz unter Fabeln. Jetzt ist sie blos Epigramm, da ihr das Fortschreitende der Handlung fehlt: aber kann ich wie Trapp ausrufen: ubi hic acumen? quid salsum, quid facetum? ne umbra quidem ingenii! Das acumen und salsum und facetum liegt hier darin, daß der allgemeine Satz, der Venedig so schmeichelte, gleichsam in die Morgenröthe einer Fiktion eingekleidet, und anschauend dargestellet wird. — Kann ich wie Kloß ausrufen: in his versibus nil est, præter inanem verborum sonum, quibus nulla subiecta sententia! Auch nicht! denn eben dazu ist ja das Epigramm erfunden, um hinter bekannte, und poetischansehnliche Personen eine Sentenz unterzuschieben. Freilich wäre zu Horaz und Virgils Zeiten dies Epigramm passender gewesen, aber war-

* Epist. Homer. p. 130 - 132.

um? aus einer Nebenursache; weil Jupiter und Neptun damals Götter waren, denen man glaubte, und die man durchgängig kannte: das Epigramm hätte damals also Religions- und historische Wahrheit erhalten, und wäre feierlicher gewesen, weil jeder Leser viele hohe poetische Nebenbegriffe sich dachte. Jetzt wird freilich Neptun und Jupiter verlacht, so bald sie als Zeugen auftreten: man glaubt ihnen ihren Ausspruch eben so wenig als dem Sannazar selbst. Was thut aber dies hier? legt Sannazar dies den Göttern in den Mund, um seinem Satze durch ihren Ausspruch Gewicht der Glaubwürdigkeit zu geben, so ist er ein Narr! Bezahlte ihn Venedig so theuer, weil es glaubte, seine Größe würde in dem Munde der Götter unwidersprechlich: so zahlte es freilich so albern, als eine Mutter das Lob ihres Kindes in einer gelognen elenden Leichenpredigt. Aber betrachtet man das Epigramm an sich, so ists ja artig, und (insonderheit damals, da die Mythologie, als poetisches Baugerüste, bekannter, und mehr in Ruf war, als jetzt,) poetisch. Ists aber so viel Geld werth? Das weiß ich nicht! wer kann Liebhaberei, und Lobgedichte taxiren, als der Liebhaber, und der Gelobte selbst?

Ich trete eine kleine Stufe höher! Zu den Oden! Eine Ode, die wirklich Empfindungen singt, und in mir erregen will, muß sich in das Labyrinth der Mythologie gar nicht, oder nur selten verlieren.

In einem empfindungsvollen klopstockischen Gedicht, oder in Hallers Ode auf die Mariane würde es ohne Zweifel fremde und gesucht seyn, Bilder, die bei uns nicht so nahe an den Kammern des Herzens liegen, zu brauchen, um an das Herz des andern zu klopfen. Aber eine Ode, wenn ich sie als eine poetische Ausbildung eines lebhaften Gedanken ansehe, die die Einbildungskraft des andern bis zur sinnlichen Anschauung erregen, und bis zur Illusion beschäftigen soll: so erlaubt sie die Mythologie als eine Quelle sehr lebhafter Bilder anzusehen, aus der ich welche herausheben kann, um meinen Gedanken gleichsam in sie zu kleiden, daß er sinnlich anschauend erscheine, die Aufmerksamkeit bis zur Täuschung beschäftige, und durch die Illusion reitze. Man siehet, daß ich die Mythologie als Werkzeug, und nicht als Zweck empfehle, um pindarisch und horazisch zu seyn. Hat die horazische und pindarische Ode nicht höhere Zwecke, höhere Verdienste, und Vollkommenheiten, als Mythologie: so kann ja ein Feind der letztern sagen: wohlan! könnt ihr nicht horazisch und pindarisch singen, ohne Mythologie; so laßt auch jenes meinetwegen nach, lernt von diesen guten Alten in andern Stücken, oder gar nicht: und laßt den Vogel singen, nach dem deutschen Sprüchwort, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. —

Es ist bei der Ode auch ferner nur immer ein Ne-

benzweck, oder vielmehr blos ein Mittel zu Zwecken, woraus einige neuere Kunstrichter so viel machen, eine Anordnung und Stellung der Ode nach gewissen Mustern und Satzungen. Könnte ichs doch laut rufen, daß, so wie ein regelmäßiges aubignacsches Theaterstück ein elendes Werk seyn kann, dagegen ein Shakespearscher Lear oder Hamlet ohne alle Anlage den Zweck des Trauerspiels erreicht, dramatisch zu rühren; so sey es ganz und gar nicht die Hauptvollkommenheit einer Ode, so und so, nach diesen und jenen Mustern, mit der und jener Kunst angelegt zu seyn, daß sie die schöne Einheit, und die schöne Unordnung, die schöne Methode habe, und was dergleichen schöne Regeln mehr sind, die nichts gelten, wenn man, um sie zu beobachten, schöne, künstliche und frostige Oden macht. Könnte ichs doch laut genug rufen, daß, wer Horaz nachahmt, um ihm nachzuahmen, und ein schönes, regelmäßiges, künstliches und gelehrtes Gerippe seiner Oden darzustellen, noch kein Horaz sey, wenn er nicht den Zweck der Ode erreicht, uns den lebhaften Gedanken sinnlich darzustellen, daß jeder Zug der horazischen Mythologie, die es für ihn thun konnte, aber für uns nichts zu diesem Zweck beiträgt, der Ode zuwider, unnatürlich und Hinderniß sey; kurz, daß eine Ode, die blos durch Gelehrsamkeit, Kunst und Regelmäßigkeit schätzbar ist, keine Ode sey, weil sie ihren Zweck nicht erreicht,

wohl aber eine Sammlung künstlicher und schöner Verse heißen könne. Ich sehe es also nicht als einen Hauptgrund zur Vertheidigung an, wenn der vorige Recensent sagt: „wenn der Poet mythologischen Bil„dern einen Standort gibt, von dem sie, so zu re„den, die glückliche Aehnlichkeit, die darin liegt, „von selbst zeigen: so zeigt er sich von der Seite des „Artisten *.„ Am Artisten ist uns Gottlob! im Gedicht nichts gelegen, wenn er nicht durch seine Künsteley sich als wahrer Dichter zeigt.

Nun sollte ich mich auf das weite Feld des Drama und der Epopee wagen — unermäßlich und blos durch sich begränzt, liegt es vor mir: ich wage es also nicht, ein Gesetzgeber zu seyn, und zu sagen: „ein Heldengedicht, ein Drama ohne Griechischen und „Römischen Schnitt ist unmöglich.„ Da würde Shakespear und alle unsre ungebohrne Shakespears, die wir für unsre Bühne hoffen, da würde Oßian, und Klopstock, und alle Oßians und Klopstocks, die wir noch hoffen, wider mich schreyen. Ich wage es aber auch nicht, ihnen Mythologie zu verbieten, sie auch der Oper zu verbieten, und sie blos dem Epigramm ** zu erlauben; hier mag jedes Genie selbst sehen, was es zu machen, und der Kunstrichter weiß in diesen Fächern auch schon mehr, was er zu urtheilen habe.

* Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. p. 204.

** Epist. Homer. p. 132.

Herr Kloz scheint überall blos einen Gebrauch der Mythologie zu meynen, der in leeren Anspielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunsenen Vergleichungen, in Einkleidungen nach schiefem Geschmack, und in gelehrter Bilderkrämerei bestehet. Alsdann geben wir ihm völlig recht: so bald aber die Anspielung vielsagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung poetisch, täuschend und schöpferisch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beschäftigend ist: so ist die Mythologie nicht Zweck, sondern Mittel zu großen Absichten — wer sie uns untersagt, gebe uns andere.

Der Verfasser gibt uns einige; aber Schade, daß sie nicht völlig seyn können, was jene sind: er empfiehlt uns Allegorie*: man soll Tugenden und Laster, die Affekten der Seele u. s. w. z. E. Schaam, Fruchtbarkeit, Glück, Treue, Wahrheit, Neid, Wollust, Zorn, Uneinigkeit, Gerechtigkeit, Ueberfluß, Zeit u. s. w. in Leiber hüllen, und wie der Künstler, sie auch poetisch gebrauchen. — Wie Dichter und Künstler in dem Gebrauch derselben unterschieden sind, hat Leßing in seinem Laokoon ** im Vorbeigehen berühret: ob sie dem Dichter aber zu den großen Zwecken, zu denen er die Mythologie anwenden kann, dienen — dies möchte hier am un-

* Epist. Hom. p. 128.

** Leßings Laokoon p. 113. rc.

rechten Orte eine zu lange Parenthese einschalten. Es gehöret, so wie der andre Vorschlag, die neuern Entdeckungen, und die Merkwürdigkeiten der Natur in neuerfundnen Ländern, an die Stelle, da ich von dem neuen Wege rede, den wir einzuschlagen glauben, oder einschlagen können, um Originale zu seyn.

Ich will jetzt mit einigen freyen Gedanken von den Gränzen in dem Gebrauche der Mythologie beschliessen, die ich nicht als künstliches Gebäude zum Anschauen hinstelle, sondern als Materialien hinwerfe. Vorübergehender Leser! brauchst du etwas für dich, so stecke es bei dich, ohne daß ich dich namentlich rufe. Jetzt treffe ich mehr mit dem Verfasser der homerischen Briefe zusammen, und vielleicht erkläre ich seine Gedanken.

4.

Man muß die Mythologie blos als Werkzeug brauchen, nicht als Zweck, um sich von der Seite des Gelehrten, oder Artisten zu zeigen. Die erstern erinnern mich an die Worte in Vida Poetik:

- - - Sunt, qui, ut se plurima nosse
Ostentent, pateatque suarum opulentia rerum
Quidquid opum congesserunt, sine more, sine arte
Irrisi effundunt, et versibus omnia aceruant.

Die zweiten, die durch die Stellung der Mythologie sich als Artisten zeigen wollen, bringen mir den Ma-

ler des Horaz in den Sinn, der allen Fleiß auf Nägel und Zähen wandte:

Ponere totum nescius.

Sobald nun die Mythologie blos poetisches Werkzeug wird: so muß man nicht durchgängig in einer mythologischen Sprache reden, gleich als wenn unsre Denkart mit ihr umkreiset wäre: sonst verirret man sich in Anspielungen und Orakelsprüche aus den Alten.

Man muß die Mythologie von der Seite ansehen, auf die jedes gesunde Auge natürlich und zuerst fällt. Viele lesen die Alten, aber weiß Gott! wozu? denn was sie daraus behalten und anwenden, das bemerkt kein andrer ehrlicher Mann. Von diesem Alten führen sie so einen unbedeutenden Nebenzug aus seinem Gemälde an, daß, da sie ihn für den Leser unbestimmt lassen, sie auch die Ehre haben, ihre Anwendung allein zu verstehen. Die Anmerkung erstreckt sich auch auf die alte Geschichte, wo manche keine Kleinigkeit wollen umsonst gelesen haben. So sagt ein neuerer Schriftsteller: „ich erkannte Sie, ob ich gleich kein Marcell bin!„ Warum denn Marcell? Als ein rascher, dreuster, feuriger Held ist mir Marcell zwar bekannt, als der Erbauer des Tempels der Tugend und Ehre auch: aber was thut das hier? Endlich fand ich, Marcell habe einmal nicht aus Rom ausreisen wollen, weil

er auf Zeichen gehalten! nun verstand ichs, aber das hatte ich aus meinem Plutarch längst vergessen.

Man muß die Mythologie nicht außer ihrem Zweck brauchen: dahin gehört, wenn man ihr einigen Religionswerth beizulegen scheint. Man legt etwas in den Mund eines Gottes, damit es Gewicht der Glaubwürdigkeit und Wahrheit bekomme: oder man thut Wünsche an diesen oder jenen Gott, von ganzem einfältigem Herzen. Dies ist lächerlich, es sey denn, daß diese Wesen personificirte Dinge der Welt, oder allegorische Personen sind; als solche müssen sie aber offenbar auftreten: sonst rückt man sie aus der dichterischen Sphäre in das Gebiet der strengen Wahrheit, und da sind sie nicht zu Hause.

Man vermeide bei der Mythologie alles, was gleichsam leblose Schönheit ist: wohin die topographischen Beschreibungen gehören, die unsern Dichtern oft am unrechten Orte so heilig sind, wenn sie von Mäandrischen Krümmungen, von Skamander, und der Tiber, vom Helikon und Pindus, dem Castalischen Brunnen und der Hippokrene, dem Dädalischen Labyrinthe u. s. w. blos gelehrt, und wie sie meinen, poetisch reden, ohne einen geistigen Sinn diesen anderthalb Schuh langen Worten zu geben.

Man vermeide allen Uebelstand, und hüte sich vor Maschinen, denen die Veränderung der Zeit und Denkart gleichsam Flecken und verkleinernde Nebenbegriffe angehänget. Wenn man Helden unsrer Zeit, die

mehr durch den Geist, als Körper Helden sind, immer und immer mit jenen Giganten und Herkuls vergleicht, alsdann Beschreibungen ans den Alten häuft, und für ekle Ohren nicht genug die Nebenbegriffe des alten Pöbelhaften entfernt: so kann man sich freilich mit der Ode des Horaz an seinen Drusus schützen; aber wenn man sich blos schützt, erobert man nicht.

Wenn man mythologische Geschichte erzählt, blos weil sie die Alten erzählt: so fehlt wieder der Zweck des Neuen: ich nehme diesen aber nicht blos im Gesichtspunkt der Moral, sondern der Poesie; sonst würde ich alles einschränken. Soll etwas nicht Uebersetzung seyn: so muß es für uns einen Zweck haben, und wo möglich im Ganzen. Man möchte dies letzte an Wielands komischen Erzählungen vermissen, allein, die Art der Erzählung gibt ihm in allen Theilen Zweck und Neuheit genug. Wenn im Ganzen nicht genug Hauptzweck und Hauptton herrschen dörfte: so sind die komischen Nebenzüge unterhaltend.

Man hüte sich vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder spricht; denn entweder kann man dieser entrathen, als eines überflüßigen Putzes; oder, wenn man sie zu poetischen Zwecken braucht, so wird leicht spielende und gezwungne Allegorie daraus. Hingegen bediene man sich ihrer in Handlung, dann wird sie nie erscheinen, als wenn sie unentbehrlich ist,

und wo sie erscheint, wird sie als poetische Fiktion gleichsam in dem Gewande der Fabel sich zeigen. In diesem Gewande muß sie reizen und illudiren, und alsdann ist sie eine Vertraute Apolls und der Musen. Dieser letzte Rath verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit meiner Leser.

5.

Jetzt will ich mich einigen praktischen Betrachtungen überlassen, wie wir die Mythologie zur Bildung unsrer Erfindungskraft nutzen können, um uns den Alten mehr an Geist, als durch Nachahmen, zu nähern.

Was war die Mythologie bei den Alten? Theils Geschichte, theils Allegorie, theils Religion, theils blos poetisches Gerüste! Wie sind sie zu ihr gekommen? wie haben sie sie verschönert? genutzt? verändert? Und können wir in alle diesem was von ihnen lernen?

Was für eine Griechische Einbildungskraft gehörte dazu, um starke Bauerknechte zu Herkuls, zu Helden, zu Halbgöttern zu erheben, sie in allen den Reichthum der poetischen Würde zu kleiden; die Fahrt der Argonauten, die Belagerung von Troja, die Himmelsstürmerei, und alle jene Fabeln, die in der Geschichte ihren Ursprung haben, so schöpferisch in poetische Leiber zu hüllen, und ihnen dichterischen Geist einzuhauchen. Was ist Skamander

und Olymp, und alle die heiligen Oerter und Geschichten, die der Stoff zu ihrer Mythologie ursprünglich gewesen? Ich besehe sie in den Reisebeschreibungen, ich ziehe in der alten Geschichte ihren poetischen Schmuck aus, was sind sie? — Himmel! das habe ich alles in meinem Lande, in meiner Geschichte, rings um mich liegt der Stoff zu diesem poetischen Gebäude; aber eins fehlt: poetischer Geist. Bewundern müssen wir euch, ihr Alten, und die Augen niederschlagen: ihr erhobt Kleinigkeiten aus dem Staube zu einer glänzenden Höhe; wir lassen die ganze Schöpfung um uns, öde und wüste trauren, um euch nur zu plündern, und das Geplünderte elend anzuwenden.

Wenn Horaz sich einen Augustus unsrer Zeit wählte: würde er wohl unter den Trümmern alter mythologischer Geschichten sich verirren, oder ists wahrscheinlicher, er würde auf das Lob und glänzende Beispiel seiner Vorfahren, auf Individualfälle seiner Regierung, auf einzelne Umstände seiner Reiche und Länder sich ausbreiten: er würde insonderheit die Umstände und Seiten der Materie nützen, über die er singt, daß sein Gesang individual für seine Person, national für sein Land, patriotisch für seinen Helden, casual für den Vorfall, sekular für sein Zeitalter, und idiotisch für seine Sprache wäre.

Wenn der Griechische Pindar seinen Helden auch nur von seiner Vaterstadt lobet: wie weiß

er jede merkwürdige Begebenheit dieser Stadt, von ihrer Stiftung an, zu nützen: er zeichnet das Charakteristische derselben, ihre Vorzüge vor andern, die Vorfahren aus der Familie seines Helden; wo es das ehrwürdige Alter und die Würde der Person erlaubt, kleidet er diesen und jenen Vorfahren und Stammvater in die Strahlen Olymps, schlingt die genealogische Kette bis an den Thron eines Gottes, oder macht einen Ort gleichsam dadurch heilig, daß hier vormals Götter gewandelt: so wird seine Ode voll Mythologie, aber warum? Um sich als Gelehrter, als Artist zu zeigen, um eine mythologische Ode gemacht zu haben? — Ganz und gar nicht! seine Mythologie ist Geschichte des Vaterlandes, Geschichte der Vaterstadt, Familien- und Ahnenstolz seines Helden, Ursprung des Vorfalls, den er besingt. Und was wird also sein Gesang? Ein heiliges national- sekular- und patronymisches Lied, das werth war, in dem Tempel des Gottes, und in den Archiven der Stadt, die er sang, mit goldenen Buchstaben geschrieben, aufbewahret zu werden; ein Familienstück für ein Geschlecht, und mehr als eine Bildsäule für den Helden, wie der edle Stolz des Pindars selbst wußte.

Haben wir zu unsrer Zeit solche Dichter, die das für den Vorfall, die Person, das Zeitalter, für welches sie singen, sind und seyn werden? Ein Anderer

antworte für mich; aber — was ist die Pindarische Ode auf den Tod des Kaisers Franz, gegen eine Pindarische auf einen Jüngling, der blos gut laufen konnte? Nichts!

Zweitens: ein großer Theil der Mythologie ist Allegorie! personificirte Natur, oder eingekleidete Weisheit! Hier belausche man die Griechen, wie ihre dichterische Einbildung zu schaffen, wie ihre sinnliche Denkart abstrakte Wahrheit in Bilder zu hüllen wußte, wie ihr starrendes Auge Bäume als Menschen erblickte, Begebenheiten zu Wundern hob, und Philosophie auf die Erde führte, um sie in Handlung zu zeigen. Und, da wir eine neue Welt von Entdeckungen um uns haben, ihr Dichter unter uns, so kostet von jenem mächtigen Honig der Alten, damit ihr eure Augen wacker macht, um auch so viel Spuren der wandelnden Muse zu erblicken — Lernet von ihnen die Kunst, euch in eurer ganz verschiednen Sphäre eben so einen Schatz von Bildern verdienen zu können. Statt, daß ihr, nach jenem ekelhaften Gemälde, das, was Homer gespieen hat, euch belieben lasset: so stärket euer Haupt, um aus dem Ocean von Erfindungen und Besonderheiten, der euch umfließt, zu trinken; ich meine, statt, daß ihr aus den Alten Allegorien klaubet, oft wo sie gewiß daran nicht gedacht; so lernet von ihnen die Kunst zu allegorisiren, vom philosophischen Homer, und vom dichterischen Plato.

Kurz! als poetische Hevristik wollen wir die Mythologie der Alten studiren, um selbst Erfinder zu werden. Eine Götter- und Heldengeschichte in diesem Gesichtspunkte durcharbeitet, — einige der vornehmsten alten Schriftsteller auf diese Weise zergliedert, — das muß poetische Genies bilden, oder nichts in der Welt. Aber wie groß muß der Mann seyn, der uns diesen Gradum ad Parnassum, dieses Cornu copiæ, diese hylen inventionum poeticarum, diese aurifodinam mythologicam, (oder wie die hochtrabenden Titel einiger Spanischen Bettler mehr heißen) lieferte.

Da diese Erfindungskunst aber zwei Kräfte voraussetzt, die selten beysammen sind, und oft gegen einander würken: den Reduktions- und den Fiktionsgeist: die Zergliederung des Philosophen und die Zusammensetzung des Dichters: so sind hier viele Schwierigkeiten, uns gleichsam eine ganz neue Mythologie zu schaffen. — Aber aus der Bilderwelt der Alten gleichsam eine neue zu finden wissen, das ist leichter; das erhebt über Nachahmer, und zeichnet den Dichter. Man wendet die alten Bilder und Geschichten auf nähere Vorfälle an: legt in sie einen neuen poetischen Sinn, verändert sie hier und da, um einen neuen Zweck zu erreichen; verbindet und trennet, führt fort und lenket seitwärts, geht zurück, oder stehet stille, um alles blos als Hausgeräth zu seiner Nothdurft, Bequemlichkeit und Aus-

zierung nach seiner Absicht, und der Mode seiner Zeit, als Hausherr und Besitzer zu brauchen.

6.

Was? höre ich hier einen Kunstrichter entgegen rufen: "daraus werden mythologische Unwahrheiten: z.E. „nun darf Sisyphus schlafen, Tantalus „trinken u. s. w. Diese Fabeln haben in der My„thologie einmal ihren gewissen Standpunkt, und „ihn umdrehen wollen, heißt das System der My„thologie niederreißen. Sie werden an keinem ein„zigen Orte im Pindar eine solche Inversion finden; „er läßt, wie alle Poeten, diese Dinge so stehen, „wie sie das Fabelsystem diktirt hat*." Hier wollte ich zwar einfallen: "Das möchten auch mythologi„sche Unwahrheiten seyn. Sobald Sie die Alten in „Ihrem Scholiasteneifer nicht ganz vergessen wollen, „so werden Sie wissen, daß die Alten nie ein Fa„belsystem gekannt, das sie, wie Luthers Cate„chismus, hergebetet. Sie werden wissen, daß so „viele mythologische Widersprüche, Ungereimtheiten „und Possen blos daher entstanden, weil die Göt„terlehre nie ganz gewesen. Sie werden wissen, „daß es eine neue und alte Mythologie gegeben, „daß jeder Poet es für erlaubt gehalten, Zusätze und „Veränderungen zu machen, und die folgenden Zeit„alter endlich alles verunstaltet. Oder wenn Sie

* Lit. Br. Th. 21. p. 73. 74.

„mehr als dies wissen und behaupten: daß Pindar, „so wie alle Poeten, alles hat stehen lassen, „wie es ihm diktirt ist; haben Sie es etwa ihm und „allen Poeten diktirt? Wie viele, viele Inversionen hat Pindar gegen die Alten! und seine „erste Ode spricht gewiß vom Tantalus mit Delikatesse, Sorgfalt und Wahl, die er auch in einem „Fabelsystem, wie es zu seiner Zeit ausgesehen, nöthig hatte.„ Dies wollte ich sagen, und dachte dem traurigen Gedanken nach: "wie mißlich es sey, sich „auf sein Gedächtniß zu verlassen —„ wie mißlich, einem Kunstrichter zu trauen, der bei jeder Gelegenheit tadeln will, und in vielen Perioden Nonsens sagt (es dürfte dies viele nicht eben eine ungeheure Hyperbel seyn).

Aber ich dachte, hätte dieser Mann Recht; wer bist du, daß du es wagst, "die Punkte zu verrücken, „die die Alten festgeheftet, und einen neuen Geschmack „einzuführen, der nothwendig verkehrt seyn muß, „weil er von den Regeln des Alterthums abgeht?„ * "Wie? wenn du alsdann einst im Reiche der Todten „vor dem δικαςηριον ** der Alten erscheinen sollst, „und du sollst mit dem armen Trescho auf den Richtplatz: du magst Prediger oder Amtsschreiber, oder „Holzinspektor oder Küster, oder Schulmeister gewesen seyn: dann wird man die erschreckliche Angst

* Lit. Br. Th. 21. p. 44.

** Lit. Br. Th. 22. p. 4. 5.

„auf deinem Gesichte abgemalt finden, die dich in„nerlich peinigt, und dir alle die Unordnung vorhält, „die du unbedachtsam in das Fabelsystem eingeführet. „Jetzt bist du noch ein vermeßner und sorgenloser „Knabe, dem der morgende Tag keinen Kummer er„weckt: aber einst vor der σκυταλη des Gerichts! „zittre! da wirst du nicht wieder durchkommen. Lu„cian, (der, wenn er das Glück gehabt, eine lange „Zeit später gebohren zu werden, gewiß die Ehre „hätte haben sollen, ein Mitarbeiter der Literatur„briefe* zu werden, weil er schon an seinen Vor„schriften ein würdiges Probstück geliefert, das fast „verdient, ein Berliner Literaturbrief zu seyn, und „es auch wurde,) dieser Lucian, und Longin, und „der Kunstrichter werden den Minos, Aeacus und „Rhadamanth vorstellen. Nun ruft der Dritte** von „ihnen: Nur heran, Missethäter! = = = Guten Tag! „Warum hast du nicht den vierzehnten Abschnitt aus „meinem Herrn Collegen Longin herausgeschnitten, „und auf das Pult, wo du ordinär deine Muse

sitzen

* Lit. Br. Th. 20. p. 6.

** Ich muß mich hier zur niedrigen Satyre wider Willen herablassen, um mit ihren eignen Worten etwas von der übelanstehenden Lebhaftigkeit zu zeigen, mit der einige von den letzten Recensionen der Literaturbriefe sich wegwerfen. Vielleicht wäre es zur Ehre des Werks gewesen, wenn nach dem siebenzehnten Theile der vier und zwanzigste gefolgt, oder einige Briefe (z. E. 288. 91. 92. 95. 216. u. a.) weggeblieben, oder diese Theile durchgängig nahrhafter gemacht wären.

„sitzen hattest, angenagelt, um jederzeit die großen „Muster des Alterthums vor dir zu haben? Warum die alte Mythologie verrückt? Wohlan! höre „deinen Namen Griechisch von der σκυταλη lesen: „. . ρδ . . προτερος εξιθι! denn du hast einen verkehrten Geschmack einführen wollen.„

Dies jüngste Gericht ging mir lange durch die Seele: ich entschloß mich in der Angst, nicht blos den vierzehnten Abschnitt aus dem *Longin*, sondern die ganze Mythologie, damit kein Punkt in ihr verrückt werde, fest anzuschlagen, an das Pult, wo gewöhnlich meine Muse sitzt, oder noch sicherer, diese, und wenn es sich thun läßt, alle neun Musen des Alterthums anzuschlagen. — Allein, wie es mit allen Angstentschlüssen geht! sie sind schwer und verfliegen! Ich besann mich, daß alsdann alle *alte* und *neue Dichter* und Kunstrichter müßten in die Acht erklärt werden; daß sich denn auch *Lucian*, der große Verehrer der Mythologie, meiner wohl annehmen würde — ja endlich fällt mir ein: daß der böse *Leßing* eine ähnliche Kühnheit begangen, und einen *hevristischen* Gebrauch der Fabel vorgeschlagen! —* Und nun schreibe ich getrost fort von meinem *hevristischen Gebrauche der Mythologie*.

* Leßings Fabeln, 5te Abhandlung.

7.

Kann man einen neuen Vorfall durch eine Fiktion aus der alten Mythologie erklären! — der schönste Gebrauch, "wenn man seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung zu machen weiß." Jene allerliebste Leßingsche Fabel: Zevs und das Pferd*, die vor unsern Augen das Kameel schaffet: jene**, die den Eseln zum Trost die harte Haut anzieht: jene †, die es uns aus dem Rathe der Götter erklärt, warum das Schaaf unbewaffnet ist, woher den Ziegen der Bart entstanden †† u. s. w. sind kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichsam ein Zeuge und Bote der Götter, und Erklärer der Natur ist. So erzählt uns Gerstenberg den Ursprung des Kusses, der Sirene, und des Bärtchens, welches leztere aber die Literaturbriefe glücklich von dem Munde der Schönen weggeküsset haben. So sind Ovids Verwandlungen in diesem Betrachte voll poetischen Erfindungsgeistes. Kurz! aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit, poetisch wahrscheinlich und poetisch schön zu erklären — dieses ist, wie ich glaube, der am meisten dichterische Gebrauch der Fabellehre, und der Quell zu den schönsten und reizendsten Fiktionen.

Diesem kömmt ein zweiter Gebrauch nahe: aus der neuern Zeit und ihren Sitten der alten Mytho-

* 1. B. Fab. 5.

** 2. B. Fab. 10.

† 2. B. Fab. 18.

†† 2. B. Fab. 24.

logie einen neuen Zug so glücklich andichten zu können, daß das Neue ehrwürdig und das Alte verjüngt wird. So weiß Rammler seinen alten Hymen durch das Brautband zu verjüngen und in unsre Zeiten zu pflanzen.

Hiemit ist eine dritte Freiheit verwandt, in die alten Fabeln einen gewissen geistigern Sinn zu legen, ohne den sie uns minder gefallen. Da unsre höhere Stufe der Cultur so viel am Denken gewinnt, als sie an dem sinnlichen Erkennen verlieren möchte: so suche man einen neuern Geist in die Fabeln zu hauchen, daß Götter und Helden nicht als starke, wilde Männer ihrer Zeit gemäß handeln, sondern einen Zweck durchschimmern lassen, der sich für uns passet. Baco betrachtet die Mythologie als eine politische Bildergallerie, weil sein Auge politisch zu sehen gewohnt war: andere haben sie als ein chymisch und alchymistisch Laboratorium durchträumet: andere sie mit historischem Auge angesehen: andere die Naturlehre der Alten in ihr studirt — der philosophische Dichter hauche in sie einen neuen poetischen Sinn, daß sie reizen. Hier wäre am besten, zu zeigen, wie ungestalt alles wird, wenn man die Fabeln der Alten vorzeigt in ihren Fellen, die die rauhe Seite nach oben tragen, statt sie einzukehren; aber da käme es wieder auf das verwünschte Anführen schlechter Exempel an, und das ist beschwerlich.

Endlich einen neuern Vorfall auf einen alten zurück zu führen, in denselben ihn zu kleiden, daß er von ihm Würde, Reichthum, Anstand und Reiz borge: dies ist das glückliche Kunststück unsers Rammlers, in allen seinen Gedichten. — Sein meister Gebrauch der Mythologie ist hier Beispiel, obwohl mir noch der kleine Zweifel übrig bleibt, ob seine Oden, ohne diese Mythologie, nicht noch schöner seyn würden. Ein dichterischer Kopf, wie er, der in Tempeln und Pallästen ausgehölte Rücken der Vorgebürge, und in den Statuen der Künstler die Steine Deukalions sieht, wie sie sich beleben — ein solcher Dichter könnte, nach meinem vorigen Traume, der Erste seyn, der sich eine politische Mythologie schüfe, wie einige neuere Dichter sich eine theologische zu schaffen angefangen. So lange aber, als Niemand dieses wagt, so ists das Leichtere und Sichere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die schon ein gefundnes Baugerüste der Dichtkunst ist, und bei einer ungezwungnen und fessellosen Nachbildung noch freilich viel Dichtergeist und poetisches Verdienst zuläßt.

* * *

Ich betrachte jetzt einige Lateinische Nachbildungen und Nachahmungen: tritt näher heran, Leser, der du dir nicht die Augen geblendet, um eine

Römische Brille zu gebrauchen: tritt an die Brustbilder unsrer Römer, um sie zu bewundern, zu studiren, und als Vorbilder zu betrachten. Und wenn du in diesem Vorgemach voll Bilder der Vorfahren wandelst: so belebe dich, wenn du einige abgeschlagene Köpfe der Deinen siehest, der Geist des jungen Cato, da er wider Sulla für sein Vaterland ergrimmte. Ihr Schulmeister aber, die ihr, wie der Pädagog des Cato, vor solchem heillosen Anschlage, vom römischen Joche frei zu seyn, zittert, entfernet euch:

- - - sacer est locus: extra
meiite. - - - Pers.

III.
Von einigen Nachbildungen der Römer.

1.
Von der Horazischen Ode.

Welche Altäre sind dem Horaz gebauet: und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genossen: sollten wir wohl auf diese Altäre die Brustbilder einiger Deutschen Dichter setzen dürfen? — Auf der andern Seite, wie viel Deutsche Horaze gibt es nicht, die diesen Namen bei einem Publikum, das oft nicht Rom ist, gepachtet haben, und ihn vor sich her ausschreien lassen? — Ein Ding in vierzeilichten Strophen, voll Strohfeuers oder todten Feuers, voll verworrener Construktionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermischt mit hinkenden Reimen heißt eine — Horazische Ode. Pindar kennt man zum Glück nicht: sonst würde man noch ärgere Misgeburten hervorbringen, die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Antistrophe und Epode, aus neun Rachen Unsinn bellen und sich nennen — Pindarische Oden. —

Rammler, Klopstock, Uz und Lange, vier Genies von so verschiedenen Talenten, sollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Rammler

in seiner Kunst, das Ganze einer Horazischen Ode zu bauen: Klopstock im fortgehenden Strome seiner Empfindung: Uz, im Tone der philosophischen Ode: Lange, in der Zusammensetzung Horazischer Gemälde — Habe ich die Rollen recht vertheilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leser? — Ich werde die Stimmen sammlen.

Von Rammler haben wir eine längst erwartete Ausgabe seiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber stark an innerem Gewichte sind. Wir wollen seine Muse beschleichen, um ihr ihre Kunstgriffe abzulernen, und vielleicht sind dies die vornehmsten: Erstlich: Sie zaubert Sujets unsrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um sie eingekleidet in die Morgenröthe einer antiquen Allegorie, uns entgegenzuführen. Besonders weiß sie einen Horazischen Odenplan so geschickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß sich seine Wendungen, Bilder, und Ausdrücke, genau auf denselben anpassen. Und dann ist auch der feine Wohlklang und die genaue Versifikation der äußere Schmuck, der Rammler zu einem Deutschen Horaz macht.

Fiktionen machen das schönste Ganze der Ode, und der reinste Quell zu diesen Fiktionen ist unstreitig das Alterthum. Das Alterthum ist voll von poetischen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer diese mit einer Meisterhand zu brauchen weiß, macht seinen Gegenstand dadurch neu, ehrwürdig und

sinnlich, und wie hoch steht eine Ode, die dies thun kann. Daher haben die grösten Genies aus diesem Quell der Musen, der Allegorie, wenn ich dies Wort im weitesten Verstande nehme, getrunken: die kleinen Geister schaudern vor diesem Trank, weil Kenntniß und Geschmack des Alterthums, ja fast ein dramatisches Genie dazu gehört. „Die höchste „poetische Kunst, sagt vielleicht eben dieser Dichter*, „ist, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben.„

Seine Nymphe Persanteis und Sprea verdient den Zuruf:

tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolemäus und Berenice, ein edles hymenäisches Gespräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgesang des Catulls: Vesper adest, juvenes! folgt, hat die Naivetät durchaus, die im horazischen Gespräch: Donec gratus eram tibi — herrscht: ja vielleicht läßt sie sich hin und wieder zu einer kleinen Nachläßigkeit herunter, wie vielleicht, wenn Berenice von ihrer Locke sagt:

— Die funfzehn oder sechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

Die Ode an die Göttin Concordia** ist des Altars im Janustempel würdig: nur dörfte die Göttinn Ate vielleicht zu altgriechisch, oder altrö-

* Crit. Nachr. aus dem Reich der Gelehrs. St. 1.

** Lit. Br. Th. 23. p. 92.

misch seyn, da sie freilich gegen die wilden Anfälle auch selbst in Friedenszeiten sich mit Drat und Beil waffnen mußte; wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Alte von der Erde ablöse, nicht vor sich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert sich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene herkulischen Zeiten, da die Götter dieser Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es schön fand; in die poetischen Zeiten, da weder Tapferkeit noch Verfolgung in dem Gesichtspunkt des Moralischen vom Dichter durften angesehen werden. — Die Ode an Hymen* ist werth, daß Hymen,

wenn ihn noch ein festlich Lied
herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger selbst erscheine,

— zwei Ring' an einer Hand
und um die Schläfe Myrten
und um den Arm ein goldnes Band,
ihm eine Braut zu gürten.

Sein Lied an Fabius ist ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durchgeführt werden können**: denn eben durch sein Zaudern

* Lit. Br. Th. 23. p. 90.

** Ich glaube, dies ists, was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt; nicht aber die Odenwendung (s. Lit. Br. Th. 8. p. 388.) Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muse haben, die

sich wirrt, doch nie verirret —

Ich finde auch, nach dem, was ich vom Fabius weiß, nichts zu beißendes in dieser Ode.

ward Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dies Zaudern allein, das blos der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Varro, zur späten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesetzt hätte: denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urtheil, Wien von Ihm.
Den Zauderer rechtfertigt Annibal
Und Daunen Friederich.

Man denke aber nicht, daß Rammler blos in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sey: sein allegorischer Genius verläßt ihn nie, und oft sind in Theilen der Ode die Erdichtungen so schön, daß sie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen Granatapfel, in Berlin gewachsen, hat hierinnen viele vorzügliche Beispiele, und weil ich in einer seltengewordnen Wochenschrift * Erläuterungen finde, die nicht blos die Ode erklären, sondern uns auf die feinsten Schönheiten aufmerksam, und mit den Ideen der poetischen Kunst vertraut machen, nach welchen der Dichter arbeitete: so mache ich meinen Lesern und mir ein Vergnügen, wenn ich sie hersetze:

* Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Berlin bei Haude und Sp. 1750. St. 6.

O die du dich zur Königinn der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind 1), an welchem Sonnenlichte
Zerspaltest du die Purpurrothe Brust,
Die Proserpinen 2) ihre Körner
Im Tartarus zu kosten trieb,
Und machte, daß sie ferner
In Plutons Armen blieb.

Der Erdball ändert sich 3): das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein:
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit gesunknen Aehren
Die blonde Ceres 4) gehn:

1) Sie wächst im heißen Orient und verirrt sich nach Norden.

2) Proserpine ward vom Pluto entführt. Ceres bekam die Erlaubniß, ihre Tochter wieder zu holen, wofern sie noch nichts in der Hölle genossen hätte. Sie ward verrathen, daß sie einige Granatkörner gekostet habe, und ihre Mutter kehrte einsam wieder zurück.

3) Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres wie zu den Zeiten des Tiberius, oder durch Erdbeben und Verschüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der sonst so sandigen Mark verglichen. Auf die botanischen Gärten wird durch das Wort: alle Blumen gezielet: mit gesunknen Aehren bringt uns die neuesten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

4) Pomona ist die Göttin der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getraides.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren,
Der Gott Sylvan 5) und zieht ein Labyrinth 6)
Selbstirrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umsonst den Künsten offen sind.
Die Künste nehmen Dädals Federn 7)
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer hat allhier der Vorgebürge Rücken
Zu Tempeln und Pallästen ausgehölt 8),
Die rund umher der Pyrrha 9) Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt?

5) Sylvan ist ein Waldgott. Teneram ab radice ferens, Sylvane, cupressum. *Virg.* Das Haupt umschoren. Hier bemerken wir eine griechische Wortfügung, welche die lateinischen Poeten gleichfalls angenommen haben: Et teneras arbores portat, circumtonsas caput, Deus Sylvanus.

6) Zwischen Berlin und Charlottenburg ist ein Irrgarten von jungen gerade geschornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statuen geschmückt.

7) Dädalus war ein großer mechanischer Künstler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von sich lassen wollte, er machte sich aber Flügel und entkam: die schönsten Gewerke und Manufakturen kommen zu uns herüber.

8) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfalt und Pracht sind beisammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dohm sind Zeugen davon, und können deswegen mit einem glatten Felsen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehölt hat.

9) Pyrrha und Deukalion blieben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angesichte Steine hinter sich, woraus Menschen in die Höhe wuchsen. Ein schmeichelhaftes Gleichniß für ei-

Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon 10);
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

Sagt, Sterbliche! den Sphären ihre Zahlen
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstrahlen 11),
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und steiget an der Wesen Kette 12)
Bis dahin, wo der höchste Ring

nen Bildhauer, wenn seine Statue mit einem Menschen verglichen wird, in dem Zeitpunkte, wo er aufhört, Stein zu seyn, und anfängt, lebendig zu werden!

10) Pantheon, ein Haus, worin alle Götter wohnen, aus welchen jeder Priester sich einen Schutzgott wählen kann, der etwa über einen Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirdische Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne, rc. herrscht, oder der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Dieses Pantheon bedeutet ohnfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandstätte des alten Stalles und der alten Mahler- und Bildhauer-Akademie gebauet, und mit Götterbildern gezieret ist.

11) Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht genug bestimmet haben, und vielleicht nie bestimmen werden, mit solchen zusammengesetzt, die schon mehr bekannt sind, dergleichen die Zerstreuung der Sonnenstrahlen durch ein Prisma ist. Ein artiger Betrug! Alle diese Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an sich: doch so unmöglich sie dem ersten Anblick nach scheinen, so wissen wir doch, daß die gelehrte Welt sich schon an alle gewagt hat.

12) Das mineralische Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zusammen: der staudichte Stein hat an beiden sein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere gränzen an einander. Hier zieht sich das fühlende amerikanische Kraut zusammen, so

An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing 13).

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf 14) durch einen Streich
Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte; 15)
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich:
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar bau'n.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich, und groß wie Sparta war: 16)

bald es angerührt wird, dort sproßt der Polypus wie ein abgeschnittner Zweig. Ja alle drei Reiche gehen durch einander, und knüpfen sich an tausend Enden zusammen. Laß uns einmal unter den Menschen fortgehen bis zum Affen: dieser und der behaarte wilde Mensch, wie sind sie unterschieden? Der vortreflichste Mensch, und . . . Hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größeste Weise sieht von dieser Kette nur zerrissene Glieder.

13) Seit der Erschaffung, da sich das Getümmel der Elemente legte.

14) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfichtes Ungeheuer, welches Herkules umbringen wollte. Allein, wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchsen zwei an dessen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eisen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

15) Die schnelle Endigung der Processe ist bekannt, und schon ein Muster der Nachahmung.

16) Sparta oder Lacedämon war zum Kriege geboren und verbannete die Künste: eine gewisse Stadt liebt die Künste, und ist dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schalle einer wohlgesetzten Musik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichsten Feind gingen und siegten. Man untersuche die genaue Aehnlichkeit selber.

Es zog vom Schall der Flöte schön verführet
In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
Und alle, die den Kampf verloren,
Bestätigten durch einen Eid:
Die Stadt 17) sey nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

So sang Calliope 18), die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm, 19)
Wo mit dem Pinsel und mit Saiten
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Musen sich bereiten
Zum schönsten Reihentanz.

Eine Ode von dieser Art ist mehr für ein Odengenie, als ein schlechtes poetisches Collegium: fast

17) Wird von Sparta gesagt, und deucht unserm Dichter schöner, als wenn es geradezu von Berlin gesagt würde: weil man die Eigenschaften von Sparta sonst nicht erführe, weil der Geist die angenehme Beschäftigung bekömmt, es auf Berlin zu deuten, weil ein solches Lob zugleich feiner ist, und weil kein lyrischer Schwung darin wäre, wenn der Poet in eben der Construction fortführe: Du zogst vom Schall ꝛc.

18) Calliope, die Muse, besingt, wenn man ihr ein besonderes Amt geben will, die Helden am liebsten. Dieses deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Trommete, an.

19) Apollo ist der Gott der Musen, oder der Erfinder der freien Künste. Unser Opernhaus führt die Römische Aufschrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher: denn aus Poesie, Musik, Decorationen und Balleten erwächst die Oper.

jede Nummer zeigt "die höchste poetische Kunst des Dichters, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben:„ auf die Art bestrebe ich mich, den Pindar und Horaz mir selbst zu erklären: und so erkläre man sich jede Ode Rammlers, um ihre sinnlichen Bilder in aller ihrer bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken. — Ich sollte meinen Lesern diese Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um sie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausschmückung ihrer Theile zu bemerken: da dies aber zu weitläuftig ist, und bei andern Oden von ihm füglicher geschehen kann: so kann ich nicht umhin, meine Leser wenigstens auf den feinen Wohlklang dieser Ode aufmerksam zu machen. Ich rede nicht selbst, sondern schreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkungen hin:

1) Die ganze Zusammensetzung der Strophe ist zum Wohllaute eingerichtet, ihre Zeilen laufen schmal zusammen, und spitzen sich mit einer männlichen Schlußsylbe, fast wie ein Pfeil. Diese Figur deucht dem Auge so schön, als ein solcher Gang des Verses dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Versen kann der Abschnitt bald vorn bald hinten gesetzt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abschnitt bleibt gar weg, wenn eine andere Schönheit erhalten werden kann:

Um-

Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm.

Beide Verse laufen fort, und drücken einen Gang aus.

Mit deinem eignen Laube krönen muß

scheint den Kranz herum zu flechten.

Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf

läuft wie der Sturmwind.

4) In jedem Verse findet man einen oder mehrere von den starkklingenden Vokalen A und O oder einen Diphthongus, welcher gleiche Wirkung thut.

5) Nicht leicht über 3 Consonanten stehen hinter einander, auch so gar zwei Wörter bringen nicht mehr zusammen.

6) In den Versen:

Die Proserpinen ihre Körner —
Pomona füllt ihr Horn in dir allein —
In ihrer harten Hand —
Die Weisen alle dienen —
So sang Calliope, die voll Entzücken —

sehen wir, daß wenn ein Wort auf einen Consonans ausgegangen ist, das folgende mit einem Vokal anfängt, und daß es mit einem Consonans anfängt, wenn das vorige mit einem Vokal schloß. Dieses ist zwar selten möglich zu machen, wir finden es indeß in einem jeden Verse einmal bis viermal.

7) Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verses, noch zwischen zweien Versen.

8) Vom Reim müssen wir auch gestehen, daß keiner zweimal vorkömmt. Horaz schließt gleichfalls keinen Vers zweimal mit einerlei Worten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in seine Ode; welches zu verstehen ist von den vornehmern Worten, nicht von non, qui sunt etc. Dieser Odendichter wird bei seiner Arbeit vielleicht nicht alle diese Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kömmt es, daß man sie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabei verloren hat?

So stolz höret ein feines lyrisches Ohr, und sollten auch einige dieser Schönheiten wirklich verfliegen, wenn man sie zu Regeln macht: sollten sie auch, so bald als sie Gesetze werden, Hindernisse seyn: so muß man um so mehr den Dichter bewundern, der diesen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen können. Ein so feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet seyn, die eben so stolz deklamirt; denn so wie die lyrische Poesie, nach Klopstocks gerechter Bemerkung, des meisten Wohlklanges fähig ist: so nähert sich auch die lyrische Deklamation der Musik am meisten. Und würde also auch nicht der allgemeine Ruf von Rammlers Deklamation voll seyn: so würde schon sein feiner Wohlklang in mir den Wunsch erregen, ihn deklamiren hören zu können.

Nicht blos Allegorie und Wohlklang: die Anordnung zum Ganzen der Ode ist der Vorzug, weswegen der Name Horazisch seinen Oden zukömmt. Oft arbeitet er über Horazische Plane bei ähnlichen Gegenständen: sein Päan an die Concordia folgt dem Gange der Ode des Flaccus an das Glück, so gar bis auf das Bild der Nothwendigkeit:

Te semper anteit sæva necessitas
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans ahena, nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum - -

Ich bin mit Rammler darinnen wohl zufrieden, daß er dies überladne Bild, das schon Sanadon und noch neuerlich Leßing für frostig erklärt, abgekürzt; nur scheint der Periode, nach seiner sinnlichen Inversion betrachtet, etwas mißrathen zu seyn. Die Ode an seinen Arzt bringt uns die Horazischen Zurufe an seinen Weinknaben in den Sinn, und ist mit Geist und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum: die Ode an Hrn. Krause eine ähnliche über sich, und am allermeisten die Lobgesänge auf den König, das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Augustus und Mäcenas opferte.

In einzelnen Bildern, Construktionen und Wendungen findet Horaz noch häufiger das

Seinige wieder, und überhaupt kenne ich keine Deutschen Oden, die leichter und schwerer ins Lateinische zu übersetzen wären, als diese — Leichter: weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang nach dem Lateinischen abgezirkelt, gleichsam vor sich findet; schwerer, um der Fülle, Kürze und dem Wohlklange keinen Eintrag zu thun. Was Leßing mit dem Anfange des Meßias versuchte, probire man mit Rammlers Ode an den Arzt, an die Kugel u. s. w.

Was ist nun von dieser Horazischen Nachbildung zu urtheilen? Es ist nicht zu vermuthen, daß Rammler blos Horazische Vorfälle wähle, um Horazisch singen zu können; wenn wir ihn blos in diesem Gesichtspunkte betrachten: so dürften die besten Horazischen Oden nicht alle von ihm nachgebildet seyn, und erreicht? — vielleicht keine. Alsdann ist er geschmack- und kunstvoller Nachahmer. Aber er ist mehr, — und hat es bewiesen, daß er ohne Horazische Plane und Bilder Horazisch singen könne, und dies erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Alterthums, und einen Artisten von Geschmack.

Vielleicht hat Rammler den Grundsatz mit einem andern großen Genie gemein: daß Horaz alle Muster aller Oden geliefert, und so zu sagen, jede Schönheit derselben erschöpft: vielleicht sind die ersten Eindrücke von den Poesien des Römers bei

ihm so mächtig, und in ihren Spuren so ewig gewesen, daß sich leicht alles, selbst Originalgedanken, nach diesen Eindrücken modeln; denn in der That! unser Genie und Geschmack nimmt die Bildung von dem an, was vorzüglich und zuerst auf dieselben wirkte: vielleicht sehe ich nicht alle die Reize ein, die gewisse mythologische Bilder noch in unsrer Zeit haben können — aber ich sage nichts, als meine Meinung. Fesselt nicht Horaz, dies große Genie, oft zu sehr? — Mir kömmt, damit ich ein paar Beispiele anführe, in der Ode an die Kugel, die Beschreibung der Hölle etwas fremde * an diesen Ort:

— ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
dem giftgeschwollnen Cerberus.
Ich hörte schon das Rad Ixions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus
Verbannt zum Spott bei bodenlosen Fässern —
Und Minos Antlitz und das Feld
Elysiens.

Horaz selbst ist kürzer und anschließender, obgleich dieses Bilder seiner Religion waren: hier sind sie aber zu bekannt, zu allgemein, und zu wenig aus dem Individualfall genommen; die folgenden sind es schon mehr:

— Den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und sein Zelt
Voll tapfrer Brennen sah ich! Ihre Lieder

* Si quædam nimis antique, si pleraque dure
— — credit dicta — —
Et sapit et mecum facit et Jove judicat aequo.
Hor. L. 2. Ep. I.

Ihr Fest bei jedem Nektarmal
ist Er — —
Schon säng ich seine jüngste That —
Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden
Schon säh ich Cäsarn lauschend nahn
Mit ihm den weisen Antonin, und den von beiden
Gefeyrten Julian.

Bei dem letzten Ausdruck haben die Literaturbriefe * dem Herrn Professor Rammler einen höflichen Verweis gegeben, daß er es aus der Kaiserhistorie vergessen hätte, wann Julian gelebt: und trauen ihm beinahe eine türkische Chronologie zu, daß Cäsar und Antonin den Julian haben feiren können. Allein, sie vergessen, daß dies im Reich der Todten vorgeht, und daß ja alle drei Friedrich feiren sollen. In Rammlers Oden ist vielleicht weniger ein Ausdruck zu vermuthen, quem incuria fudit, als in den Literaturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode an die Feinde des Königs die herkulische Beschreibung eben die Note verdienen, die ich bei der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik, nnd etwas zu unedel seyn möchten.

Abstrahirt von diesem Horazischen, ist Rammler ein vollkommenes Muster der Ode: jedes Wort abgewogen, abgemessen, abgezählt: jede Construktion gewählt, geordnet, gewaffnet: jede Freiheit nicht blos Licenz, sondern Muster: seine undeutschen Redarten bereichern

* Th. 8. p. 388.

die Sprache: seine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht: der Zwang in seiner Periode ist von der Gewalt und dem hinreißenden Strome der Ode verursacht: ein Werk des Vorsatzes und Fleißes, nicht der Noth und des Unvermögens: sein Mangel an der Cäsur bisweilen, und sein schwerer Reim durch ein Beiwort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe, die man seinen Oden von dieser Seite macht, sind kurzsichtig und eigensinnig.

Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode* hersetzen, die sich am besten aus Rammlers Oden erklären läßt.

„Die wahre Critik erkennet in der Ode eine hö„here Ordnung, die zwar versteckt seyn, aber nie„mals vernachläßigt werden darf. Es gibt mancher„lei Ordnungen, in welchen die Gedanken unsrer „Seele auf einander folgen können. Die Ordnung „der Zeit, des Raums, der Vernunft, des „Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w. die „Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie schreibt „nicht historisch, wie der epische, nicht to„pisch, wie der malerische Dichter: sie folgt auch „nicht der Ordnung der Vernunft wie etwa der Lehr„dichter. Die Ordnung, die ihr wesentlich ist, „kann die Ordnung der begeisterten Ein„bildungskraft genannt werden. Eine einzige

* Lit. Br. Th. 17. p. 149. rc.

„ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, „wie sie nach dem Gesetz einer begeisterten Einbil„dungskraft auf einander folgen, ist eine Ode. Die „Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander „verbinden, aber selbst nicht den höchsten Grad der „Lebhaftigkeit besitzen, werden von dem Odendichter „übersprungen, und daraus entsteht die anscheinende „Unordnung, die man der Ode zuschreibt. Durch die„se Betrachtung läßt sich auch entscheiden, in welcher „Gattung von Oden ausgemahlte Bilder und Gleich„nisse, öfters auch Digreßionen und Nebenbetrach„tungen, erlaubt sind, und in welcher die Bilder und „Gleichnisse, nur mit großen Pinselstrichen zu berüh„ren, und die Ausschweifungen von dem Hauptge„genstande sorgfältig zu vermeiden sind. Aus diesen „Begriffen kann man die Regeln herleiten, wo die „Ode anfangen und schliessen muß.„

„Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte „und also auch zur Ode kein Werk der Begeiste„rung, sondern des Nachdenkens und der überlegen„den Vernunft ist: so muß der Plan der Ode dem „Dichter ungemeine Schwierigkeiten machen: denn „hier muß die Vernunft überdenken, was die feurige „Begeisterung für einen Weg nehmen würde. Man „muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergrün„den, welche Ideen die lebhaftesten seyn, und in „welcher Ordnung sie nach dem Gesetz der Einbil„dungskraft auf einander folgen werden. Der Dich-

„ter muß sich also in beide Verfassungen zugleich „setzen: er muß nachdenken und empfinden, und man „siehet leicht, was ihm dies für Schwierigkeit machen „muß. Ueberläßt er sich ganz ohne Plan dem Stro„me der Begeisterung und dichtet: so wird er zwar „eine Folge von sehr lebhaften Begriffen hervor„bringen können; aber diese Folge wird selten ein „Ganzes ausmachen, selten ein bestimmtes Sub„jekt, und nur durch ein Ungefähr die gehörige Ein„heit und angemeßne Kürze haben, vermöge wel„cher sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziel eilet. „Dieses geschieht, wenn die Gemüthsbewegung, „als die Ursache der Begeisterung, sehr heftig ist. „Alsdann eilet der Strom der Gedanken seinen Weg, „unaufhaltsam und sicher, und die bloße Natur er„füllt alle Bedürfnisse der Kunst. Wenn aber ein „gemäßigter Affekt herrschen soll: als nehmlich „Hoffnung, Dankbarkeit, stille Freude rc. „so ist die Natur ohne Leitfaden der Kunst eine miß„liche Führerinn. Sie führt den Dichter auf Ab„wege, sie erlaubt ihm zu schwärmen, wo er den „kürzesten Weg nehmen sollte: sie verbindet Gedan„ken, die eine allzugeringe Beziehung auf einander „haben, und bringt also poetische Phantasien „hervor, aber keine Oden.„

Dies Fragment einer kritischen Betrachtung über die Ode bringt mir den Wunsch in die Feder, daß endlich ein philosophischer Kopf eine vollständige

Theorie von der Ode lieferte, die unter den schon gelieferten Beiträgen zur angewandten Aesthetik uns noch am meisten fehlt. Denn da Aristoteles Poetik in diesem Theil verlohren gegangen: so haben sich wenige an eine Arbeit wagen wollen, in der ihnen niemand unter den Alten vorgearbeitet hat, und die Wenigen, die sich daran gewagt, wiegen zusammen nicht so viel, als der einzige Aristoteles wiegen würde. Die Poetikenschreiber — die schönen Geister unter den Franzosen, La Motte, St. Mard, Batteux, Racine, Fontenelle, und noch neuerlich Marmontel und Garnier — unter den Deutschen, die Abhandlung in den Breslauischen Beiträgen zur Philosophie mit ihrer Recension in der Allgem. Bibl., das angeführte Fragment, einige Klopstockische, Rammlerische im Batteux, und das mittelmäßige Gemisch von Anmerkungen in den epischen, lyrischen und dramatischen Gedichten sind Fußtapfen genug für einen, der aus ihnen eine Landstraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geschichte des lyrischen Gesanges angekündigt gelesen; vielleicht wird der Verfasser den Charakter desselben unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern bestimmen, und aus der Denkart, Zeit, und den äußerlichen Hülfsmitteln, der Sprache und Musik erklären: vielleicht wird er das Genie jedes großen Originals unter den lyri-

schen Dichtern entwickeln, ihre Hauptwerke ästhetisch nach Plan und Composition, nach den Schönheiten des Details*, dem Licht und Schatten, den Wendungen und Bildern und Versifikation und Sprache zergliedern: vielleicht wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten, und den großen Zweck ausführen: ein Odengenie in die magische Werkstatt des Apolls, und in den Geist seiner Muster einzuführen; ja vielleicht wird er endlich aus diesen verschiednen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieser Dichtungsart herausziehen, sie zu Regeln erhöhen, diese Regeln in unsere Seele zurückführen, und also einen philosophischen Begriff der Ode festsetzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Aesthetik sichere und kühne Blicke wird thun können.

Plaudamus amici!

* „Vielleicht wird er von dem Unterschiede der Griechischen, „Römischen und Orientalischen Ode handeln. Er wird zeigen, „warum die Horazische Ode mehr ausgeführte Gleichnisse „verträgt, als die Pindarische und diese mehr als die Davidische, und aus eben demselben Grunde erklären, warum der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit hinter sich „läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odendichter von einem „Gleichniß in das andre übergeht, und wenn er sich denn „von seinem Gegenstande zu sehr entfernt hat, plötzlich abbricht. „Er wird ferner auseinandersetzen, in welchem Fall es dem „Dichter erlaubt sey, von dem Gleichnisse zurück zu kehren, „und den Faden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, „oder wo sein Feuer mitten im Gleichnisse, wie ein Blitz „verschwinden muß.„ Lit. Br. Th. 9. p. 184.

Sollte dieser Plan mit dem seinigen übereinstimmen: so würde er durch die Ausführung Creditiv genug gezeigt haben, daß er auch folgende Zugabe zu seinem Werke thun könnte: daß er die zerstreuten Oden der Deutschen sammlete, sich über alle fließende Reime im lyrischen Sylbenmaaß erhübe, und blos den Geist der antiken Ode zum Rathgeber seiner Wahl machte: ein mäßiges Bändchen, das aber alsdann die fliegenden Stücke dieser Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Rammler es für gut geachtet, die Lieder der Deutschen zu sammlen: so wären „ernsthafte und erhabne Gesänge unsrer lyrischen Poeten, die sich besser deklamiren, als singen lassen: die wenigen Oden der Deutschen, die sich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen*„, dieser Sammlung eben so würdig; ja vielleicht noch würdiger, weil meistens ein Individualfall der Zeit sie gebiert, sie auf seinem Flügel umherwirft, und sehr leicht verfliegen macht. Man müßte Stücke wählen, die keine Ausbesserung nöthig hätten, oder uns wenigstens die Ausbesserung als eine Note und Marginalglosse geben: denn alle fremde Correktur ist mißlich und bei einer Ode fast unmöglich. — Wie sehr muß ich aber befürchten, daß mein Vorschlag nicht flugs von einem Sammler aufgefangen werde, der uns vielleicht schon folgende

* s. Vorrede zu den Liedern der Deutschen bei Winter, Berl. 1766.

Messe: auserlesene Stücke aus den besten deutschen Odendichtern * ungekaut und unverdauet auftrage.

Ich kann Horaz und Rammler nicht verlassen, ohne den Wunsch zu wiederholen, daß der leztere uns den erstern endlich in einem deutschen Kleide liefern möge: alsdann werden wir den Franzosen ihre Sanadons, Dacier und Batteux nicht beneiden dürfen.

* * *

Klopstock hat in seinen Oden weniger horazische Züge: seine Ode an Friederich vor dem Meßias, scheint im Anfange das: quem tu, Melpomene, semel nachzubilden; allein, bald erhebt sie sich zur Welt der Gedanken und Empfindungen**, zu der ihm eignen Kunst, die Seele des Menschen und Christen zu schildern, worin er eben mit Horaz nicht zu vergleichen ist. Alle seine Oden sind meistens Selbstgespräche des Herzens: sein Psalm läßt Empfindungen, eine nach der andern, fortrauschen; wir hören Welle über Welle schlagen: eine wird die höchste und es erfolgt eine Stille: wir stehen in Gedanken, bis plözlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer süßen gedankenvollen Betäubung berauscht. Seine meisten lyrischen Arbeiten nähern sich dem Hymnus: in einigen Stücken, die der Sammlung ver-

* Braunschweig bei . . .

** Lit. Br. Th. 8. p. 229.

mischter Schriften eingerückt sind, sind freilich vortreffliche Horazische Züge, insonderheit in der Ode auf den Zürchersee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte also Klopstock aus seiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz setzte; und doch — ist es nicht Klopstock, der in einem Stück des Nordischen Aufsehers diese wunderbaren Gedanken sagt:

„Fast allen neuern Oden fehlt ewas von dem „Haupttone, den die Ode haben soll. Horaz hat den „Hauptton der Ode, ich sage nicht, des Hymnus, „durch die seinigen, bis auf jede seiner feinsten Wen„dungen bestimmt. Er erschöpft alle Schönheiten, „deren die Ode fähig ist. Man wird also den Werth „einer Ode am besten ausmachen können, wenn man „sich fragt: würde Horaz diese Materie so ausge„führet haben? Aber man müßte ein wenig strenge „bei Beantwortung dieser Frage seyn. Denn sonst be„kommen wir zu viel Horaze unsrer Zeiten. — Ich „erkläre mich hiedurch gar nicht gegen die Ansprüche, „die besonders der lyrische Dichter auf einen Original„charakter hat. Ich rede nur von der Biegsamkeit, „mit der sich selbst ein Originalgenie dem Wesent„lichen, was die lyrische Poesie fodert, unter„werfen muß. Und dies Wesentliche, behaupte ich, „hat Horaz durch seine Muster vestgesetzt„ *. Ueber-

* Nord. Auff. 2. B. St. 105.

haupt ist dies ganze Stück im zweiten Bande so ausnehmend, als das 26te des ersten.

* * *

Ich werde von Uz und Lange kürzer seyn können. Des erstern philosophischer Odengeist ist bekannt, und von den Literatur Briefen* würdig gepriesen worden: er ist der einzige, der so viel Weisheit mit so vielem Schwunge sagen kann. — Von Lange dörfte es heißen: die Ersten werden die Letzten seyn; und nach meiner Meinung hat er mehr Horazisch gesungen, als übersetzt. Die besten Oden des Horaz leiden bei ihm, seines Fleißes, Genies, und einiger glücklichen Stellen ohngeachtet: überall verfehlte Stellen, verlohrner Nachdruck, unschickliche Einkleidung, an Kolorit und Wohlklang nicht zu denken: quid faciant hostes capta crudelius urbe. — In seinen eignen Oden hat er insonderheit in der Anordnung der Bilder, in der Wahl der Beiwörter, und gleichsam dem Zuschnitt zum Wohlklange, den Horazischen Ton getroffen. — **

* Th. 8. p. 214.

** Darf ich hier Gelegenheit nehmen, Klotzens *Vindicias Horatii* auch denen Liebhabern des Horaz anzupreisen, die sich nicht mit dem Pat. Harduin streiten wollen. Sie sind voll von feinen Anmerkungen, Vergleichungen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen sich der Verfasser nicht hätte herablassen sollen, weil die meisten Harduinschen Anschuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die critische Muthmaßung, (p. 16.) in welcher Ordnung Horaz seine Gedichte

Ob wir Deutsche Katulls haben? mögen die Lieder der Deutschen beantworten: unter allen hat vielleicht Leßing zu seinem Hauptzuge die meiste Katullische Schalkheit. Ob wir Ovidianische Verwandlungen haben? Dies werden blos die behaupten, die in einem Journal den Titel gelesen: Zachariä Verwandlungen, oder Verwandlungen in den Bremischen Beiträgen, und blos nach diesem Titel urtheilen. Ob Wieland unser Lukrez sey? Diese Frage ist älter, als die Periode, über die ich schreibe. Ich nehme aber Gelegenheit, etwas von dem Lukrezischen Lehrgedicht zu sagen.

---

2. Vom

geschrieben: wie weit er gegen die Griechen sich Original schätze (p. 25-30.) von seinem Wohlklange und seiner Kühnheit (p. 51-58.) von seinem Urtheil über Plautus (p. 272. 273.) und viele andre. Vergleichungen verschiedner Dichter voll Belesenheit und Geschmack sind häufig, z. E. über das Talent des Horaz zur Dichtkunst (p. 18-25.) über den Flug der Muse (p. 95-103.) über Musa potens lyrae (p. 104-106.) über den, der seine große Seele verschwendend hingab, den Patrioten, Aemilius Paullus (p. 119.-123.) über die curas laqueata circum tecta volantes (p. 175-177.) über die Blandusische Quelle (p. 207-210) und dann über die Küsse der Venus, Cupido und die Gratien (p. 125. 249-255.) — Erklärungen und Erläuterungen des Horaz sind häufig und einige neu, insonderheit aus den Werken der Kunst und Denkmälern des Alterthums.

2.
Vom Lukrezischen Gedicht.

„Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Skri„bent für Beifall erhalten würde, der es wagte, nach „dem Beispiele des Lukrez, die Lehren einer Schule „mit trocknen Worten vorzutragen, und etwa hie „und da durch eine poetische Stelle aufzuputzen? Ge„wiß ist es, daß er in Reimen und in der gewöhn„lichen Versart ganz unerträglich seyn würde. Diese „Art des Vortrags hat, wenigstens im Deutschen, „eine gewisse Feyerlichkeit, die so wohl mit dem „Aufgeweckten des Theaters, als mit dem Trocknen „der Schule einen seltsamen Contrast macht.„ — * Ich weiß nicht, wie mir diese Stelle in die Feder kömmt, eben da ich Wieland unsern Lukrez genannt: auch er hat die Lehren einer Schule, in Reimen, in der gewöhnlichen Versart vorgetragen, zwar mit unter trocken, aber schön aufgestutzt mit poetischen Stellen — und hat Beifall gefunden, indeß offenbar mehr des letztern, als des erstern wegen. Ich schlage also zurück: **

„Unsere Schriftsteller haben sich in der allgemei„nen betrachtenden Weltweisheit ungemein hervor„gethan; aber in der besondern ausübenden Sitten„lehre möchte der Deutsche eher über Mangel zu kla„gen haben — Unsre Lehrdichter sind vortrefflich, „wenn sie die Systeme der Weltweisen vortragen,

* Th. 8. p. 216. ** Th. 8. p. 163. rc.

„wenn sie sich in die Höhen des Unermäßlichen em„porschwingen, wenn sie den Schöpfer und seine „Werke besingen; hingegen sinken sie unter das Mit„telmäßige, so bald sie sich zu den Sitten der Men„schen herablassen. Popens *Essay on man* möchte „man einem Deutschen weit eher zutrauen, als einem „Franzosen; aber seine Moral Essays verrathen eine „so feine Känntniß des menschlichen Herzens, als „noch nie ein deutscher Schriftsteller gezeigt.„ — Diese beiden ganz wahren Bemerkungen machen, daß ich den deutschen Dichtern die philosophische Dichtungsart des Lukrez, als ein glückliches und reizendes Feld anpreise: doch mit einiger Einschränkung. — Lukrez ist in meinen Augen nach dem Feuer seiner Bilder einer der ersten Genies unter den Römern. Wenn man die trockene Philosophie sieht, mit der er kämpfen mußte, die Schwierigkeiten, mit denen er stritte — — propter egestatem linguae ac rerum nouitatem — — und die er doch überwand, die Strenge, mit der er seiner Schule genug thut, und die herrlichen Gemälde und Ausschweifungen, die er einstreuet: so muß man erwarten, daß unsere Lukreze in einer zur Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und biegsamern Materie, mit einerlei Genie, um so viel höher vor dem Römer stehen müssen, je höhere Vorzüge sie nach der Cultur ihrer Werkzeuge haben. — Betrachten wir dies, so bleiben von allen unsern

deutschen Lukrezen * vielleicht nur drei noch, die diesen Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter seyn, allein Lukreze sind sie nicht, wenn Lukrez zu unsrer Zeit gelebt hätte. Haller — Witthof und Creuz, drei Dichter auf drey verschiednen Stufen! — Nimm Hallers Gedicht auf die Ewigkeit, und auf den Ursprung des Uebels, und zeige mir im Lukrez, du, der du sein Anbeter, und vielleicht ein zweiter Creech bist, zeige mir im Lukrez so hohe, wahre und dringende philosophische Wahrheiten in so reelle und kurze Bilder eingehüllt. Hallers Geist ist in zween Dichter getheilt, in Witthof und Creuz. Jener hat die nachdrucksvolle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide in seiner Gewalt; dieser hat zu viel Talent zur schwermüthigen Malerei eines Weisen, als daß man ihn unter den S. . anern vergessen sollte. ** Jener weiß abstrakte Ideen in poetische Körper zu kleiden; dieser, abstrakten Ideen poetische Farben zu geben: jener ist glücklich im Ausdruck der menschlichen Denkart, so fern man sie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann: dieser in der dichterischen Abbildung einiger metaphysischen Hypothesen. Beide würde ich wegwerfen, wenn ich jenen blos als Dichter nach dem Aeußern, und diesen

* Ich sondre hier gleich die moralischen Lehrdichter ab, Hagedorn, Dusch, Wieland u. s. w.

** Die Literaturbriefe haben nie an ihn gedacht, obgleich seine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt.

als Metaphysikus nach dem Innern allein beurtheilen müßte.

In der That, um ein guter Lehrdichter zu seyn, wird weder ein Stern von der ersten philosophischen noch von der dichterischen Größe erfodert. Der wahre Geist der Weltweisheit an sich leidet kein beinahe Wahres, kein halbgründliches; und unsere philosophischen Wizlinge, die uns Schaum der Weltweisheit, mit dem Goldschaum der Aesthetik überdeckt, verkaufen, sehen zwar, daß ihre Philosophie im Anfange siedet, und von Kindern und Narren, (die aber diesmal nicht die Wahrheit reden) gelobt wird — aber Schaum und Philosophie zergeht und ist nicht mehr! — Laß diese das philosophische Lehrgedicht wählen, den Reihn zwischen Philosophie und Einbildungskraft: sie werden vielleicht gut werden! — Auf der andern Seite gibt es schöne Geister, die zu viel Philosophie an unrechtem, und zu wenig poetisches Genie an rechtem Ort haben: die uns in Fabeln und Erzählungen, in traurigen Lust- und erbärmlichen Trauerspielen mit seichter Weltweisheit quälen — auch diesen gebe man das Lehrgedicht vor: denn die Epopee, das Drama, die Ode, und jede Erdichtung fodert Schöpfungsgeist im Ganzen, und kann kein beinahe Schönes leiden; aber das Lehrgedicht leidet noch zuerst die Lieblingswendung so vieler deutschen Vorreden:

ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
offendar maculis. —

Dies fodert die wenigste Einbildungskraft, ist am wenigsten an Regeln gebunden, und vielleicht ist das freieste und leichteste Sylbenmaaß auch das angemessenste und einzige für das Lehrgedicht — ich meine nicht das Alexandrinische, sondern das sogenannte Recitativmetrum, das sich am meisten der Prosa nähert, die meisten Formen annehmen kann, sich jeder Materie am besten anschliesset, und die Aufmerksamkeit am füglichsten erhält.

* * *

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen, und im Vorhofe der Poesie aufzuhalten gesucht, damit sie, als Ungeweihte sich nicht ins Heilige wagten: jezt lege ich einen Gegenstand vor, der ins Allerheiligste der Dichtkunst gehört, und, wie ich glaube, würdig ist, die ganze Seele eines Genies allgenugsam auszufüllen: es ist zwar blos ein Lehrgedicht, aber ein Lehrgedicht, dem selbst die epische, dramatische und lyrische Muse zujauchzen würde. Laß es seyn, daß die deutschen Lehrdichter unter das Mittelmäßige herabsinken, so bald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen. „Laß es seyn, daß sie nicht Kenntniß des menschlichen Herzens genug hätten, um Moral Essays zu schreiben: „ ich zeige ihnen ein Essay on Man an, wo sie sich in die Höhen des Unermäßlichen emporschwingen, und im zwiefachen Verstande Geistschöpfer durch sich selbst werden können.

Man weiß es, daß die deutsche Weltweisen, wenn in einem Stücke der Philosophie, so in der Psychologie vorzüglich, gleichsam auf eignem Grund und Boden sind, weil sie die kühnen Blicke, die Plato, Baco und Locke in die menschliche Seele gethan, weiter verfolgt, oder wenigstens die Erfahrungen dieser drei Männer wissenschaftlicher gemacht. Sie haben wenigstens Kunst und Mühe angewandt, um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude zu erheben, dessen Bauart das merkwürdigste Phänomenon der neuern Zeiten bleibt. — Und was kann ich hieraus folgern? — Dies, daß ein poetisches Gebäude von dieser Art ebenfalls auch das Denkmaal unsres Volks und unsrer Zeit seyn könnte. In dem eigentlichen Spekulativen der Weltweisheit ist der Dichter immer ein Fremdling; man sage, was man will, er bleibt ein Gileaditer, der sich in diese platonische Republick einstiehlet, um Holzhauer und Wasserträger zu seyn. Das Dichterische, was der Lehrdichter, der Systeme reimt, behalten kann, um den Weltweisen nicht gleich für den Kopf zu stoßen, sind alte Schuh, und verschimmelt Brodt: und aller der Nutzen, den er dem Philosophen gibt, ist, daß er so viel von dem philosophischen Geist ihm raubt, als er ihm dichterischen gibt: eigentliche Bürger können sie nie zusammen werden.

Aber die philosophischen Erfahrungen, Muthmaßungen und Hypothesen über die

menschliche Seele; die sind aller Stärke der Dichtkunst fähig, und aller ihrer Reize werth. An der Fähigkeit wird niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunstrichter zitterten und Einwürfe machten, und Bollwerke bauten, und Schlingen legten: so fühle ichs doch, daß alle ihre Warnungen zu klein sind, um ein Genie zittern zu machen: großmüthig würde es sie verachten, und sehr gern eine Ausnahme machen, wenn seine Ausnahme nur Meisterstück ist. Wenn da, wo der Weltweise nur von fern furchtsam lauschen muß, der Dichter, als Bote der Götter, als Vertrauter der Geheimnisse des Geistes, mit kühnem Schritt fortginge, um in das Heilige zu dringen: was würde er sehen? Von keinem Auge gesehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte Worte, die niemand gehöret! Und was sprechen? Geflügelte Sprüche, die keine Zunge vor ihm wagte. — Ich will mich erklären. Wenn die Erfahrungen, die man über und in der menschlichen Seele angestellet, zu poetischen Körpern umgeschaffen würden: wenn die Muthmaßungen des Weltweisen vom Dichter, nach der ihm verliehenen Freiheit, sinnliche Gewißheit bekämen; wenn die Hypothesen zu dichterischen Fiktionen sich umbildeten: wenn jede große psychologische Wahrheit sinnliches Leben erhielte: kurz, wenn die ganze Welt der menschlichen Seele ins Licht des poetischen Glanzes träte, dessen sie fähig ist: — welch ein Gedicht! —

Wenn der Dichter die ganze Ausdehnung der menschlichen Seele, ihre Höhen und Tiefen, mit seiner mächtigen Hand umspannte: wenn er zu der Größe, deren eine menschliche Seele fähig ist, sich erheben, die Stärke des Geistes umfassen, und die Güte des Herzens, wie einen pierischen Quell, kosten könnte, da seine Ideen so hoch, seine Wahrheiten so stark, und seine Empfindungen so bezaubernd wären, als der größte Geist, die stärkste Seele, das beste Herz: — und er hiezu alle Macht der Dichtkunst aufböte — wie lebhaft hat nicht schon Abbt gedacht, der doch blos beobachten, nicht schildern; der insonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geschichte zu seiner Gehülfinn machte, da dem Dichter alles zu Befehl steht.

Der Dichter würde da anfangen, wo der Philosoph aufhöret: er würde von seiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund der Seele überschauen, aus diesem Chaos alle die Ideen aufrufen, die in ihm schlummern, aus diesem Ocean alle die Gedankenschätze heben, die der Zoll der ganzen Schöpfung sind, und in ihm versenkt liegen: auf diesem ungeheuren Felde alle Leichname mit Lebensgeist beseelen, so wie dort Riesen aus der Saat des Jasons entstanden. Wenn er alle Fähigkeiten des menschlichen Geistes: die Schöpfungskraft seiner Einbildung, die Zauberquelle zu Erdichtungen, die insonderheit in den jugendlichen Zeiten der

Welt so reich gewesen, die Hypothesen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen, den Enthusiasmus der Leidenschaften und der Raserei, die Stärke, die sie anwenden muß, um Abstraktionen gegen die ganze sinnliche Welt, die auf sie stürmet, zu vertheidigen, ihre Feinheit in Zergliederung, und ihre Schnelligkeit in Zusammensetzung der Begriffe: ihr Nervengebäude, in Absicht des vergnügenden und moralischen Gefühls; die Macht ihrer Triebe, und alle Wirkungen ihrer Leidenschaften: die Freiheit ihrer Bestimmung, die sich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er alle diese Seiten uns gegenwärtig machte, und alles, was er in der Seele siehet, selbst fühlte, und selbst in uns zu wirken wüßte; so wäre dies ein Gedicht, was alle Saiten des menschlichen Herzens treffen müßte, da Epopee und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unsere ganze Seele würde ihm entgegen arbeiten, wenn wir theils seine ganze Seele in Aufruhr sehen, theils sein Objekt, eben auch die menschliche Seele, in aller ihrer Wirksamkeit erblickten. Wenn er sie uns, eingehüllt in die Strahlen Apolls, in dem Schmuck der Dichtkunst, von Musen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva, unsere Hälfte, entgegen führte: wie Adam würden wir auf sie zueilen, und ihrer Umarmung entgegen jauchzen: das ist Fleisch von meinem Fleisch! Das

ganze sympathetische Saitengewebe unserer Empfindungen würde in diesem Zuruf nachschallen; denn nie rührt uns das, wo wir nicht unser Bild erblicken: dies wäre der höchste und kühnste Weg über die unbetretnen Höhen der Vernunft in das Gebiet der Leidenschaften: es wäre vielleicht die größte Höhe des poetischen Genies in unserer Stufe der Cultur: und die originalste Ausgabe der menschlichen Seele. — Wie würde ich mich freuen, wenn etwa ein Genie, indem es dieses läse, erwachte, sich fühlte, seine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Systeme abzuschütteln, und alsdann seinen Flug zur Sonne nähme. Eine neue Sonnenbahn würde sich alsdann eröffnen; Zaunkönige auf seine Flügel setzen, um ihn ruckweise zu überholen; keichend der Neid ihm nachstreben und zurückfallen: wir aber würden, mit einem Fernglase in der Hand, ihm nachschauen, und ihn bewundern. — Sollte jemand so unglücklich seyn, zu denken, daß das Probstück, die Psychologie in Reime zu bringen, ihn so hoch bringe: der würde alsdann die Fledermaus vorstellen, die von Nachtphilosophen, und von den schönen Geistern des Tageslichts, den Sperlingen gleich, verfolgt wird.

Wie weit hat es Akenside gebracht, da er blos eine Seite der menschlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungskraft, besang: mit welcher Stärke besingt Young blos einige Widersprüche des menschlichen Herzens: wie rührt

Shakespear in seinen Monologen, wenn blos eine Leidenschaft kämpft: wie gefällt ein einziges Klopstockisches Gleichniß aus der menschlichen Empfindung gehoben! — wenn nun alle Seiten, und alle Widersprüche, und alle Leidenschaften, und alle Empfindungen aufwachten, die zusammen seyn, und auf einander folgen können — welch ein schöner Aufruhr! —

3.

Von Nachahmung der Lateinischen Elegien.*

Es ist eine eigne Sache mit den Elegien. Man kann nicht immer ohne Unverschämtheit fodern, daß das Publikum sich soll Klagen vorwinseln lassen. — Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten sind! — Mir hat es immer geschienen, daß die Aufmerksamkeit, die sich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unsre Neugier, als durch derselben innere Kraft hervorgebracht worden. Man ist gleichsam nach den Anekdoten eines solchen Mannes begierig, und will von seinen besondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet seine Elegien als einen kleinen Ro-

* Diese ganze Abhandlung, ein schätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekannten Ländern gehört, ist aus den Literaturbriefen Th. 13. p. 69. — 83. Blos die kleinen Anmerkungen gehören mir.

man, darin die Geliebte erst sprödе, dann erweicht, dann eifersüchtig und ungetreu wird; und der Unterschied zwischen diesem Roman und den andern Romanen ist der, daß in den letztern die Ursache dieser Erfolge weitläuftig, in der verliebten Elegie aber nur die Wirkungen, die sie auf das Gemüth des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählet werden. Die Kunst des Dichters besteht nun darinn, daß er diese Wirkungen rührend und angenehm beschreibe. Und hieraus läßt sich zugleich erklären, warum dem geliebten Gegenstande eine Elegie am besten gefalle. Es ist nehmlich schmeichelhaft für ihn, Wirkungen beschrieben zu sehen, davon er ganz allein die Ursache ist. Andere Leser, deren Eigenliebe nicht so gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigstens des Lesens überdrüßig, weil der Verstand bei der Erforschung der Ursache und ihrer Verbindung mit den Wirkungen gar nichts zu schaffen hat.*

Die meisten Dichter scheinen den Begrif der Ele-

* Alles dieses dachte ich auch bei der Mad. Klopstock hinterlassenen Schriften; und demohngeachtet träumte ich sie so angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerksam machte: ich las sie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauscht, sondern wie ein Fremder, der als Freund in das Haus eines Ehepaares geführt wird, das er aus Hochachtung zu sehen wünschte. Wie verschieden ist das Denkmal, das ein Klopstock und ein Gottsched seiner Gattin aufrichtet.

gie allzusehr eingeschränkt zu haben*. Man könnte sie überhaupt erklären, als die sinnlich vollkommene Beschreibung unsrer vermischten Empfindungen. Was sie mit andern Gedichten gemein hat, ist das sinnlich vollkommene: der Gegenstand nur, den sie bearbeitet, unterscheidet sie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermischten Empfindungen** angegeben; und glaube, so viel ich jetzt sehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Lust, gehören, so wie ihr Gegentheil, wenn sie die Seele nicht ganz übermannet, und ihr zum Ausdruck gleichsam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem Gesellschaftlichen, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entstehen, gehören für das Schäfergedicht; wenn die elegischen Dichter sich hieran erinnert hätten: so würden sie einem der gewöhnlichsten Vorwürfe, daß sie nehmlich unnatürlich werden, entgangen seyn. Allerdings ist es widersinnisch, bei einem großen Schmerzen sich geschwätzig zu zeigen. Wenn dieser die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anstoß niedergerissen werden, und der Schmerz sie also

* So wie man auch den Begrif der Ode, wie ich glaube, immer zu sehr einschränkt.

** Von denen man in der Rhapsodie des Verfassers der Phil. Schr. Th. 2. scharfsinnige Gedanken findet.

gleich den Fluthen des Meeres überschwemmet: so sind alle ihre schönen Auswüchse von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Ueberlegungen auf einmal verdecket*. Man erblickt nichts, als eine traurige Fläche, und hört nichts als das wilde Rauschen der Wehmuth. Es gibt Seelen, welche besser verwahrt, und gleichsam mit frischen Dämmen umgeben sind: an diese prallen die Wellen an und zerschellen. Diese Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen, sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kann aber auch in der Ode vorgestellt werden. Von der Empfindung der Lust lassen sich eben die Anmerkungen machen. Dem elegischen Dichter bleiben also nur Empfindungen übrig, die durch die gegenseitigen

* Hieraus, glaube ich, geht man der Frage entgegen, die unter einigen neuen Kunstrichtern, bald verneint, bald bejahet ist: Ob die Ode wahre Empfindung oder Nachahmung sey? Spielt man nicht mit der ganzen Frage, so muß man theilen, und fragen: ist die Ode ein wirklicher Ausbruch von Leidenschaft und Empfindung? Unmöglich, wenn ich eine Ode nach der gewöhnlichen Bedeutung verstehe, so ist sie schon immer künstliche Sprache. Kann die Ode ein poetischer Ausdruck einer wahren Empfindung seyn? Ja, und billig sollte sie es durchaus seyn. Kann der poetische Ausdruck einer wahren Empfindung Nachahmung heißen? Meinetwegen! nur den poetischen Ausdruck betrift das Nachahmende allein: die Empfindung bleibt die wahre, nur sie ist schon so gelindert, daß die Einbildungskraft gleichsam ihren natürlichen Ausdruck in einen Ausdruck der Kunst überträgt.

schon gemildert sind: Empfindungen, die in der Seele nach und nach entstehen, nicht im Sturme der heftigen Leidenschaft; sondern wenn sie dieselben erhält, so ists bei ihr öfters nur

— ein Frühlingstag,
der durch ein Wölkchen lacht.

Es versteht sich, daß es dabei auch auf die Verschiedenheit der Seelen selbst ankomme.

Die vermischten Empfindungen können entweder * aus der Betrachtung des menschlichen Zustandes überhaupt, oder dieser und jener Gesellschaft eines besondern Standes, einer einzelnen Person entstehen, und bei der letztern werden die verschiedenen Zustände in Erwägung gezogen, die dergleichen Empfindungen nothwendig hervorbringen müssen. Der Satyrenschreiber betrachtet auch den Zustand der Menschen überhaupt, bricht zuweilen in eine bittere Klage aus: aber diese Klage entwischt ihm nur aus Ungeduld, wenn er die Ungereimtheiten so gehäuft sieht, daß fast alle Hülfsmittel dagegen mangeln. Der elegische Dichter hingegen überläßt sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend, das er vor sich sieht, rührt ihn bis zur Klage, ohne daß

* Von hier fängt, wie ich glaube, die wahre Abhandlung an, da das Vorige, wie fern sich Elegie von den andern Gedichtarten psychologisch und aus der Natur der Seele unterscheidet, sich nicht eben über alle Einwendungen erheben möchte.

er es untersucht, wo die Ursachen dazu liegen, und da die Gegenstånde nicht nahe genug sind, um sein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen: so genießt er des Vergnügens, das ihm die Måßigung desselben darreicht.*

Wenn

* Daß Elegien über den Zustand der Menschen überhaupt, möglich sind — wer wird das låugnen, der es zugibt, daß es leider! zu viel Uebel gibt, welche die Menschheit drücken und Klagen erpressen können — Aber, daß diese Klagen nicht so oft in Elegien zerfließen, daß eine so allgemeine und philosophische Elegie so ungebraucht ist — woher mag dies kommen? Wenn ich recht rathe, so bestimme ich zugleich diese Art der Elegien besser, oder vielmehr, ich schränke sie ein! Zuerst: Betrachtungen über das Elend des ganzen menschlichen Zustandes grånzen zu sehr in das Gebiet des philosophischen Gedichts, um blos Elegie zu werden. Das Elend des ganzen menschlichen Geschlechts liegt blos im Einzeln vor uns: klagen wir über diese einzelnen Fußstapfen: so ist's nicht mehr die Elegie über das allgemeine Elend, die der Verfasser vorzeichnet. Soll diese letztere würklich werden, so ist's beinahe unmöglich, "zu klagen, ohne daß man untersucht, wo die Ursachen dazu liegen.„ Der allgemeine Gegenstand kann nicht anders in unsrer Seele lebendig werden, als durch ein abgezogenes Bild. Dieses kann sich uns nicht ganz darstellen, ohne daß die Ursachen gleichsam die einzelnen Züge vereinigen — und so wird ein philosophisches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen elegisch wird, (wie in vielen Stücken unsrer philosophischen Dichter,) aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieser dem Gegenstande nach fremde ist. Und er ist's auch zweitens nach der Würkung, die der Gegenstand auf uns macht. Ich setze zum Voraus, daß er unsern Empfindungen nahe genug liege, denn sonst kann die Poesie bildervoll und tiefsinnig, aber ganz und gar nicht elegisch werden.

Ich

Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen Empfindungen erregen sollen; so müssen wir eine besondere Neigung für dieselbe ha-

Ich nehme an, daß er in dem Gesichtspunkte betrachtet werde; daß er uns intereßirt; daß er auf unser Herz würkt: — was wird geschehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menschheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragisches Selbstgespräch, als Elegie werden: so sind die rührenden Selbstgespräche Hamlets, die nicht eigentlich voll Leidenschaft, sondern als Ausbrüche einer düstern Laune zu betrachten sind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. s. w. die das Selbstgespräch, da ihm der Geist erschienen, und welches mit dem Denkwort: remember thee, so launisch spielt: der rührende Kampf mit sich, ob er seyn oder nicht seyn soll, und das darauf folgende Gespräch mit der Ophelia, seine Unzufriedenheit mit sich, bei Gelegenheit des Fortimbras, seine vertrauten Unterredungen mit Horatio, seine Betrachtungen über die Hirnschädel am Grabe, kurz, seine misanthropischen Gesinnungen, die er lebend und sterbend äußert, hersetzen: sie sind über den Zustand der Menschheit; sie sind nicht Satyre, wenn ich das Gespräch mit der Ophelia ausnehme: sie sind nicht schlagende Donner der Ode: sondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn solche Klagen über das Allgemeine müssen doch durch einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da erheben sie sich immer eher zu einem Tone, der unzufrieden mit sich, oder der Welt, jetzt mit seinem Selbst, und jetzt mit dem Schicksal hadert. Oder wem das Verderben, und die Sünde als Mutter des Elends erscheint, (denn wer kann die eine sehen, ohne Widerwillen an die andere zu denken): so wirft sich der klagende Dichter, der jetzt die Geißel des Satyrs verachtet, auf diese Furie mit dem Grimme der schäumenden Pythisse. Er sieht die Erde rings um sich, als ein weites Grabmal, entweiht, von Verbrechen

ben: sie betreffen alsdann entweder unser Vaterland, oder unsere Geburtsstadt, oder das Land unserer Vorfahren, oder sonst ein Volk, für welches wir

rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt, von einer giftigen schwarzen Atmosphäre umflossen, ein großer Garten voll Unkraut, und giftiger vielklauichten Plagethiere, die unter demselben kriechen, eine Einöde, wo die Sonne, wie Apoll unter den Griechen, mit jedem feurigen Strahle einen Pfeil des Verderbens sendet, wo das Geschrei der Laster die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht, daß sie treffen — Bei diesem Elende wirft der Dichter seine thränende sanftwimmernde Leyer weg, sein Helikon wird ein Ebal des Fluchs: seine Klagen werden so schwere Lieder, wie die Lasten der prophetischen Weißagungen im alten Testament, wie die Klagen Youngs an verschiednen Orten, wie die Strafoden, z. E. das Ende der dritten Horazischen: audax omnia perpeti u. s. w. — Kurz! die Aussicht über das allgemeine Elend ist entweder zu kalt, um Elegien zu weinen; oder sie wird von einzelnem Elende erzeugt und unterhalten, und der Schmerz muß wahrhaftig mehr als elegisch seyn, der von mir Klagen über das allgemeine Elend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt, daß ich ein Mensch und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher ist diese Elegie selten; aber nicht unmöglich, wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht mein Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt; noch auch meine Betrachtung stoische Aussicht ist, und dieser Standpunkt ist — das Unglück Anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebohrnen, und an dem Sarge eines Junggestorbnen eine Elegie angestimmt werden, wie ohngefähr das Geburtslied und Grablied unsers Kleist's ist: so kann vor dem Anblicke eines Hospitals voll Armer und Abgelebter, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken rc. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menschlichkeit sind.

besonders eingenommen sind. Wenn also ein Krieg das Vaterland verwüstet, die Wuth der Feinde eine Vaterstadt in die Asche legt; Länder, wo die Musen sonst gewohnt haben, durch Barbarei entheiligt sind: so können dergleichen Empfindungen entstehen; nur muß die Zeit den Bildern ihre allzugroße Lebhaftigkeit geraubt haben: die schwarzen Formen müssen nicht mehr so gedrängt stehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwischen stellen könnte. Eine Mutter, die ihr einziges Kind verloren hat, sieht in den ersten Tagen nichts vor sich, als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne Trost, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen, die vergangen sind, Feinde, die sich freuen, und ist betäubt, ohne Sprache, ohne Thränen: — so bald sie sich erst wieder erinnert, wie viel Witz ihr Kind schon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben, wie artig es sich schon in Gesellschaften bezeiget: so löset sich der Schmerz in Thränen auf: die Empfindung wird vermischt und zur Elegie weich genug.*

* Von der Elegie über die Schicksale einer besondern Gesellschaft gelten beinahe die vorigen Einschränkungen, damit sie weder prachtvolle aber empfindungslose Malereien, noch Ausrüfe eines patriotischen Enthusiasmus werden. Von dem ersten sieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Landes leider! nur zu oft Spuren: so daß, wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die letzte Zornschale anzusehen hat, wenn nachher Apoll elende Dichter erweckt, die unser Schrecken und Wehmuth in Ekel zu verwandeln wissen, oder uns durch

Zu dieser Gattung gehört der 137ste Psalm in dem Kirchenliede: "An Wasserflüssen Baby„lons,„ den auch der Aufseher nach Sidneys Uebersetzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet werden.

Die besondern Stände unter den Menschen können auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben; besonders denjenigen, welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den Gegenseitigen widerfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche Dodsley in London bekannt gemacht hat,*

ihre Schilderungen, statt eine elegische Thräne abzulocken, einen sanften Schlummer zutröpfeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlafs, (wie Sancho Pansa sich ausdrückt) über unser Antlitz leise und tröstlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr sehen. — Auf der andern Seite stehen die begeisterten Oden über öffentliche Trauerfälle von Patrioten gesungen: sie mögen strafen oder lehren. So hat vielleicht Alcäus gesungen: so singt Horaz zum römischen Volk über das Verderben Roms, in der sechsten Ode des dritten Buchs, die uns Hagedorn übersetzt, und insonderheit in der prächtigen siebenten und sechzehenten Epode: so sind Uz Oden an Deutschland, die dritte, neunte und vierzehente in der neuen Ausgabe der Klotzischen Gedichte, und wie mich dünkt, ganze Bücher von den Gedichten mittlerer Lateinischer Dichter. Die Elegie steht mitten inne, und die Klaglieder Jeremiä und andere Stücke der Propheten sind in dieser Gattung die besten Beispiele, die ich kenne.

* Ich glaube, sie in einem Theile der Erweiterungen übersetzt gelesen zu haben; allein wie weit stärkern Eindruck empfand ich, da ich sie in den Dodsleyischen Sammlungen

ist hierin ein Meisterstück. Dieses Dichters Empfindungen entstehen aus der Betrachtung, daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Posten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um sich würde verbreitet haben, auf diesem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jeßt dies Muster in Gedanken habe; so will ich sogleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mitnehmen.

Zeit, Ort und Umstände sind dem elegischen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden, darin der einsame Vogel der Nacht aus seinem philosophischen Schlummer sich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo seinen Flug ankündigen läßt, sind für ihn am bequemsten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande** seyn, ob ich gleich gestehe,

an der Seite eines Freundes las, der mit mir die stille Stärke im Ausdrucke des Originals empfand! Vielleicht werden viele mit mir wünschen, daß ein Ebert oder Meinhard aus diesen Sammlungen einige der vortreflichsten Gedichte uns mittheilte, unter denen mir jetzt vorzüglich einige schöne Stücke von Dyer im Andenken schweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geschmacks nicht bekannt gemacht haben.

** Mir fällt hiebei einer der besten Gellertschen Briefe ein, der seine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählet. — Ich glaube, daß eben so Zeit, Ort und Umstände dem Leser der Elegien nicht ganz einerlei sind. Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit so gleichgestimmtem Ton der Seele gelesen, als in einigen Sommernächten, unter einem bestirnten Himmel, in der schweigenden Laub-

daß zu der von dem Engelländer ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte erwählet werden können. Aber Einsamkeit muß immer herrschen; die Lage selbst muß solche vermischte Empfindungen erwecken können. Daher sind einsame Zellen und Creuzgänge, wo Eloise ihre Briefe geschrieben: Ufer, wo ein Strom traurig dahinrauscht: (wo der Israelitische Dichter seine Elegie verfertiget,) Wälder*, Felsen, wo die Aussicht und Stille in der Seele die Vorstellung der Gefahr und das Bewußtseyn der Sicherheit wechselsweise hervorbringen,

eines Gärtchen, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beseelt, Schauder in die Seele rauschten, und aus den etwas entferntern Trümmern eines sinkenden ritterlichen Schlosses, und aus ihren Wohnungen im alten gothischen Kirchthume die philosophische Eule ihre hohlen Accente manchmal darunter stieß — Alsdann findet man sich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabbrausen und ruhen, und die Seele wird stille, wie eine stille See in der Sommernacht, und hört gleichsam die Stimmen aus den Gräbern der Todten, und präget sie in ihr Innerstes.

* Wem fällt hier nicht jener Hallersche Eingang zu seinem Gedichte über die Ewigkeit ein, wo er uns in dunkle Wälder, an rauschende Flüsse, in ein einsames Gehölz, in hohle Felsen führt, plötzlich den Schatten seines Freundes vor unsern verwirrten Blick stellet, seine letzten Worte und das unbekannte Gebiet der Ewigkeit in unsre Seele leitet — und jetzt in dieser ehrwürdigen Fassung unsern Geist erwischt. Dies ist das Kunststück, das der Genfische Bürger vorzüglich gebraucht, um seine Lehren einzudrücken, und der gute Savoyische Vikar würde seinen Schüler oft Jähnen gemacht haben, wenn nicht ihre Situation so lebhaft vorbereitete.

meistens dazu erwählt worden. Ein einsames Zimmer* kann aber auch dazu dienen; besonders wenn noch äußere Dinge dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde**, zitternde Fenster, eine Leiche, die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik***. — Ja,

* Nur nicht die einsame Stube eines Poeten, drei Treppen hoch, unter dem offnen Dach, bei zerschlagnen Fensterscheiben, wo Schnee und Kälte durchzeucht, weil hier so viel satyrische Nebenzüge sich aus den Dichtern und witzigen Köpfen mit in unsre Seele stehlen. — Indessen hat der Verfasser des Drama: das Gemählde der Dürftigkeit sich einiger dieser Züge glücklich zu bedienen gewußt.

** Das Klopstockische Stück im nordischen Aufseher (Th. 2. St. 94.), das seine Empfindungen aus einigen rührenden Naturscenen nimmt, drängt sich immer an ein gefühlvolles Herz, das auf diese Nüancen Acht hat und etwas anders sucht, als Malereien oder Non-sens von geistlichen Empfindungen.

*** Die brittischen Trauerspiele haben sich solcher äußern Mittel der Rührung sehr bedienet, wie einem jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Todtenglocke und Ausführung zum Gericht im Kaufmann von London, und dergleichen beifallen. In den Trauerspielen des Rowe soll dieses Aeußere den Mangel des Innern rührenden ersetzen. — In vielen Gegenden wird der Sterbenstag des Erlösers durch solche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht ists solchen frühen Eindrücken zuzuschreiben, daß ich in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrschende Meinung gefunden, daß von den Zeiten ihrer Väter und Urväter her, dieser Tag traure, der Himmel meistens voll dunkler Wolken sey, und in den Sterbestunden gegen Abend eine Stille zu herrschen pflege, die diesem Tage den Namen: stiller Freitag gegeben. —

wenn von dergleichen Umständen mehrere auf einmal zusammenkommen: so kann die Seele auch in der größesten Versammlung in diesen Zustand der vermischten Empfindungen gesetzt werden. Man muß sich aber hüten, alle diese äußeren Sachen so schwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken, als süße Melancholei, in der Seele entstehen würde. So würde es widersinnig seyn, wenn jemand an einem Ort, wo er sich wirklich vor Gespenstern fürchtet, eine Elegie machen wollte. Die Schildwache im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdann von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.

Alle diese Regeln leiden einige Abänderungen,* wenn die vermischten Empfindungen aus der Betrachtung unsres eignen Zustandes** entste-

* Warum leiden sie Abänderungen? weil der Verfasser in der Parenthese von Zeit, Ort und Umständen sich von dem Elegischklagenden auf das Schreckhaftrührende zu weit eingelassen. So sehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken, Zorn, Furcht u. s. w. in einander zusammen fliessen: so muß doch in der Elegie das sanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrschende Ton seyn. Indessen als Vorbereitung und Nebensache betrachtet, hilft eins dem andern, und ich bin dem Verfasser auf seinem Spatziergange unbekümmert nachgeschlichen.

** Dies ist die Residenz der Elegie und alles vorige wird blos dadurch das Gebiet der Elegie, so fern es sich unserm Selbst nähert, so fern wir Antheil daran nehmen. Fehlt diese Beziehung auf uns selbst: so kann die Elegie ein schönes Exercitium stili werden; aber nie ein Meisterstück. Und hat

hen. Natürliches oder von der Einbildung geschaffenes Unglück kann alsdann in der Elegie angetroffen werden. Mitleiden mit uns selbst oder mit einem

man nicht Elegien genug, die offenbar in fremden Namen sind? — Du darfst nicht rathen, mein Leser! siehe die Heldenbriefe an, die Ovid in Gang gebracht: ein Dichter, der in mehr als einer Absicht mit der Poesie gespielt hat. Betrachte diese Heroiden als rührende Situationen: so sind sie eine dramatische Uebung, die für junge Dichter nützlich seyn können; aber höher stelle sie nicht, als unter Uebungen, denn sie borgen fremde Situationen und leyern im Ganzen ungefühlte Empfindungen, und zeichnen ungesehene Charaktere. Sie rauben also der Dichtkunst alle ihre Würde, eine Dollmetscherinn unsrer selbst zu seyn, wie sie es bei den Alten war, und verpachten unsre Talente in fremde Zeiten, Umstände und Personen. Dadurch gewöhnet man sich an jene erkünstelte Sprache der Leidenschaften, die mit Worten spielt, mit erdichteten Sentiments um sich wirft, und sich übt, von beiden Seiten Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Wird aber so gar dieser Geschmack an Heroiden der herrschende Geschmack einer Nation und einer Zeit: so verfällt man auf unwichtige Situationen, auf spielenden Witz, und zeichnet aus fernen Zeiten nach dem Geschmack seiner Nation Charaktere, die von Herzen schief, und nach aller Kunst albern sind. Sollte man dies nicht von der jetzt in Frankreich herrschenden Mode sagen, wo man schon den Adam an die Eva, und Kain an Mehala, und Philomele an Procris und Procris an Philomele u. s. w. hat, und nächstens die Sonne an den Mond, und den lieben Mond an die liebe Sonne wird schreiben lassen. Daß viele unter ihnen nicht schöne Stellen haben, wer wollte das läugnen, der z. E. Dorats Poesie kennet; aber daß alle seine Nachahmer schön, daß dieses Feld einer Hauptbeschäftigung würdig sey, daß das Gedichte dieser Art vorzüglich nutzbar sey, wer wollte das behaupten!

andern kann darin herrschen. Es würde überflüßig seyn, alle verschiedne Fälle aus einander zu setzen. Die verliebten Klagen* gehören zu dieser Gattung, und fast scheint es, daß außer diesen und den Todesfällen die Meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen**. Ich will nur noch dieses anmerken.

* Woher sind diese so allgemein für den einzigen Gegenstand der Elegie gehalten? Rathe ich recht, so möchten drei Ursachen seyn. Zuerst die lieben Alten, z. E. Ovid, Tibull und Properz haben sich meistens in diese Gattung eingeschränket, und ihr Beispiel hat meistens Regel abgeben müssen. — Ferner die verliebte Empfindung ist der Elegie am paßlichsten: das stille Feuer in ihr, das selten stürmende Leidenschaft wird, aber desto mehr durch die Glieder schleicht: wie die Sappho in ihrem zweiten ᾆσμα aus Erfahrung singet, und Kleist seine Phillis am Damon singen läßt; diese stille Glut erhält sich am besten in dem Maasse, das die Elegie fodert. Drittens ist auch kein Misvergnügen uns so angenehm, als die verliebte Traurigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verlust bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindschaft, ein andres Schrecken bis zum Entsetzlichen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht: so unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit: der verliebte Verlust macht uns nicht untröstlich: der verliebte Zorn ist ein kleines Wölkchen in der Morgenröthe, der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu sprechen, und die Hand zu schreiben frei: der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt diese bittersüße Empfindung in jene hinkende Verse aus, die halb sich, halb den andern rechtfertigt, hasset, liebet und ergötzet.

** Hier kommen die Elegien über Thiere, oder leblose Sachen, die uns lieb gewesen, zu stehen: Catulls Liedchen auf den Tod seines Sperlings, und Gleims sterbende Nachtigall, der Mad. Karschinn Klagen über einen

Auch ohne das Zuthun äußerer Zufälle kann jeder zuweilen in die Gemüthsverfassung, etwa bei einem einsamen Spatziergange gesetzt werden, daß er sein ganzes Leben zusammenrechnet, das Gute und Böse darin überdenket, und sich denen daraus entstehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte, die Seele muß sich in der Gelassenheit befinden, wo ihr weder die bittere Thräne des Leides ausgepresset, noch der tiefe Seufzer der Angst entrissen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen, so mögen sie so milde fließen, und wenn Seufzer gehöret werden, so mögen sie uns zum sanften Mitleid stimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.

Die *Gedanken* nun selbst müssen der Würde der Empfindungen angemessen* seyn. Es wird dabei

Canarienvogel u s. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden *Homers* mit ihren Pferden sprechen, und diese über den Tod ihrer Herren, „erstarret stehen, wie ein „Leichenstein über dem Grabe eines verstorbnen Menschen, „die, da sie die Häupter sinken lassen, und heiße Thränen „fließen ihnen unter Seufzern über die Wangen zur Erde „nieder: und die schöne Mähne sinkt aus den Locken herab, „und wälzt sich im Staube:„ Ich sage, ob diese Zeit, da sich Thiere und Menschen noch mehr kannten und verstanden und liebten, ziemlich vorbei ist: so dörfte doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Thier oft verdienter und herzlicher seyn, als manches stattliche Trauergedicht auf einen Jost: ich nehme an, daß jenes und dieses nicht Satyre ist.

* Oder vielmehr der Weisheit der Empfindungen. Hiezu gehört daß er sich *ganz mit seinem Gegenstande* beschäftige,

ein Geist vorausgesetzt, der sich weder durch den Verlust eines schlechten Gutes dahin reißen läßt, noch auch jedem Verluste frisch widersteht. Folglich werden die erhabnen Gedanken* aus der Elegie wegbleiben. Da die Seele ferner in einer Art von Erschlaffung ist: so ist ein geschärfter Witz, das

doch so, daß ich ihn nicht mit einem feurigen unverwandten Blicke ansehe, wie in der Ode, sondern mit einem nassen thränenden Auge, das auf seine verschiedne Seiten irret, und die genoßnen Zeiten, die Gegenwart und die Zukunft mit matten suchenden Blicken durchwandert. — Hiezu gehört zweitens, daß er den Gegenstand nie anders als in Beziehung auf sich, betrachtet: dies ist insonderheit das Zeichen der wahren Empfindung; dies rührt, und ist statt aller beobachteten Regeln.

* Wohl kann sich unter die reichen Empfindungen hin und wieder ein Gedanke mischen, in dem eine starke Empfindung eingehüllet liegt. Nichts aber ist der Elegie so entgegen, als der geschraubte Witz. Eine von Thränen erschlaffte Saite tönt nicht hell, und macht keine Bockstriller. Da man das Nervengebäude der Empfindung sehr treffend mit einem Saitenspiel vergleichen kann: so merke ich hier an, daß wie eine Saite blos mit einer gleichgestimmten harmonisch tönet: so fodert das Wimmern der Elegie gleichsam einen Leser von gleichem Ton der Seele. Weil nun ganz gleiche Bildungen der Seele eben so unmöglich und selten sind, als völlig gleiche Gestalten des Gesichts: — welche eigne Dreustigkeit gehört dazu, das ganze Publikum für einen Abdruck seiner Seele anzusehen und jedem Fremden den sympathetischen Zug zuzutrauen, ohne den unsre Klagen ihm langweilig, ekelhaft, oder lächerlich werden können. Wenn man es bedenkt: daß wir zwar im Denken uns einander so ziemlich ähnlich, aber im Empfinden gewaltig verschieden sind: so muß ich dem Troste jenes Autors fast recht geben, der zu sich sagte: „ich bin mein eigner, einziger und bester Leser!“

Epigrammatische, das allzuweithergesuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichungen, kleine Geschichten, Fabeln darin ihren Platz. Denn die Einbildungskraft ist bei einem solchen Zustande der Seele fast allein beschäftiget *. Sie sucht also alle vergesellschaftete Bilder auf, die mit ihrer herrschenden Empfindung übereinstimmen, um entweder sich dadurch zu trösten oder noch mehr zu betrüben. ** Sie bleibt öfters bei einem einzigen Gedanken stehen und wiederholt ihn; ja macht unmittelbar die Anwendung auf sich. Daher kömmt die Wiederholung einerlei Worte am Ende des vorhergehenden, und im Anfange des folgenden Verses, welche die Elegiendichter öfters so glücklich anbringen. ***

* Ich kann hierin die Elegie nicht besser als mit einem Traume vergleichen: diese Vergleichung sagt vielleicht viel. Die ganze Bilderreihe, die vor ihrem Auge vorbeistreichet, ist in einem heiligen Schleyer halb verhüllt, der das dunkle Gewand der Traumgesichte zu seyn pflegt: sie ist an sich verbunden, so wie die Folgen der nächtlichen Gedanken, nur das Band ist nicht so regelmäßig und sichtbar, als im Wachen: dazu kömmt, daß in der Elegie, so wie im Traume, Einbildungskraft und Gegenwart zusammengemischt wird: und hieher gehört jetzt die vorige Einschaltung mit, wie viel Macht, Zeit, Ort und Umstände in die Elegie sich eindrängen, nicht blos Gedanken nähren, sondern auch erzeugen, die sich alsdann unter die andern hinstellen, anschließen, und gleichsam elegisch werden.

** So wie jede Leidenschaft sich der ganzen Welt mittheilen will: so sucht auch die Betrübniß überall Zeugen und Begleiterinnen ihres Schmerzes: sie will sich nicht widersprechen lassen, und tröstet sich, wenn man ihr Recht gibt.

*** So bald diese Wiederholungen regelmäßig, und bei

Alle Gedanken, die ins Groteske fallen*, allzuhäufige O und Ach und Weh! Verwünschungen, die Abscheu erregen, zu heftige Betheurungen seines Schmerzens tödten die Elegie. Die erstern erwecken Gelächter; die andern sind entweder Zeichen einer allzuheftigen Traurigkeit, oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung; die dritten bedeuten mehr Wuth und Kummer, und die letztern sind entweder verdächtig oder überflüßig. Die Traurigkeit muß sich durch die Reihe von Gedanken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen. Vor allen Dingen muß der elegische Dichter die kleinsten Umstände**, die mit seinem Gegenstande verwandt gewesen, sammlen

diesem Regelmäßig noch dazu schleppend, eintönig und leer werden: so ermüden sie, wie z. E. die Elegie Daphnis und Daphne in der Sammlung verm. Schr. — So verwirft auch die Elegie oft den Perioden, heftet sich auf ein Wort, das sie wiederholt, und sich recht vors Auge stellet: hierin ist sonst Klopstock sehr glücklich, nur in dem Trauergesange Davids um Jonathan, den zwei Sänger seinem Salomo singen, und wie ich glaube, in seiner neuern Elegie: Rothschilds Gräber sind einige Versetzungen zu gezwungen, einige Wiederholungen zu todt, und manches O und Ach! ein Asteriscus, der da sagt: hier ist zu gähnen!

* Wenn jener Elegiensänger dem, der nicht mit ihm weint, den Cypressenstrauch ins Gesicht werfen will: so muß man sich vor ihm hüten, weil wenn unsre Augen sich thränend schliessen, und unsre Thränen ihm nur nicht kugelrund genug sind, wir nicht vor einem Wurf sicher seyn möchten.

** Man erinnere sich hier an das Lied unter Langens Gedichten, da alles ein Zeuge vom Verluste wird, und jeder Umstand das Bild des Freundes zurückbringt.

und anführen. Dieses zeigt, daß seine Einbildungskraft ganz damit angefüllt sey, und nicht das Geringste habe verloren gehen lassen.

Der Ausdruck wird so wenig als möglich prächtig seyn dürfen. Reinlich und auch zierlich — sine squalore, aber auch auro absque ac gemmis. Je natürlicher diese Empfindung ist, je weniger sind die Worte gesucht. Ich will eine kleine Englische Elegie hersetzen, die ich irgendwo in Musik gesetzt gesehen habe: es ist die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten:

Gentle Youth, o, tell me why
Tears are starting from my eye;
When each night trom You I part
Why the figh, that rends my heart?
Gentle Youth, o, tell me true,
Is it then the same with you?

Die Naivetät, welche hier herrscht, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählet; und glücklich! — Wenn nur das Aeußerste auf beiden Seiten vermischt wäre: so wird die Verschiedenheit der Materie den Ausdruck an die Hand geben.

Die verliebten Elegien* sind für die wenigsten

* Eins der schönsten Klaggedichte in dieser Art ist das Gleimische: Mich, o Doris, willst du hassen ꝛc. Uebrigens gefällt es mir, daß der Kunstrichter die Elegie in kein eigensinniges Sylbenmaaß einkerkert: es kann elegische Oden in vielerlei Sylbenmaaß, elegische Eklogen u. s. w. geben, nur wenn einige das förmliche elegische Sylbenmaaß erwählt: so ist der Pentameter, der freilich zu elegischen Wiederholungen gebildet

Leser. Wenn es ein Dritter schon überdrüßig wird, dem Gespräche zweier Verliebten zuzuhören: was für eine Dreustigkeit gehört nicht dazu, ein ganzes Publikum in die Gesellschaft zu bringen? Ueberhaupt sind die Elegien eben nicht die Gedichte, die man zu allen Zeiten lesen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Dichter auch daran dächten.*

4.

Von der Horazischen Satyre.

Noch immer ist an mir die Reihe, die Hand auf den Mund zu legen, und zu schweigen. Unserm Rabner habe ich es immer anzusehen geglaubt, daß er aus Swifts Schule der Erste seiner Zöglinge sey: hier ist ein Schriftsteller, der uns in seinen Satyren mit der Urbanität eines Horaz unterhält: der Verfasser, der Mores Eruditorum, Genius seculi, Ridicula etc. geliefert. Ich urtheile nicht: sondern schreibe ab:**

"Es ist eben nichts neues, daß man den Juvenal vom Horaz unterscheidet, daß man des letztern

zu seyn scheint, mir immer im Deutschen noch sehr hart und gezwungen vorgekommen. —

* Wenn einigen meine Anmerkungen langweilig gewesen, so denke man daran, daß ich über die Elegie commentirt. — Elegische Noten, die sich nicht zu aller Zeit lesen lassen.

** Lit. Br. Th. 9. p. 82.

„letztern ridendo verum dicere, seine schalkhafte „Verziehung des Mundes, seine vielbedeutende „Miene, von den geißelnden Streichen des erstern, „von seinem entflammten Gesichte, und von seinem „zornigen Auge unterscheidet. Aber was macht denn „diesen Unterschied? — Die alte Komödie brachte „die Bürger mit ihren Sitten ganz, bis auf ihren „Namen unverändert, auf die Bühne; dies ist Ju„venal, wenn man noch dazu setzt, daß er seine „Mitbürger nicht blos von der lächerlichen, sondern „auch von der lasterhaften Seite, und von dieser „öfter, als von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz „dringt in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm „die Maske ab, wenn auch sein Gesicht darüber blut„rünstig werden sollte, und gibt ihm nur einen an„dern Namen; aber niemand läßt sich betriegen. Der „ist es, ruft man, nach dem Leben! — Zu dieser „Satyre gehört so viel Anlage nicht! Man darf nur „aufmerksam seyn, auf das, was um uns vorgehet. „Wenn sie gut werden soll: so muß ich merken, daß „der Mann vom Herzen weg redet, und daß er bei „allem Eifer, den er hatte, doch Beurtheilungskraft „genug besessen hat, mir unter den verschiedenen „Originalen nur die wichtigsten, und an diesen nur „das Merkwürdigste zu schildern.

“Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerst auf das, „wovon sie bei sich empfinden, daß sie es vielleicht er„reichen könnten. Allein, weil es doch eine gefähr-

„liche Sache ist, Narren und Bösewichter kenntlich „zu schildern: so vermeiden sie diese Gefahr, und „machen, daß das ganze Stück nichts taugt. Sie „mahlen uns platte Karaktere, die eckelhaft sind, „und an denen man weder genaue Zeichnung, noch „das lebhafte Colorit eines Juvenals findet. Bei„spiele davon können uns in unsern unzählbaren Wö„chenschriften nicht mangeln. — Unter den Franzo„sen ist vielleicht der einzige La Bruyere, der „den Ausweg eines Genies gefunden hat. Er hat „seine Zeichnungen übertrieben, um sie nicht kennt„lich zu machen. Aber für seine Zeitgenossen waren „doch die Züge nicht verstellt, und für uns haben seine „Farben noch nichts von ihrer Lebhaftigkeit verloren.

"Die Horazische Methode hingegen, eine „Satyre zu schreiben! ich wollte wohl behaupten, „daß man mit dem Talent dazu müßte gebohren „seyn. Vielleicht ist dieses ein Grund, warum der „satyrische Dichter auf dem Parnaß auch seine Stelle „hat. Denn jene von der ersten Art sind, deucht „mir, in nichts von dem prosaischen Schriftsteller „unterschieden. — Dies Talent ist nichts anders, als „die Naivetät, mit welcher der Dichter an sich „auf eine lebhafte Art zeigt, was er an andern lä„cherlich gefunden hat, und es an seinem eignen sonst „einfachen Karakter besonders auszeichnet. Oder auch: „er weiset auf etwas, was lächerlich ist, aber ohne „daß er es als ein solches zu kennen scheint — und

„eben weil es diesen sonst so simpeln Mann befrem=
„det: so werden die übrigen jetzt aufmerksam, und
„entdecken das Lächerliche. Nicht daß der Dichter gar
„niemals seine satyrische Geißel mit sich führte: auch
„Horaz, wenn er aufgebracht ist, gibt seinem in-
„eptus Fannius etwa einmal einen Hieb, und läßt
„ihn

Discipulorum inter plorare cathedras.

„Aber es geschieht selten. Der satyrische Dichter ist
„seinem Temperament nach cupidus pacis, und dies
„macht ihn eben zu dieser Naivetät geschickt. Keine
„starke Leidenschaft, welche tobend ist, wohnt in der
„Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken, oder
„eine naive Handlung vornehmen soll. La Fontaine
„und Gellert haben nur dies satyrische Talent,
„und ich vermuthe sogar, daß sie durch dasselbe zu der
„Erzählungsart in ihren Fabeln sind gebracht wor=
„den, die ihnen beliebt hat. Fast allein ihre Aus=
„schweifungen, durch welche sie von der Aesopischen
„Kürze abweichen, und die unsre einfältige Nachah=
„merheerde für bloße Ausschmückungen der Erzäh=
„lung gehalten hat, sind satyrische Züge, die dem
„Dichter entwischen, und eben deswegen so sehr ge=
„fallen, weil er sich so blöde und unerfahren anstellt.
„Ein Mann, der so unschuldig ist, wie könnte der
„mir Schaden thun, wenn er mir auch die Wahrheit
„saget? Er sagt sie in seiner Unschuld. Dies ist der
„Grund der mannichfaltigen Erdichtungen, in welche

„ein gutes Genie seine Satyren einkleidet. Es muß „sich Situationen erfinden, in welchen es diese Nai„vetät am besten zeigen kann. — —

“Die Mores Eruditorum und Genius seculi* „zeigen auch diese Mannichfaltigkeit in Erfindungen, „den feinen Spott, der aus der Unschuld des Herzens „zu kommen scheint; aber auch eine Art von Ein„schränkung auf eine gewisse Gattung von Gelehr„ten. — Indessen gibt ihnen das Lateinische Kleid „eine Neuigkeit, in der sie sich uns zum Vergnügen „darstellen. Was mag wohl die Ursache davon seyn? „Liegt es an dem Gedrängten der Lateinischen Wen„dungen, an den Ausdrücken, die uns durch das Na„türliche, und durch einige ihnen anklebende Neben„begriffe anreizen; oder entspringt dieses Angenehme „aus dem Vergnügen, das wir über die glückliche „Mittheilung der Gedanken unsers Verfassers in der „Sprache der Römer haben? Ein Schriftsteller, „der dieses ungezwungen erreicht, läßt uns gleichsam „einen Zeitgenossen des Tullius hören, der sich „über unsre Sitten in seiner Sprache ausdrückt.„

* * *

Ich unterschreibe im Ganzen das Bild, das man von Juvenal, Horaz und unserm Kloß mahlt: ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affektiren zu wollen, muß ich doch folgendes frag-

* Lit. Br. Th. 10. pag. 197.

weise dazu setzen, weil ich mir selbst nicht antworten will:

Sollte das Lächerliche der alten Komödie, mit dem Lächerlichen des Juvenals einerlei seyn? Ich meine nicht das Belachenswerthe, was beide schildern, denn da versteht es sich von selbst, daß dies mit den Sitten und Zeiten sich ganz verändert haben muß: sondern nur das Lächerliche, wie beide es schildern? Ich will nicht an den Unterschied denken, den schon die lehrende Satyre, und ein pöbelhaftes Drama fodert: sondern ich rede von dem charakteristischen Tone beider, unabhängig von der äußern Einkleidung, blos an sich gegen einander gesetzt.

Sollte Juvenal Sitten dergestalt in seine Satyre bringen, daß blos die Namen verändert sind: so daß nur Aufmerksamkeit auf das menschliche Leben, ein Eifer, der vom Herzen weg spricht, und Beurtheilungskraft, das Wichtigste und Merkwürdigste zu schildern, die Talente zur Juvenalschen Satyre wären?

Wäre Juvenals Charakter, daß er Narren und Bösewichter kenntlich schildert; und er würde nicht bei diesem Kenntlichen ein Pasquillant? Sollte er von den schlechten Charakterschmierern unserer Wochenblätter blos durch Genauigkeit und Kolorit unterschieden seyn? Eine Satyre, die das Kenntliche, das Genaue zu ihrem

Hauptzüge hat, verdient die den Rang, den doch Juvenal mit Recht fodert?

"Die Horazische Methode in der Satyre — mit „dem Talente muß man gebohren seyn!„ Muß denn das Juvenalsche Talent nicht angebohren seyn? — Sobald man das kindische Vorurtheil ablegt, die Einkleidung sey das Vornehmste in der Satyre, so kömmt Juvenal an Genie zur Satyre immer über Horaz.

"Juvenal ist ein prosaischer Schriftsteller, und „Horaz hat seine Stelle auf dem Parnaß, weil „er mit dem Talente zur Satyre gebohren worden.„ Dürfte ich nicht hingegen sagen: Horaz ist in seinen Satyren ein prosaischer Schriftsteller, weil er vorzüglich als Dichter zur Ode gebohren ist. Juvenal ist nach seiner Kühnheit, seinem Feuer, seinem Kolorit, und selbst seinem Sylbenmaaße nach, ungleich mehr Dichter.*

* Denn "keine starke Leidenschaft wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken soll,„ heißt es auf der folgenden Seite, und Th. 18. pag. 119. heißt es gar: "Horaz muß den Mißstand, kleine Thorheiten mit dem Schwunge des Hexameters zu belachen, selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn gerade in seinen Satyren so nachlässig bearbeitet, daß man glauben sollte, er habe es mit Vorsatz gethan, um ihn dadurch seinem Inhalt mehr zu nähern, und ihn mit dem Tone seiner Materie übereinstimmiger zu machen.„ — Dieser Ton ist naive Prose, und eben wegen dieser naiven Prose soll Horaz ein größerer Dichter seyn, als andere, die feuriger schildern? —

Wäre La Bruyere unter allen Franzosen der einzige, der den Ausweg eines Genies gefunden, in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzosen, die in der Zeichnung des Lächerlichen auf so viel Schriftsteller stolz seyn können, von denen jeder eine eigne Art der Zeichnung hat — die vielleicht hierin, und hierin allein, Originale vor den Alten und Neuern sind? — Und hier wäre La Bruyere das einzige Genie? Und das einen Ausweg eben von der Juvenalschen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am wenigsten gemein hat? — Der Kopf thut mir bei diesen Fragen weh! Was muß ein Franzose denken, wenn er dies lieset?

Dürfte nicht die Anmerkung über La Fontaine und Gellert wichtig seyn? Wer zweifelt daran, daß ihre Ausschweifungen satyrisch sind? Und folgt hieraus, daß sie in einer Aesopischen Fabel etwas mehr als Ausschmückungen sind, "dafür sie die einfältige Nachahmerheerde gehalten hat?" Hat denn La Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit für etwas anders ausgegeben, als für Ausschmückung? Ja blos für eine kleine Schadloshaltung gegen die Kürze des Phädrus?

Und dann? Dürfte Klotz, wenigstens in einigen spätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Zorne des Juvenals, der Horazischen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigner läßt.

Ich sage dies nicht, um ihn zu tadeln: denn freilich, zu unsrer Zeit, muß man oft sagen, nicht blos aus Juvenal, sondern auch mit seinem eifernden Tone: difficile est, satyram non scribere! — — Und in den meisten Stücken geben wir der Klotzischen Freimüthigkeit unser geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann, wie er, der das Mark der Lateinischen Denkart und Sprache, insonderheit der Horazischen Laune, in sich gesogen, der durch seine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen die in Deutschland so seltnen Lateinischen Musen bekannter und nutzender zu machen sucht: sein Name beschließe diese Fragmente von Lateinischen Dichtern.

5.

Haben wir Deutsche Ciceronen? *

"Erst müssen wir Beredsamkeit und Wohl-„redenheit unterscheiden, und mit dem Cicero „bei der erstern diejenige, welche in der Feldschlacht „gegen die bloßen Schwerter anrückt, quæ in acie „versatur et ferro, von der absondern, die nur auf „der Uebungsbahn sich zeiget. Die erste mangelt uns, „und wir können keinen Redner haben, den wir mit „Cicero oder Demosthenes messen könnten.

"Wir haben keine politische Beredsamkeit;

* Dies ganze Fragment ist aus den Literaturbriefen, Th. 13. p. 106.

„nicht einen Schatten davon, und können sie auch „nicht haben, weil unsere Staatsverfassungen gar „nicht dazu eingerichtet sind. Wo ist das Volk? „wo sind die versammleten Provinzen? Wo sind „die angeklagten Feldherren und Fürsten? Wo ist „öffentliche Berathschlagung über Krieg und Frieden? „In unsern Verfassungen bezahlt das Volk seine Ab„gaben, und wird über den Gebrauch derselben nicht „gefragt; die Vornehmen werden nicht angeklagt und „vertheidigt, sondern fallen in Ungnade; und im „Kabinette geschieht der Ausspruch: es soll Krieg „seyn, weil wir es wollen, und Friede, weil wir „nicht mehr können — und der Unterthan hört es. „Nun kommt zu Haufen, ihr Demosthenen und „Ciceronen! Nicht wahr, alles ist euch fremde;— „verlaßt den kleinen Markt, und lernet — trockene „Processe.

"Ich thue noch einen Schritt: die große Bered„samkeit kann nirgends, als in der gerichtlichen „Art zu reden angebracht werden. Das Forum ist „das einzige Treibhaus für sie, und jeder andere „Boden zu kalt. Wir wollen sehen, was die gericht„liche Art für Vortheile habe; ob diese Vortheile „die große Beredsamkeit zuwege bringen, und ob „die andern Arten eben diese Vortheile verschaffen.

"Die Materien bei der gerichtlichen Art sind „immer neu; immer höchstwichtig, selbst nach „der Meinung der Zuhörer. Die Zeit zwischen

„der Ueberlegung und dem Erfolg ist kurz. Da-
„durch drängen sich die Gegenstände näher hinzu,
„und werden folglich grösser, sinnlicher und lebhaf-
„ter. Die Gründe, deren sie sich bedient, sind ganz
„aus dem Reiche der Wahrscheinlichkeit. Ein un-
„endlicher Vortheil! Denn aller Scharfsinn des Red-
„ners kann sich dabei üben: alle seine Erfindung.
„Ferner, weil das Wahrscheinliche seine Hülfe von
„allen kleinen Umständen zusammen sucht: so bereiten
„eben diese Umstände, folglich schon die Beweis-
„gründe, die Leidenschaften zu. Denn diese Um-
„stände liegen in den Seelen der Zuhörer, so zu
„sagen, neben andern verwandten, die dem Zunder
„zu vergleichen sind. Der Redner darf sie gleich-
„sam nur rühren, damit Luft hineinkomme, und
„alles fangt an zu glühen. Bläset er vollends an:
„so ist alles eine Flamme.

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig
„macht: so geht er sein ganzes voriges Leben durch.
„Wie viele Handlungen müssen darinn nicht gewesen
„seyn, wodurch diesem oder jenem von den Zuhörern
„Unrecht geschehen! Diese Erinnerung gibt in der
„Seele dieses Mannes dem Beweise des Redners
„schon ein grösseres Gewicht. Einen Aristides
„selbst würde es leicht gewesen seyn, anzuklagen, weil
„die Beweise seiner vorgeblichen Schuld in den Her-
„zen der Meisten schon vom Neide vergiftet lagen.
„Daher kam es auch, daß die meisten großen Männer

„sich vor den Anklagen so sehr fürchten mußten. „Gründe hingegen, welche auf die Gewißheit gehen, „haben diese Vortheile nicht.

„Endlich die Leidenschaften. Alle kann der „gerichtliche Redner im höchsten Grade erregen. Er „erweicht nicht blos zum Mitleid, er rührt bis zum „Schluchzen. Er bringt den Zorn nicht nur zum „Kochen, er läßt ihn auch zur Wuth ausbrechen. „Der Zuhörer wird vom Schrecken nicht nur blaß: „er läuft in der Angst wie ein Unsinniger herum; „kurz, er macht nicht, daß der Zuhörer anfängt zu „überlegen, sondern daß er sich auf der Stelle ent„schließt. In diesem Zeitpunkte steht er vor der „beweglichen Menge fast wie ein Gott da, der die „Herzen derselben gleich den Wasserbächen in Händen „hat.

„Nun wollen wir die übrigen Redearten dage„gen halten. Wie die Menschen heut zu Tage von „Homers Helden an Stärke verschieden sind: so „stehen auch die bei uns üblichen Redearten von der „alten gerichtlichen Art ab. Bei den panegyrischen „und akademischen Reden erhellet es von selbst. „Was sind die letztern? Abhandlungen abstrakter Sätze. „Sie können schön vorgetragen werden: aber was „ist dieser Schmuck gegen die Rüstung auf das „Schlachtfeld? Der Panegyrikus? O laß „die Zeiten noch so heldenreich seyn: er ist selten an„zurathen. Hundert Biographen; aber höchstens einen

„Panegyristen. Bossuet unter den Neuern ist „wohl das größte Muster hierinn, (denn Fleschier „ist meistens nur wohlredend) aber einmal hat er „nicht viel Lobreden geschrieben: und dann wird sie „auch niemand mit den größten Reden der Alten ver„gleichen. Wenn diese lobten: so war das Lob nie„mals ihr Hauptabsicht, sondern nur ein Mittel zu „derselben: den Plinius ausgenommen. Einiges „Mitleid und Bewunderung sind die einzigen Rüh„rungen, die wir dabei fühlen können; und ehe uns „der Redner dazu bringt, muß er bei einer einzigen „Rede fast alle seine Schätze verschwenden.

„Nun bleiben noch unsre Kanzelreden übrig. Ohne „mich durch die Frage zu schützen: ob es nicht viel „besser wäre, auf der Kanzel Homilien als Re„den zu machen? — sey es einmal angenommen, „daß wir alle Beredsamkeit dabei anwenden sollen, „die in unserm Vermögen ist. Ich läugne es, daß „wir dieselbe zu dem Grade der gerichtlichen erheben „können. * — Materie, Beweise und Affek„ten verweigern dem Redner ihre Hülfe, bis dahin „zu steigen. Die Materien des Kanzelredners rüh„ren wohl selten durch ihre Neuigkeit **, wenigstens

* Und ich läugne, daß sie sich mit der gerichtlichen vergleichen lasse, daß sie dabei gar nichts verlöre, wenn sie ihr auch in allem folgenden nachstände: eine wichtige Materie.

** Nie durch eine zum voraus anlockende Neuigkeit; aber ihre Art ist auch eben die entgegengesetzte: so viel hineinzulegen, daß die Materie neu werden muß.

„diejenigen gewiß nicht, die eine christliche Erzie-
„hung genossen. Zu den Zeiten der Apostel und
„bei Völkern, die erst bekehrt werden sollen, ist dies
„freilich ganz anders; daher läßt sich auch menschlicher
„Weise die Menge der Bekehrten in einem Tage be-
„greifen. Allein, wie kann unter uns der Kanzel-
„redner seine Materien neu machen? * Es bleibt ihm
„also nur das Interesse derselben übrig; und dies
„werde ich doch nicht läugnen? Nein. Ohne daß man
„mir es zudeklamirt, begreife ich wohl, daß die
„Entscheidung über unser Wohl oder Elend auf eine
„Ewigkeit wichtiger sey, als die Entscheidung über
„Krieg und Frieden auf etliche Jahre. Ist sie es aber
„auch nach der Meinung aller Zuhörer, und
„zwar in dem Grade der Lebhaftigkeit **, welcher allein
„den Willen bewegen kann? Der Redner kann es viel-
„leicht dahinbringen, aber er muß es erst thun, wenn
„es für den gerichtlichen Sprecher schon gethan ist. ***
„— Desto schlimmer für solche Weltkinder! — Zuge-
„standen, und diese Weltkinder sind der größte Theil

* Ich könnte es dem Verfasser mit einem Worte sagen, wenn der Homilet nicht über Worte, sondern über das menschliche Leben spricht; allein dies eine Wort fordert zur Erklärung viel andre.

** Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken, wo er es zu seiner wirklichen Absicht hat, kann ers auch erregen.

*** Eben hier trennt sich der politische vom geistlichen Redner; dieser fängt an, wo jener aufhört: keiner erreichet seinen Zweck, wenn sie beide einen Weg nehmen.

„der Zuhörer. Die meisten Seelen entschließen*
„sich nicht eher, bis aller Zwischenraum der Zeit von
„dem Entschlusse bis zur Wirkung gleichsam vernich-
„tet ist. Diese Trägheit hat sogar dem beredten
„Apostel einen Triumph entrissen. Felix und
„Drusilla entdeckten, daß sie noch wahrscheinlicher
„Weise Zeit hätten, neue Vorsätze zu fassen, und
„schickten den Redner von sich. Dies liegt in der
„Natur der Sache selbst und keine blos menschliche
„Kraft kann es bei dem undenkenden Haufen über-
„wiegen.

„Gleiche Unbequemlichkeit entsteht für die Kan-
„zel aus den Beweisen. Die Aussprüche der heil.
„Schrift, so bald es klar ist, worauf sie gehen,
„schneiden alle Erfindungskunst ab. Gott hat es be-
„fohlen: hier ist der ganze Beweis **. Nur selten
„zeigt sich eine Schwierigkeit in der Anwendung
„auf einen besondern Fall. Das freieste Feld für
„den Kanzelredner verschaft der Contrast der Hand-
„lungen mit der Ueberzeugung von den Gesetzen;

* Immer entschließen! In einen Taumel von Entschlüssen ist der Zuhörer endlich noch zu stürzen; wenn das des Homileten Amt wäre; aber vom Entschluß zur That! die Kluft überspringt der Kunstrichter, und sie ist die schädlichste.

** Diese Worte sind der schönen Abhandlung ganz und gar unwürdig: ist das predigen, wenn man seine Materie mit einer Kette biblischer Spruchstellen umflicht, und sie so aufführt? Hier verkennt der Verfasser die wahre Natur der geistlichen Beredsamkeit, und der menschlichen Seele.

„und zu diesem Felde öffnet ihm das Geschehene
„die Schranken. Daher sind unsre besten geistlichen
„Reden über dergleichen Materien geschrieben. Bour=
„daloue, Massillon, Mosheim — man
„wähle die besten ihrer Reden, und man wird mir
„Recht geben.

„Wie steht es nun mit den heiligen Affekten?
„Sie werden freilich eben so erregt, wie die übrigen,
„aber nicht eben so leicht, nicht eben so stark*.
„Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Be=
„wundrung kann der Kanzelredner erregen, aber
„nur in einem gewissen Grade. Ja, die ersten wer=
„den vielmehr vermischte Empfindungen,
„und die letztere verliert sich in stille Anbetung.
„Steigt er über jenen Grad: so entgehen ihm die
„Seelen ganz aus den Händen, überlassen sich ihren
„ruhigen Empfindungen, und der übrige Theil seiner
„Rede ist verloren. Ja, je öfter einerlei Bild vor=
„gebracht wird: desto schwerer fällt es, die ihm zu=
„sagende Leidenschaft zu erwecken. Wie weit kann
„es also der geistliche Redner bringen? O wahrhaf=
„tig! Cicero könnte wohl vielleicht der beste Kanzel=
„redner unter uns seyn; aber ein Cicero würde er
„nicht seyn. Ja, wenn Cicero unter uns wäre er=

* Wenn der politische Redner kein Akteur an Rührung seyn kann, so muß es der geistliche noch weniger seyn, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will: — Doch alles dieses würde theologisch!

„zogen worden: hundert gegen eins, nach seiner „herrschenden Neigung der Eitelkeit würde er Ge„dichte herausgegeben haben, und ganz gewiß schlechte „Gedichte. Aber die Theile in den Reden der Alten „sind einerlei mit den unsrigen gewesen, und auf „einerlei Art gemacht worden? Was kann das helfen? „Es kömmt auf den Gebrauch dieser Theile an. Ein „Haufen macht seine Kriegsübungen so wie ein gan„zes Heer. Er rückt fort, er lenkt sich, er hält „zusammen, jeder Soldat handelt. Wird deswegen „ein Stadthauptmann in einer Reichsstadt, der seine „Bürgerkompagnien mustern kann, Feldherr seyn? „Vielleicht bis auf die zwo Kleinigkeiten, daß der „Feldherr ein ganzes Heer in Bewegung setzt, und „gegen einen Feind in Bewegung setzt — Unsern „Rednern fehlt die Materie, ein solches Ganzes zu „machen, und der Feind, den sie überwinden müssen. „Dies ist der Unterschied zwischen der acies und der „palaestra des Cicero.„

6.

Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich suche die bisher vorgezeichnete Aussicht der Literaturbriefe etwas weiter zu verfolgen. — Wenn wir auf unsern Rathhäusern keine Ciceronen mehr haben, da jetzt das Urtheil einer wichtigen Sache nicht

mehr

mehr vom Volk, und von dem Zuklatschen seiner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines Advokaten, nicht mehr von einer glücklichen Viertelstunde oder einem muntern Einfall abhängt: sondern von Richtern, bei denen Gesetze, Proceßformen, Rechtsgänge, oder höchstens Schmeicheleyen, die die Hand, und nicht das Ohr kitzeln, ihr Urtheil bestimmen: so ist die Beredsamkeit, wie es scheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln stehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können sie nicht seyn, und darf ich dazu setzen; sie sollen es auch nicht seyn: denn sie sinds am unrechten Orte. Zuerst: da das Volk, dem sie reden, nie das römische Volk ist, nie jene Quiriten von stolzem Ohr und feiner Empfindung, nie jene versammleten Curien und Centurien, der Ausschuß von den Geschlechtern Roms, sondern nach der Menge zu rechnen, eine Versammlung von gesundem guten Verstande ist, so wie ihn die Natur gibt, eine mittlere Erziehung bildet, und den das gemeine Leben beschäftigt: so muß auch der innere Geist des Vortrags sich nie über diese Sphäre erheben. Es ist eine sehr alte Schwierigkeit, daß die Zuhörer bei keiner Versammlung getheilter und verschiedner an Geschmack und Cultur wären, als die Versammlung des Kanzelredners, und bei vielen, insonderheit jungen Rednern, hat sie den Schaden gethan, daß sie ihrem Vortrage die größeste Ungleich-

heit gegeben: hier verliert er sich in Wolken, dort schleicht er im Staube, um, wie man sich entschuldigt, beiderlei Denkarten zu umfassen. Allein, eine mittlere Höhe, die man zu treffen sucht, ist, nicht blos bequemer, sondern auch wirklich die einzige, und beste, und das ist der populaire, freundschaftliche und vertrauliche Ton, der sich zur feinern Sprache des gemeinen Lebens herabläßt, alle scharfe abstrakte Ideen lieber in fließende sorgsamere Bestimmungen auflöset, alle das spitzige, aufgestutzte, und concentrirte Allgemeine, das sich so oft hinter einzelne, willkührliche und wissenschaftliche Worte verbirgt, zu dem glatten, ungeschmückten, und entwickelnden Tone herabstimmet, der es voraussetzt, aber nicht zeigt, daß man wissenschaftlich dachte, daß man für die Kanzel dachte, daß man selbst einer Büchersprache gewohnt sey. Dieser Ton stiehlt sich sowohl dem Gelehrten, als gemeinen Mann ins Herz, denn es ist die Sprache des gesunden Verstandes und fühlenden Herzens; weder die Sprache der niedrigern Sinne, noch die Sprache der höhern Vernunft.

Zweitens: da der geistliche Redner nie mit den Ciceronen und Demosthenen einerlei Absicht hat, so können auch ihre Mittel nie einerlei seyn. Jene wollten das Volk eine Viertelstunde übertäuben; es war ihnen genug, dasselbe auf eine kleine Zeit zu bezaubern, und ihren Vortrag und Fo-

derung gleichsam zu dem Element ihrer Gedanken und ihrer Entschlüsse zu machen, so lange sie sprachen: sie schlugen also an jede Saite ihrer Empfindungen, die mit ihrem Zwecke eintönig war: sie weckten den Haß, die Liebe auf, die in ihren Herzen schlummerte, weil sie ihnen vortheilhaft, nicht weil sie moralisch gut war. Sie flößten ihnen Affekten ein, nicht weil ihre Seele in diesem Feuer schöner und besser würde: sondern weil diese, oft blinde, oft schädliche, und immer kurze Hitze ihren Zweck beförderte. Der Redner hätte in den wenigsten Fällen die Entschlüsse, die er wirkte, gleichsam zur beständigen Gesinnung, zur herrschenden Denkart machen können, theils weil die Entschlüsse Zeitentschlüsse waren und die Affekten, die er aufregte, oft unmoralisch seyn mußten. — Welch eine ganz andre Bewandniß mit den geistlichen Ciceronen unsrer Zeit! Reden sie, um eine Viertelstunde zu bezaubern, so predigen sie sicherlich nicht die Religion, sondern sich selbst. Regen sie die ganze Phantasie der Zuhörer auf: so bleibt ihr Verstand um so viel kälter: erfüllen sie die ganze Atmosphäre des Tempels mit Specereyen: so wird der Zuhörer um so freier athmen, wenn er in die frische Luft kömmt. „Der Be„grif der Beredsamkeit aus den Schriftstellern des „Alterthums, nach welchen man sich auch eine geist„liche Beredsamkeit ausgedacht, und derselben ihren „Sitz auf unsern ordentlichen Kanzeln angewiesen

„hat: scheint in seiner Anwendung so offenbar un-
„richtig, daß ich mich über ihren Beifall und Eingang
„wundern muß. Der Römische und Griechische Red-
„ner suchte gar nicht seine Bürger auf ihre Lebens-
„zeit zu moralisch guten Menschen zu machen, son-
„dern er wollte sie nur für jetzo zu einem Entschlusse
„bringen, der durch erregte Gemüthsbewegungen am
„besten gewirkt werden konnte. Wenn also auf jenen
„Versammlungsplätzen nur so in die Seelen gedon-
„nert ward, daß dieselben für dasmal nichts anders
„sehen und denken konnten, als z. B. die Gefahr
„vor einem macedonischen Philipp, oder einem
„Catilina: so hatte man alles, was man gesucht,
„und man ließ ihre übrigen praktischen Grundsätze
„so, wie sie immer seyn mochten. Der christliche
„Prediger hingegen hat einen ganz andern Zweck,
„und muß ihn haben. Es kömmt ihm darauf an,
„daß eine gewisse Denkungsart und Gesinnung bei
„dem Menschen auf immer das regierende Principium
„seiner Handlungen und seines Lebens werde: und
„das ist nicht das Werk einer bloßen Rührung. Es
„gehören klare und gewisse Erkenntnisse dazu, die
„in den stillen Stunden des Nachdenkens eine jede
„Prüfung aushalten. Dieses Licht aber entsteht nicht
„aus der Hitze der Gemüthsbewegungen, sondern er-
„fodert eine kältere Ueberzeugung„ Dies sind Worte
eines Gottesgelehrten, der selbst ein Kanzelredner ist.*

* s. Spaldings Werth der Gefühle. p. 195. 196.

Noch ein andres Zeugniß*, über eine Sache, von der ich gern andre rede lasse: „Die Kunst, die Affekten zu erregen, ist bei den Gottesgelehrten sowohl, als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern, in großer Hochachtung, und man wendet vielen Fleiß darauf.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden. Der erste, welcher mit einem polirtern, gelehrtern und witzigern Volk zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deswegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affekten erreget.

„Allein, das Vornehmste, das man hiebei beobachten muß, ist, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten: und alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nachdem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu besänftigen, insonderheit zu

* Lit. Br. Th. 1. p. 70. aus den moral. Beobacht. und Urtheilen. Zürich. 1757.

Rom, wo Tullius war. Mit dieses Letzten Reden machen sich junge Geistliche, (ich meine die, welche Autores lesen,) insgemein mehr bekannt, als mit des Demosthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein, ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größeste Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte. Ich glaube gewiß, daß die Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen großen Theil schlafend finden werden. Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, massen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfodert, wenn man es darinn zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet."

Drittens: kaum dörften unsre Kanzelredner mit Cicero die Redtheile gleich haben sollen: wenigstens ist die Sprache bei beiden sehr verschieden. Ich fange vom kleinsten an: Man hört auf der Kanzel leider zu oft zusammengeschlungene, verkettete,

und mit Bindewörtern verpallisadirte Perioden, die einige junge Redner und unwissende Lobredner ciceronianische Perioden nennen; sie haben aber mit Cicero nichts gemein, als den äußern Leisten, und das dazu am ganz unrechten Ort. Wenn der Römer in den asiatischen Stil sich ausbreitet: so ist dies gemeiniglich eine Ueberschwemmung, die seine Sprache gestattet, das Ohr des Volks erlaubet, und seine Leidenschaft fodert. „Die Römer musten „wegen der Kürze ihrer Worte die periodischen Theile „ketten, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Stil „fallen wollten. Ohne Artikel, ohne Hülfswörter, „reich an Participien fügte sich ihre Sprache so an „einander, daß immer ein Satz in wenigen Worten „da stand. Im Deutschen aber, welcher Unterschied! „Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, müssen wir sie mannichmal trennen *.„ Wo schleppt sich aber die Sprache mehr, als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verständliche des Vortrages so oft darein setzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, den Perioden in seine fürchterliche Glieder zu ordnen, um einen panischen Schauder einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach diesem Zuschnitt: „Wenn wir um uns umherschauen — wenn „wir — wenn wir — weil es — — so werden wir „gewahr, daß die Menschen Sünder sind:„ dies ist die gewöhnliche homiletische Schlachtordnung, die

* Lit. Br. Th. 13. p. 120.

Bindewörter, und Beiwörter, und Hülfswörter und Synonymen, und periodische Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen, die das Ohr übertäubet, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit, und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet. Aber nicht blos bei diesen seichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Stil gleich von seiner zarten Jugend an, sich nach dem Latein gebildet, daß der periodische Cerimonienzwang, der in Schulen von lateinischen zu deutschen Chrien steiget, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt. „Im Deutschen ist ja ein Stil immer schon „periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner „nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze „so gekettet an einander gehänget sind *.„ So will es die deutsche Sprache, die von Hülfswörtern und wesentlichen Bestimmungswörtern so wimmelt, daß man die periodischen nicht nöthig hat.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es schon die Sprache an sich so fodert. „Weil bei den „Römern immer ein Satz mit wenig Worten dastand, „und die Seele also wenige Zeichen zu fassen hatte: „so konnten auch die folgenden Begriffe eher ange„hänget werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Be„trachtung den Autor zwang, lieber dem Geist viel

Ruhe-

* Ebendaselbst.

„Ruheplätze zu verschaffen, als das Ohr zu füllen.„ Aber bei unsern deutschen Kanzelperioden, wie oft leidet da der Verstand! Leute von einem Geschäft- nicht aber Bücherverstande, wie können die das ganze Gebäude eines solchen Perioden übersehen, wenn es auch noch so stolz errichtet wäre? Ihre Aufmerksamkeit ermüdet durch den Zwang; da sie nicht mit dem Gelehrten einerlei Schärfe des Auges, und wenigstens nicht einerlei Sehepunkt haben: so sind alle die Schönheiten meistens für sie verloren, ja das Ganze wird für sie dunkel. Diese Wendung sollte den Zuhörer überraschen, und verwirrt ihn; jener Umschweif soll ihm Gelegenheit geben, selbst einen Vorsprung zu thun, und macht ihn irre: dieser kleine Schatten soll sein Auge reizen, und macht es stumpf: die Gradation soll ihn stufenweise höher führen, und macht ihn matt; jene Inversion soll dem Gedanken einen Schwung geben, und macht den Zuhörer schwindlich: wie viel rhetorischen Wendungen des Cicero muß nicht also der geistliche Redner entsagen, um nicht ein tönend Erz zu seyn. — Und nun setze man dazu, daß unsre ganze Wortfügung nicht das periodische Bild erlaubt, das mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, besser ausmalt, und bei dem Schlußwort ein Siegel der Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künste der Lateiner gehen verloren, die eine Saite nach der andern mit jedem neuen Wort treffen, und mit dem lezten das ganze

Ohr und die ganze Seele füllen. Da nun die deutsche Sprache hierinn nie die lateinische erreichen kann: warum entsagt sie denn ihrer eignen Freiheit, um in römischen Fesseln sich periodisch im Triumph aufführen zu lassen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts ähnliches, als: „viel Worte machen; einen „kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten „aufschwellen, labyrinthische Perioden flechten, bei „welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man „einen ganzen Sinn fassen kann*: „ so verkennet er Cicero ganz. „Sein Stil ist alsdann der schlechte „Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pnevmata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — „Wenn solche Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte „und verschraubte Glieder und Einschiebsel kaum mit „dem Auge verfolgen kann, ohne schwindlicht zu werden, — wenn solche Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners „Wort vor Wort zugezählet werden; nimmermehr „kann die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß, sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, „und am Ende auf einmal übersehen**. Und im

* Lit. Br. Th. 9. p. 92. ** Th. 6. p. 313.

„Grunde sind dies nichts weniger, als ciceroni-„anische Perioden. Man suche die allerlängsten „aus den Reden des Römers: man findet keinen „einzigen, in welchem die Symmetrie in Gedanken „und Worten vernachläßigt ist. Nur diese Symme-„trie macht die langen zusammengesetzten Perioden „erträglich, besonders wenn sie selten eingestreuet wer-„den *.„

Ich schreibe diese Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil sie wahr, nach dem Zustand unserer ciceronianischen Schulübungen nöthig, und wenn sie auch nur einen einzigen schlechten Homileten, oder Schulrhetor überzeugten, schon nützlich genug wären. Ich habe sie aber auslesen müssen, weil die Literaturbriefe an diesen Stellen manchmal selbst in den weitschweifigen homiletischen Stil ** unter homiletischstrenge Gründe, und in homiletisch langweilige Rechtfertigung † sich zu verirren scheinen. Das erste und letzte citire ich unten; zu dem mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn in ciceronianischen Perioden verkündigt ††„ Antwort: und wenn kein Apostel, Prophet und Kirchenlehrer es so verkündigt hätte: und der ciceronianische Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, dem Nachdruck einer Predigt entgegen; ja

* p. 317.

** p. 313.

† p. 321 · 347.

†† p. 317.

wenn er alles dies beförderte — so ist er immer erlaubt und nöthig, denn kein Apostel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn Deutsch, auf Kanzeln siebzehn hundert Jahre nach Christi Geburt, in Mantel und Kragen für unsre Zuhörer gepredigt. Und Paulus macht in seiner Sprache, nach seiner Denkart, zu seinem Zwecke doch auch bisweilen Perioden, welche mit allen ihren Parenthesen nie von uns nachgeahmt werden können. Eben so mag ein andrer untersuchen: "ob Cicero solche labyrinthische Perioden alsdann geflochten, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge „kitzeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen wollte „u. s. w.*„ Ich weiß nicht, ob Cicero sch[illegible] ein Sophist gewesen, ich breche gar vom Kanzelstil ab, damit nicht, wenn dies wäre, ein witziger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerst zum Ritter werden will, mir gar zu diesem Stücke der Parallele salutire mit jenen Worten aus Ovids Verwandlungen:

Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit
Raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.

Ich frage vielmehr: haben denn die Alten — haben selbst die Römer — haben sie selbst in der politischen Beredsamkeit ihren Cicero als solch ein erhabenes Muster angesehen, in quo ingenii humani summa vis et quasi mensura eluxit et con-

* Lit. Br. Th. 3. pag. 317.

ftitit, und der das grösseste Vorbild seyn müßte, sich ihm nicht blos nachzubilden, sondern ihm nachzuahmen, ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung in allen Arten der Gelehrsamkeit zu machen — haben sie so gedacht? Es kann seyn: aber folgende Worte stehen auch in einem Römer, die seine Meinung von der alten Beredsamkeit enthalten, und die ich gleich auf unsere Homilien deuten kann. "Caßius „Severus lenkte sich zuerst von jenem gebahnten „Wege der alten Rednerei ab: aber ich behaupte, „nicht aus Schwäche des Genies, nicht aus Mangel „der Gelehrsamkeit, sondern mit reifer Ueberlegung „und mit Verstand. Er sahe nehmlich, daß mit dem „Geiste der Zeitalter, und mit der Veränderung „des Numerus für das Ohr (diversitate aurium) „auch die Form und Gattung der Beredsamkeit sich „ändern müsse. Damals konnte ein Volk, das unerfahren und ungebildet war, noch eine weitläuftige „Rede ausstehen, ja selbst das wurde dem Redner „zum Lobe angerechnet, wenn er einen ganzen Tag „mit seinem Vortrage hinbrachte. Daher konnten lange „Eingänge und Vorbereitungen, eine Reihe historischer weithergeholter Umstände, der prächtige Aufzug mit vielen Eintheilungen, die Steigerung von „tausend Beweisen, und was es sonst vor Regeln in „den trocknen staubichten Büchern des Hermagoras „und Apollodors gibt — alles konnte damals zur „Ehre gereichen: und hatte der Redner noch dazu

„etwas von Weltweisheit genaschet, und brachte aus „ihr ein Stück in seine Rede — o so wurde er zum „Himmel erhoben! Und wer wird sich hierüber wun„dern? Dies alles war neu und unbekannt; selbst die „wenigsten Redner sahen die Vorschriften der Rede„künstler und die Sätze der Weltweisen ein. Aber, „mein Gott! jetzt, da alles dies bekannt ist, da „kaum jemand an der Kirchenthür stehet, (der Römer „sagt, in cortina) der nicht die Anfangsgründe der „Religion, (im Lateinischen studiorum) wenn nicht „verdauet, so doch gekostet hätte: ist da nicht eine neue „Rednerbahn nöthig, um dem Ohr nicht verdrüßlich „zu werden: insonderheit vor einer Versammlung, „(der Römer sagt: vor Richtern, die nicht nach Ge„setz und Recht, sondern nach Gewalt und Ansehen „ein Urtheil fällen,) die sich nicht immer nach Grün„den und Pflicht, sondern nach Bequemlichkeit und „Neigung bestimmet, die sich nicht vom Redner „vorschreiben läßt, sondern sie sich selbst nimmt.„ So urtheilten die Römer*, über einerlei Redegattung, vor einerlei Volk, über einerlei Materie, in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; blos die Zeit hatte sich geändert — Und wir, in einer ganz verschiednen Art von Beredsamkeit, vor andern Zuhörern, über andere Sachen, in einer andern Sprache, zu andern Zwecken, wollen ihnen blind nachahmen? —

Jetzt höre man des vorigen Römers Urtheil von

* De cauff. corrupt. eloquent. dial.

Cicero, über den er doch besser urtheilen konnte, als wir: "Cicero hat ebenfalls der alten Beredsam„keit den Ausdruck seiner Zeit vorgezogen, und hat „die Redner eines frühern Zeitalters in nichts so sehr „übertroffen, als im Urtheil. Er ists, der die Rede „zuerst ausgebildet, zuerst eine Auswahl in Worten, „zuerst Kunst in Zusammensetzung der Theile gezeigt: „blühendere Stellen versucht, einige nachdrückliche „Sprüche erfunden — insonderheit in seinen spätern „Reden, die er in seinem Alter aufgesetzt, als er „durch Uebung und Erfahrung es schon gelernet hatte, „welches die beste Art des rednerischen Vortrages „sey. — Aber seine ersten Reden haben nicht ganz die „Fehler der alten Beredsamkeit vermieden: er ist in „den Eingängen schläfrig, im Erzählen weitschwei„fig, schweift müßig aus: kömmt spät in Hitze, „und selten wird diese Hitze Feuer, u. s. w.„ Ich führe diese Stelle an, nicht als wenn wir die Fehler zu vermeiden hätten, die ihm Aper Schuld gibt, die muste man damals vermeiden, da der Verfasser dies schrieb, und in Absicht auf uns hat sich diese jüngere Beredsamkeit ohnstreitig wieder sehr verändert. Ich will nur das ungeheure Vorurtheil bestürmen: Cicero ist ein Muster der Beredsamkeit, schlechthin und ohne Einschränkung: ihn nachahmen, heißt Original seyn! und zehn solche hochtrabende Ausdrücke, nach denen man in unsern Schulen, wie man sich rühmt, junge Ciceronen bildet,

und sie mit einem reinen gewässerten Stil zu einem Lateinischen Perioden in ihrer lieben Muttersprache gewöhnet. Ernesti in seiner nützlichen Vorrede zu Cicero, und Kloz in seinem Genius seculi *de Ciceronianis* haben einige im Schwange gehende Fehler der wörtlichen Nachahmung gerüget: wie *weit* der veränderte Geist der Zeiten und Situationen selbst dem Geiste der Beredsamkeit eine andere Gestalt gegeben — will ich nicht untersuchen, sondern kehre zu meinen geistlichen Ciceronen zurück. Mein folgendes Fragment betrachtet die Homiletik nicht zunftmäßig und theologisch: sondern als ein Stück der Literatur; in diesem Gesichtspunkte lese man es*. Es geht den vorigen Vergleichungen der Briefe nach, und zeigt: daß die Homiletik eine ganz andere Beredsamkeit fodere: daß sie allemal bei Ausbildung nach der politischen der Alten leiden müste: und an sich, ihrem wahren Begriffe nach, ihr ganz und gar nicht nachstehe.

* Da es hier unter Lateinischen Schriftstellern exuliren würde: so bleibts unter meinen Papieren.

IV.

IV.

Nachschrift.

Ich muß diese dritte Sammlung aus den Händen lassen, ohne noch zu wissen, wie ihre beiden ältern Schwestern aufgenommen sind; ich gebe ihr also einen Scheidebrief mit, den vielleicht schon die erste hätte vorzeigen sollen.

Ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige Deutsche Grammatik; die zweite für eine sehr ungründliche Bibelerklärung, für eine sehr mangelhafte Abbildung der Griechischen Dichtkunst; und endlich diesen dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer, förmlich und feierlich erklärte. Das kann ein jeder sehen, daß ich blos Stückwerke von Materialien aufzeigen wollte, so fern die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle es foderte, um über sie urtheilen zu können. Sagt man also: "meine Gesichtspunkte sind wahr, „aber noch nicht einleuchtend genug: sie sind nützlich, „aber nicht vollständig: sie reizen, aber wir wün„schen weiter zu sehen!„ sagt man dies, so lobt man mich, wie ich wünsche, über Fragmente gelobt zu werden.

Aber wenn man mich aus fremden Standorten

ansähe; das überginge, was ich zuerst nur von weitem zeige, ob man auch darauf merke? — auf das lobend oder tadelnd fiele, was ich hingeworfen; kurz! an meinem Bilde Fußzehen, Kolorit und Faltenwerfung betrachtete; alsdann habe ich vergebens geschrieben, und wie schmerzhaft ist dies für den, der als Liebhaber, als Patriot schrieb, über Sachen, von denen er weder Titel, noch Brod, noch Lohn hat.

Ich habe hier und da freie Urtheile eingestreuet: wie sie dastehen, scheinen sie leichtfertig, ich nehme dies Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung; aber wie ich sie dachte, waren sie peinlich. Wer da sagt, daß ich um Beifall buhle; der hat mir nicht ins Gesicht gesehen: viele müßten sich selbst ablegen, wenn sie von meinen schlechten Fragmenten blos unpartheiisch urtheilen wollten. Wäre unser Bücherton in Deutschland republikanischer; wie manches hätte ich deutlich sagen können, wo ich jetzt, vielleicht dunkel, oder kühn in Parabeln und Anspielungen rede. Wer diese als Zwecke und Schönheiten meines Stils ansieht: der siehet mit mir nicht gleich; wer aber sagt, daß ich blos, um leichtsinnig zu tadeln, habe schreiben wollen, der thut mir Unrecht. Da die meisten Schriftsteller, über die ich rede, berühmter sind, als daß ich mit meiner schwachen Brust ihr Lob würdig ausrufen könnte, wie ich dies mit voller Ueberzeu-

gung hinschreibe: so konnte ich von mir selbst es nicht fodern, sie im akademischen Leichentone zu loben: man nehme von einem Armen ein kleines herzliches Wort statt gleißender Complimente an. Ich rede blos von Schriften, die das Vergnügen und die Beschäftigung meiner Einsamkeit ausmachen, die ich nicht genug lesen kann, und deren Würde nicht in Fragmenten, sondern in prächtigen Ehrenmälern glänzen muß.

Macht sich indeß ein handvester Kunstrichter fertig, mich, wenn ich bisweilen geschlummert hätte, bei einer günstigen Stunde, über Bord zu werfen; armer Schlummernder!

O nimium coelo et pelago confise sereno
Nudus in ignota, Palinure, jacebis arena.

Wo wird ein Aeneas seyn, der dein Grabmal baue!

Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorschaften nicht liebe. Die Materien also, vor denen diese nur Vorläufer hätten seyn sollen, werden aufgeschoben oder aufgehoben: wie das Publikum will. Ich wollte sie nennen: allein für wenige werden die Namen lockend scheinen: Philosophie und Aesthetik: die erste ist halb veraltet, die zweite hat man vielleicht noch nicht gesehen.

Sollte jemand meine dritte Sammlung der Deutschen Literatur nachtheilig, und es nach ihrer

gegenwärtigen Lage für nothwendiger halten, anzupreisen, als abzuschrecken: der will mich nicht verstehen. Will ich jemand von Kenntniß der Alten abhalten, oder ihn in ihrem Studio ermüden, der werfe mein Buch ins Feuer.*

* Der Leser, welcher die Nachschrift mit der Vorrede der zweiten Ausgabe des ersten Theils vergleicht, wird bemerken, daß die ersten Sätze aus der Nachschrift bereits in jene eingewebet sind. Es verdiente indessen auch die Nachschrift wegen des Uebrigen darinn enthaltenen aufbehalten zu werden.

Bayerische Staatsbibliothek München

deret
k 1975

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried <<von>>, / Müller, Johann Georg, / Herder, Caroline <<von>>,

Johann Gottfried von Herder's sämmtliche Werke

Bd.: 3,2

Tübingen 1805

Opp. 662 s-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10811868-2